Bibl. Mont 3288

Carl Ludwig Freyherrn von Pöllnitz

Kammerherrn Friedrich des Zweiten, Ritters des Ordens de la Generoſité, Mitgliedes der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin u. ſ. w.

Memoiren zur Lebens- und Regierungsgeſchichte der vier letzten Regenten des Preußiſchen Staats

mit einem berichtigenden Anhange.

Zweyter Band.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt.

Berlin, 1791.
In der Voſſiſchen Buchhandlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Memoiren
zur
Lebens- und Regierungsgeſchichte
der
vier letzten Regenten
des preußiſchen Staats.

Zweyter Band.

<36626441000016 S
<36626441000016
Bayer. Staatsbibliothek

Sobald Friedrich I. die Augen geſchloſſen hatte, verließ der neue König, der bis zum letzten Augenblicke ſeines Lebens bey ihm geweſen war, das Schlafgemach und begab ſich in ſein eignes Zimmer. Hier verhüllte er ſein Geſicht in ein Tuch, um ſeine Thränen zu verbergen. Das Gedränge war ſo groß, daß die Brüder des Königs und deren Prinzen ſich in der Menge verlohren. Niemand machte ihnen Platz, und als der neue König erſchien; konnten ſie nur mit der gröſten Mühe zu ihm durchdringen, um ſeine Knie zu umfaſſen.

Der Schmerz, von welchem er durchdrungen war, verhinderte ihn, auf die Beweiſe der Ehrfurcht und der Traurigkeit, die ſie ihm hier gaben, zu achten. Er ging ſchnell in ſein Zimmer und ſchmiß die Thüren

des Kabinettes hinter ſich zu. Nachdem er einige Augenblicke darin geweſen war; kam ſein Kammerdiener Abt heraus, um dem Oberhofmarſchall, Herrn von Printz, zu ſagen, daß er dem Könige den Etat des Hauſes bringen ſollte. Der Miniſter befolgte unverzüglich ſeinen Befehl. Nachdem der König die Liſte ein wenig durchlaufen hatte; foderte er eine Feder und durchſtrich den ganzen Etat. Er übergab ihn hierauf dem Obermarſchall wieder mit dem Beyfügen, daß er hiermit alle Hofchargen ſeines Vaters caſſire und aufhebe; jedoch ſolle ſich Keiner vom Hofe entfernen, bis das Leichenbegängniß des verſtorbenen Königs gehalten worden wäre. Der Obermarſchall gerieth über dieſe plötzliche und allgemeine Reform in eine ſolche Beſtürzung, daß er beym Herausgehen aus dem Kabinette auch nicht ein einziges Wort vorbringen konnte. Der Herr von Tettau *), der in Allem ein Sonderling war und aus

*) Er war Generallieutenant der Armee, Kammerherr, Chef der Gardes du Corps, Gouverneur von Spandau und Ritter des ſchwarzen Adler- und Johanniterordens.

der Angſt, in welcher er den Obermarſchall ſahe, ſchloß, daß zwiſchen ihm und dem Könige etwas Außerordentliches vorgegangen ſeyn müſſe, riß ihm den Etat aus den Händen und rief, da er ihn durchgeſtrichen fand, aus: Meine Herren! unſer guter Herr iſt todt, und der neue König ſchickt Euch Alle zum Teufel! Dieſer Spaß ſchien anfänglich ganz am unrechten Orte angebracht zu ſeyn. Als man aber endlich ſahe, daß er nur zu wahr geredet hatte; ſahe und hörte man Nichts als Thränen und Seufzer. Die Betrübniß war allgemein. Auf allen Geſichtern ſahe man den Ausdruck des Schmerzes, der nie allgemeiner empfunden wurde.

Am folgenden Tage ordnete der König das Leichenbegängniß ſeines Vaters ſelbſt an, und zwar mit allem Pompe und allen Ceremonien, die dazu von Rechtswegen gehörten. Da er bey dieſer Gelegenheit in das geringſte Detail eindrang; konnte man ſchon daraus ſchließen, daß er künftighin in Allem, was die Ausgaben und die Oekonomie ſeines Hauſes beträfe, ſich lediglich auf ſich allein verlaſſen

werde. Hierauf reiſte er in Begleitung der Generale Dörfling, Löben und Krummenſee nach Wuſterhauſen. *)

Während ſeinem Aufenthalte an dieſem Orte war er damit beſchäftigt, den Plan zu ſeiner künftigen Regierung zu entwerfen. Unterdeſſen wurde der Leichnam des vorigen Königs auf einem Paradebette von karmoiſinem Sammte mit Perlen beſetzt ausgeſtellt. Er war mit den königlichen Kleinodien geſchmückt, hatte das ſchwarze Adler Ordensband um den Hals, den Zepter in der einen Hand, und den Reichsapfel in der Andern. Fünf oder ſechs Tage hindurch war es einem Jeden erlaubt, ihn Vormittags von zehen bis zwölf, und Nachmittags von drey bis fünf Uhr zu ſehen. Während dieſer Zeit ſtanden die Kronbedienten in langen Trauermänteln um das Paradebett herum. Am 4ten März nahm man dem Leichnam die königlichen Kleinodien ab und zog ihm ein langes Kleid von Drap d'or an. So legte man ihn nun in einen Sarg und trug ihn in die alte Schloßkapelle, wo man ihn auf ein

*) Ein Jagdſchloß, drey Meilen von Berlin.

Trauergerüſt ſetzte. Hier blieb er ſo lange ſtehen, bis Alles zum Leichenbegängniſſe in der Domkirche vorbereitet war. Der König wohnte demſelben bey, weil es bey den Deutſchen und nordiſchen Völkern überhaupt Sitte iſt, daß die nächſten Anverwandten den Todten dieſe letzte Ehre erweiſen. Der Biſchof Bähr, welcher den König Friedrich I. im Jahre 1701. geſalbt hatte, erhielt den Auftrag, die Leichenrede zu halten. Er weinte dabey und rührte alle ſeine Zuhörer bis zu Thränen. Sobald der Leichnam im Gewölbe war, zog der König ſeine Trauerkleider aus und legte die Uniform an. Er ſetzte ſich nun zu Pferde, ſtellte ſich an die Spitze der Garden, welche den Platz vor der Domkirche beſetzt hatten, und ließ ſie eine dreyfache Salve geben. Die übrigen Regimenter, welche in den Straßen, durch welche der Leichenzug gekommen war, in Reihen ſtanden, folgten dem Beyſpiele der Garden und die Kanonen auf den Wällen thaten ein Gleiches.

Obgleich Friedrichs I. Leichenbegängniß erſt fünf Monate nach ſeinem Abſterben gehalten wurde; ſo habe ich es doch gleich

hinter einander beſchrieben, um nicht her-
nach in meiner Erzählung unterbrochen zu
werden.

Nachdem Friedrich Wilhelm nun
ſeinem Vater die letzte Ehre erwieſen hatte;
beſchäftigte er ſich ganz allein mit der Ein-
richtung ſeiner Finanzen. Kein Fürſt auf
der Erde kannte die Vortheile beſſer, die ein
Staat daraus ziehen kann. Der verſtorbene
König hatte einige Schulden hinterlaſſen;
ſie waren aber um ſo weniger läſtig, da er
zugleich große Schätze an baarem Gelde ſo-
wohl als in goldenem und ſilbernem Geſchirr,
in Edelſteinen und koſtbarem Hausgeräthe
hinterließ.

Friedrich Wilhelm verkaufte einen
großen Theil dieſer Effekten. Auch des Mar-
ſtalls, Eines der Schönſten und beſt verſe-
hendſten in Europa, ward nicht geſchont;
ſondern Alles wurde zu Gelde gemacht. Die
Juden hatten dabey überflüßige Gelegenheit,
ihre Habſucht zu befriedigen. Indeſſen ka-
men aus dem Verkaufe dieſer Sachen ſehr
beträchtliche Summen heraus, die den erſten

Grund zu dem Schatze legten, den Frie⸗drich Wilhelm geſammlet hat.

Nachdem dieſe erſten Einrichtungen ge⸗troffen worden waren; richtete er auch ſeinen und der Königin Hofſtaat ein. Alles Dieſes wurde zwar weit ökonomiſcher eingerichtet, als es bey ſeinem Vater geweſen war; doch herrſchte immer noch eine gewiſſe Würde dar⸗in. Wahrſcheinlich würden die Sachen auch auf dieſem Fuße geblieben ſeyn, wenn der Fürſt von Anhalt dem Könige nicht einge⸗redet hätte, daß es ſich nicht für einen Krie⸗ger ſchicke, die Etikette zu beobachten und ei⸗nen Hofſtaat zu halten. Er wiederhohlte ihm dieſes ſo oft, daß er endlich den König nach und nach dahin brachte, daß er mehr als Privatmann, denn als Monarch, lebte. Von allen hohen Aemtern wurde bloß die Stelle eines Obermarſchalls beybehalten; al⸗lein ſie war mit eben ſo wenig Anſehen als Einkünften verbunden. Der Herr von Ka⸗mecke verlohr ſeine Stelle eines Grand-Mai-tre de la Garderobe, und der König glaubte ihn hinlänglich dafür zu entſchädigen, daß er ihm ein Regiment gab. Der Staatsminiſter

von Kamecke behielt ſeine Stelle; verlohr aber einen Theil ſeiner Penſion und hatte die Kränkung, zu ſehen, daß der neue König ihm gar nicht die Achtung bezeigte, die er zu verdienen glaubte. Die meiſten Kammerherren und Kammerjunker mußten den Küraß anziehen. Die hundert Mann Schweizergarde erhielten ihren Abſchied und die Gardes du Corps würden daſſelbe Schickſal gehabt haben, wenn der König nicht vor ihrem Chef, dem Herrn von Tettau, ſo viele Hochachtung gehabt hätte. Kaum war Dieſer aber todt; ſo wurden ſie unter die Gensd'armes geſteckt, die nun aus fünf Escadrons beſtanden.

Der König blieb aber noch nicht hierbey ſtehen. Er ſchmählerte oder ſtrich auch die Penſionen, und nahm ſich vor, ſelbſt zu regieren. Er hob den Staatsrath auf, weil er glaubte, daß derſelbe ſeinem Anſehen nachtheilig ſey. Dieſes fiel um ſo mehr auf, da Friedrich I. Nichts als nach dem Gutachten ſeiner Miniſter entſchieden hatte. Allein der Charakter dieſer beyden Fürſten war auch ganz und gar verſchieden. Friedrich Wil-

helm war kein Freund von Pomp und Pracht. Friedrich I. hielt ſie für unentbehrliche Mittel, um der königlichen Würde Ehrfurcht zu verſchaffen. Jener, ganz und gar mit dem Kriegsweſen und den Staatsangelegenheiten beſchäftigt, betrachtete die Wiſſenſchaften bloß als Beluſtigungen des Geiſtes, die mehr zur Befriedigung der Neugierde als zu einem reellen Nutzen dienlich wären, und verachtete ſie daher. Dieſer hielt ſie für die kräftigſten Mittel, die Sitten ſeiner Unterthanen zu verfeinern, und verlieh ihnen daher ſeinen Schutz. Friedrich Wilhelm ſetzte ſeine Größe in die größere Anzahl ſeiner Truppen; Friedrich I. von Natur zum Frieden geneigt, hielt nur ſo viel Soldaten, als er brauchte, um ſeine Rechte zu behaupten und ſeine Unterthanen zu ſchützen.

Unterdeſſen ernannte Friedrich Wilhelm drey neue Miniſter, den Herrn von Grumbkow, von Kreuz und von Kraut.

Der Herr von Grumbkow hatte dem Könige wegen ſeines luſtigen Temperaments

und ſeines Hanges zur Satyre gefallen. Da er ihn überdem bey der Armee in Flandern mit dem Herzoge von Marlborough und dem Prinzen Eugen ganz vertraut umgehen geſehen hatte; ſo hatte er ſich eine hohe Idee von ſeinen Verdienſten und ſeiner Geſchicklichkeit in Geſchäften gemacht. Dieſes Urtheil gründete ſich auch wirklich nicht auf eine vorgefaßte Meinung. Der Herr von Grumbkow war wirklich fähig, die gröſten Plane zu entwerfen: allein ſein Hang zu den Ergötzlichkeiten und ſein natürlicher Leichtſinn erlaubten ihm nicht, ſie auszuführen. Sein Geiſt war mehr für die Geſellſchaft, als zum Arbeiten, gemacht. Ob er es gleich bis zum Marſchall gebracht hatte; ſo war doch der Krieg keinesweges ſeine Sache: wenigſtens ſetzten ihn Diejenigen, die unter ihm gedient hatten, nicht unter die Zahl der Helden. Da er indeſſen ehrgeizig bis zum Uebermaaß und von ſich ſelbſt außerordentlich eingenommen war; ſo bezog er Alles auf ſich allein und wollte nicht nur über ſeines Gleichen, ſondern auch ſogar über den König, herrſchen. Dieſer räumte ihm auch wirklich

mehr Gewalt über ſich ein, als es bis jetzt bey irgend Jemanden der Fall geweſen war. Er überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen und Wohlthaten. Demungeachtet redete dieſer undankbare Miniſter von ſeinem Herrn in ſo unbedachtſamen Ausdrücken, daß man von ihm hätte glauben ſollen, er thue dieſes nur, um zu hören, was Andere von ihm ſagten. Dem ſey nun, wie ihm wolle; gnug ein ſo unvorſichtiges Betragen entzog ihm die Gunſt des Königs und verurſachte ihm ſo vielen Kummer, daß er ihn nicht zu ertragen vermogte, wie wir in der Folge ſehen werden.

Der Herr von Kreuz war anfänglich Auditeur beym Regimente des Kronprinzen geweſen. Als er vom Könige ins Miniſterium geſetzt wurde, war er ſein geheimer Sekretär. Der König erhob ihn auch in den Adelſtand; aber er verlohr dadurch nicht ſein bürgerliches Ausſehen. Es war wohl Niemand hochmüthiger als er. Seine Manieren waren höflich oder grob, nach Maaßgabe der Perſonen oder der Umſtände, oder der Laune, die er gerade hatte. Er war ſtets ein Feind des alten Adels. Er ſuchte ihn daher

immer von den Geſchäften zu entfernen und es lag wahrlich nicht an ihm, daß derſelbe nicht ganz entadelt wurde. Unter allen Miniſtern war er Derjenige, der den König in ſeiner Neigung zur Oekonomie vorzüglich beſtärkte. Er bereicherte ſich dabey für ſeine Perſon und bekümmerte ſich wenig um das Glück oder Unglück Anderer.

Der Herr von Kraut war Kaufmann in Berlin geweſen und hatte viel mit der Elle ausgemeſſen. Nachher war er Banquier geworden. Durch Begünſtigung des Glücks hatte er ſich in kurzer Zeit ziemliche Reichthümer erworben, ſo daß er dem Könige Friedrich I. oft anſehnliche Summen vorgeſchoſſen hatte. Dafür erhielt er die Stelle eines General-Kriegs-Zahlmeiſters. Vermöge derſelben hatte er die Bezahlung der Truppen in Italien und Flandern zu beſorgen und die Subſidien, welche England und Holland zahlten, zu verrechnen. Bey der Gelegenheit brachte er immer mehr Geld zuſammen. Er ließ ſich daher endlich adeln. Er hatte nur einen einzigen Sohn, den er als einen großen Herrn erziehen und in Mi-

litärdienſte treten ließ. Da dieſer ſich in eine Flamänderin von niedriger Geburt verliebt hatte; ſo heirathete er ſie wider den Willen ſeines Vaters, der über die Mißheirath ſeines Sohnes ein großes Geſchrey erhob, wodurch er ſich zugleich zum Gegenſtande des Gelächters und des Mitleidens machte. Er erkannte daher auch nie ſeine Schwiegertochter und deren Kinder an: ſondern wendete nach dem Tode ſeines Sohnes bey Denen, die den nächſten Zutritt zum Könige hatten, Alles an, damit ſeine Enkel für unächte Kinder erklärt würden, welches er auch erlangte. Er gab hierauf der Mutter eine Summe von funfzig tauſend Thalern und bewirkte dadurch nun ſo viel, daß er der letzte adeliche Sprößling ſeines Hauſes wurde, ſo wie er der Erſte deſſelben geweſen war. Der König vertrauete ihm, da er ihn zum Miniſter machte, das Commerz- und Manufaktur-Departement, beſonders die Tuchmanufakturen, an, weil dieſe ihm mehr als alles Uebrige am Herzen lagen. Kraut entſprach den Wünſchen des Königs vollkommen. Er brachte die Tücher zu einem ſolchen Grade

der Vollkommenheit, daß ſie vielleicht ſelbſt die holländiſchen übertrafen. Er würde auch gewiß den Handel auf einen beſſern Fuß geſetzt haben, wenn er freyere Hand gehabt hätte.

Man legte dieſem Miniſter große Einſichten bey. Er verſtand ſich gut auf das Finanzweſen und hatte vollkommene Kenntniß vom Innern des Staats: aber er bekümmerte ſich ſehr wenig darum, den Unterthanen Erleichterung zu verſchaffen und erhielt ſich nur dadurch in ſeinem Poſten, daß er Alles, was der König wollte, billigte. Von Natur war er grob und hartherzig; Er liebte den Wein und die Mädchen und wurde gegen das Ende ſeines Lebens ſo geizig, daß er aus Furcht, er mögte zuletzt Mangel leiden, ſich ſelbſt die nothwendigſten Bedürfniſſe des Lebens verſagte. Er war unaufhörlich beſorgt, er mögte beſtohlen werden; daher er ſeinen Geldkaſten nie aus den Augen verlohr und Thüren und Fenſter vergittern und verriegeln ließ. Nie war wohl die Thür eines Kerkers beſſer verwahrt, als es ſein Zimmer war. Man wollte zuletzt noch eine Unterſuchung gegen ihn anſtellen, indem man ihn wegen Unterſchleif

ange-

angeklagt hatte; und gewiß würde er ſich nicht ſo ganz gut herausgezogen haben, wenn er ſich nicht wahnſinnig geſtellt hätte. Dies hinderte aber nicht, daß der König ſich nach ſeinem Tode eines Theils ſeiner Verlaſſenſchaft bemächtigte; worauf das Uebrige ſeine Neffen erhielten.

Dies waren die drey Miniſter, die der König am häufigſten bey dem, was das Innere des Staats betraf, zu Rathe zog. Der Herr von Jlgen war Miniſter im Departement der auswärtigen Angelegenheiten; denn wenn er gleich die Grafen von Dohna und Dänhof über ſich hatte; ſo war er doch Derjenige, durch den Alles ging.

Wenn der Fürſt von Anhalt-Deſſau gleich nicht Staatsminiſter war; ſo ſtelle ich ihn doch denſelben zur Seite, weil er zu Anfange der Regierung einen ſehr ſtarken Einfluß auf den Gang der Geſchäfte hatte. Er hatte einen ſehr vortheilhaften Wuchs. Sein ganzes Weſen, ſeine Phyſiognomie, ſeine Kleidung, kurz Alles, kündigte den Kriegsmann und zugleich auch den Sonderling an. Er war thätig, arbeitſam und uner-

müdet. Hitze und Kälte, Mangel und Ueberfluß ertrug er mit gleichem Muthe. Tapfer war er bis zur Verwegenheit; in der Kriegszucht äußerſt ſtreng; liebte aber die Soldaten, belohnte ſie und ging zuweilen ganz vertraut mit ihnen um. Dabey war er ein warmer und treuer Freund, aber auch ein unverſöhnlicher Feind; ließ ſich leicht gewinnen und beharrte auf ſeine Launen. In ſeiner Jugend wenig zur Regelmäßigkeit gewöhnt, waren Ausſchweifungen lange Zeit hindurch die Seele ſeiner Vergnügungen und Grauſamkeit das Ende ſeiner Handlungen. Von der Pracht des Hofes und dem Zwange, worin die Großen gemeiniglich leben, entfernt, beobachtete er in ſeinen Manieren wenig den Wohlſtand, und überhaupt war ſeine Lebensweiſe ſeiner Würde wenig angemeſſen. Als ein großer Freund der willkührlichen Macht hätte er gern die ganze Welt zu Sklaven und ſich ſelbſt zum alleinigen Herrſcher gemacht. Sonderbar in allen ſeinen Urtheilen zeigte er auch eine ſo ſtarke Abneigung oder vielmehr Verachtung gegen die Wiſſenſchaften und die Gelehrten, daß er ſeinen Prinzen nicht einmal einen Lehrer

geben wollte, weil er ſehen wollte, was ihr eignes Genie aus ihnen machen würde.

Friedrich Wilhelm war ungefehr fünf und zwanzig Jahre alt, als er zur Regierung kam. Da er ſich mit außerordentlichem Eifer der Geſchäfte annahm; ſo wollte er auch die Entſtehung und den Urſprung von Allem wiſſen. Er ließ zu dem Ende den ehemahligen Präſidenten von Danckelmann kommen und hofte, von ihm große Aufſchlüſſe zu erhalten. Das war der Herr von Sulli vor Ludwig XIII. Der König fand indeſſen in ſeinem Benehmen und in ſeinen Reden gar nicht Das, was er erwartet hatte, und der Herr von Danckelmann in dem Könige nicht die Denkungsart ſeines ehemahligen Herrn. Dennoch bot ihm der König ſeine vorigen Stellen wieder an; allein der Herr von Danckelmann antwortete, daß ſeine ſechzehenjährige Gefangenſchaft ihn mit dem jetzigen Gange der Geſchäfte ganz unbekannt gemacht hätte und daß ſein Alter ihm nicht erlaubte, ſich noch die gehörige Kenntniß davon zu verſchaffen. Sie trennten ſich alſo wie-

der, ohne ſonderlich mit einander zufrieden zu ſeyn.

Der Friede wurde unterdeſſen kurz nach der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelms zu Utrecht geſchloſſen und unterzeichnet. Durch einen Vergleich, den ſeine Gevollmächtigten daſelbſt mit Denen des Kaiſers ſchloſſen, verſicherte ihm der Kaiſer den Beſitz des obern Quartiers von Geldern, das bereits Friedrich I. mit Einwilligung des Hauſes Oeſtreich zur Sicherheit wegen der beträchtlichen Summen, die er an Spanien zu fodern hatte, erhalten hatte. Die Generalſtaaten hatten es mit Verdruß geſehen, daß Venlo und das Fort St. Michael von den Preußen beſetzt worden waren. Sie wünſchten, dieſe Plätze geräumt zu ſehen, weil ſie fürchteten, der König mögte Herr der Ueberfahrt über die Maas, nach Maſtricht zu, werden: Der verſtorbene König aber hatte Luſt bezeigt, das ganze Oberquartier zu behalten. Die Unterhandlungen darüber zu Utrecht hatten ſich ein wenig verzögert. Friedrich Wilhelm aber, der weniger Ehrgeiz beſaß als ſein Vater,

hatte ſich erklärt, ſich mit einem Theile dieſer Provinz zu begnügen. Da die Königin von England ſahe, daß dieſe Erklärung den Frieden, den ſie durchaus zu Stande bringen wollte, erleichterte; ſo gab ſie ihren Gevollmächtigten neue Inſtructionen, in die kaiſerlichen Miniſter zu dringen, daß ſie einen Abtretungsvergleich über einen Theil dieſer Provinz zu Gunſten des Königs machen ſollten. Die Generalſtaaten boten natürlich ebenfalls ihre Hände dazu, weil ſie hoften, daß ihr Zutritt den König beſtimmen würde, in dem Bündniſſe zu bleiben, im Fall der Friede mit Frankreich nicht zu Stande kommen ſollte. Unterdeſſen konnte der Graf von Sinzendorf, erſter kaiſerlicher Ambaſſadeur beym Congreſſe, ſich nicht zu einer Zerſtückelung verſtehen, die ſeinem Herrn nothwendig unangenehm ſeyn mußte. Um ihn endlich zum Entſchluſſe zu bringen, erklärten ihm die Engländer, daß, wofern er nicht binnen vier und zwanzig Stunden die Abtretung eines Theils von Geldern unterzeichnete, ſie den Befehl hätten, dem Könige das ganze Oberquartier zu übergeben.

Dieſe Drohung erſchütterte endlich den Grafen. Er unterzeichnete wirklich den Tarktat am 2. April in der Ueberzeugung, daß ihn der Kaiſer nicht ratifiziren würde, wie denn auch die wirkliche Abtretung erſt im folgenden Jahre zu Raſtadt erfolgte. Der Inhalt dieſes Traktats war:

Artikel I. Da der Kaiſer Leopold I. auf gewiſſe Art und unter gewiſſen Bedingungen dem verſtorbenen Könige von Preußen verſprochen habe, es über ſich zu nehmen, ihn wegen einiger Anſprüche zu entſchädigen, die er an Karl II. König von Spanien, zu machen habe, und weswegen gedachter König von Preußen ſich des Oberquartiers vom ſpaniſchen Geldern bemächtigt habe; ſo habe Se. kaiſerliche Majeſtät zur Befeſtigung und Aufrechthaltung des guten Vernehmens und in Betracht der großen Verdienſte, die Se. preußiſche Majeſtät ſich um das Haus Oeſtreich erworben habe, ſo wie in der Hofnung, daß der jetzt regierende König mit gleichem patriotiſchen Eifer darin fortfahren werde, beſchloſſen und ſey durch die bevollmächtigten Miniſter höchſtgedachter

kaiſerlicher, ſo wie katholiſcher, Majeſtäten, den Grafen von Sinzendorf und den Baron von Kirchner, auf der einen, ſo wie durch die bevollmächtigten Miniſter Sr. königlich-preußiſchen Majeſtät, den Grafen Friedrich von Dänhof und den Herrn von Bieberſtein, auf der andern Seite, ſtipulirt und ausgemacht worden: Daß Se. königlich-preußiſche Majeſtät von beſagten Anſprüchen abſtehen und ihnen völlig entſagen, diejenigen ausgenommen, welche ihnen jetzt auf die Provinzen der Niederlande angewieſen ſeyen, und daß Höchſtdieſelben ihre Truppen aus den Forts Venlo und St. Michael ziehen wollten, ſobald ſie in den Beſitz der abgetretenen und unten ſpecifizirten Länder geſetzt worden ſeyen.

Artikel II. Zu dem Ende treten Ihre kaiſerliche und katholiſche Majeſtäten in beſter Form Rechtens ihren Antheil an dem Oberquartier von Geldern, das der König von Preußen für jetzt beſetzt habe, und zwar namentlich die Stadt Geldern nebſt ihrem Zubehör und Dependenzen, insbeſondere die Städte, Aemter und Herrſchaften Strah-

len, Wachtendonk, Middelaer, Walbeck, Aerſſen, Afferden und Well, ſo wie auch Rayen und Klein-Kevelaer mit allem ihren Zubehör und Dependenzen, ingleichen das Land Keſſel mit ſeinem Zubehör, ſo und dergeſtalten an Se. königlich-preußiſche Majeſtät ab, daß Höchſtdieſelben für ſich und ihre Erben und Nachkommen, ſowohl männlicher als weiblicher Linie, in eben der Eigenſchaft dieſer Länder genießen, wie bis dahin das Haus Oeſtreich derſelben genoſſen habe; insbeſondere aber noch ſo, wie der letzte König von Spanien ſie beſeſſen habe. Uebrigens machen ſich Se. kaiſerliche Majeſtät anheiſchig, den König ſogleich nach Auswechſelung der Ratifikationen dieſes Vergleichs in den wirklichen und ruhigen Beſitz aller derjenigen Länder zu ſetzen, die ihm abgetreten worden wären und die er noch nicht in Beſitz genommen habe.

Was die Religion anbetrift; ſo war darüber feſtgeſetzt, daß Alles auf dem alten Fuße bleiben und alle Stellen in der Landesregierung oder ſonſt irgendwo mit Eingebohrnen

beſetzt werden ſollten, die eidlich verſichert hätten, daß ſie der katholiſchen Religion zugethan ſeyen. Für die Juſtizverwaltung ſollte ein beſonderes Tribunal errichtet werden, damit die Stände und Unterthanen nicht außerhalb Landes vor fremde Gerichtshöfe gezogen werden mögten. Für die Sicherheit der Bezahlung der Schulden, welche Se. königlich-preußiſche Majeſtät übernommen, ſollten ungeſäumt von beyden Seiten Commiſſarien ernannt werden. Zugleich machten ſich beyde contrahirende Theile anheiſchig, keine neue Feſtung an der Maas oder überhaupt in dem ganzen Diſtrikte von Geldern anzulegen. Uebrigens wurden dem Könige ſeine Rechte auf die jährlich zu ziehenden 8000 Gulden, die auf die Zölle an der Maas angewieſen waren und ſich aus der Verlaſſenſchaft des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien herſchrieben, ſo wie auch auf St. Veith, Vianden und Bugenbach, und überhaupt auf alle übrige Länder, die zur oraniſchen Erbſchaft gehörten und in den ſpaniſchen Niederlanden lagen, vorbehalten. Es war noch darin ausgemacht,

daß der Traktat von beyden Seiten binnen ſechs Wochen, vom Tage der Unterzeichnung an gerechnet, ratifizirt werden ſollte.

Obgleich dieſer Traktat, wie ich ſchon geſagt habe, nicht ſogleich in Erfüllung ging; ſo hob er doch einen Theil der Schwierigkeiten, die den Frieden noch verzögerten. Die Königin von Groß-Britannien ließ durch ihre Geſandten öffentlich im Congreſſe erklären, daß dieſelben bereit wären, den Frieden mit den franzöſiſchen Miniſtern zu unterzeichnen und daß ſie alſo die Alliirten ermahnte, mit ihren Unterhandlungen vorwärts zu rücken und ſie ungeſäumt zu beendigen, weil ſie ſonſt ohne dieſelben unterzeichnen laſſen würde. Dieſe Erklärung hatte die Wirkung, daß die Alliirten die Unterzeichnung auf den 12. April neuen Styls feſtſetzten, welches in England gerade der Erſte dieſes Monats war, indem man daſelbſt nach dem alten Kalender rechnet.

Die engliſchen Gevollmächtigten bedachten unterdeſſen, daß ein am 1. April unterzeichneter Traktat der Oppoſitionsparthey in England Veranlaſſung zu unangenehmen Spöttereyen geben könnte, und richteten es da-

her ſo ein, daß die Unterzeichnung noch am 11. April Abends vor ſich ging. Die Friedenstraktaten wurden zwiſchen Frankreich und England geſchloſſen; dann zwiſchen Frankreich und Preußen, Portugall und dem Herzoge von Savoyen, welcher den Titel eines Königs von Sicilien erhielt, den er aber hernach in den eines Königs von Sardinien veränderte. Der Kaiſer und das Reich unterzeichneten nicht mit; ſondern wollten lieber noch einmal das Glück eines Feldzuges verſuchen, was ſie aber bald gereuete.

In dieſem mit Frankreich geſchloſſenen Traktate erkannte Se. allerchriſtlichſte Majeſtät kraft der vom Könige von Spanien erhaltenen Vollmacht Friedrich Wilhelmen als König von Preußen und geſtand ihm den Titel Majeſtät zu. Beyde Kronen traten dem Könige und ſeinen männlichen und weiblichen Deſcendenten den gedachten Theil von Obergeldern nebſt dem Lande Keſſel und dem Amte Kriekenbeck auf immer und ewig ab und erkannten ihn als Souverain von Neufchatel und Vallangin. Dagegen entſagte der König

allen ſeinen Anſprüchen auf das Fürſtenthum Oranien und trat dem Könige von Frankreich die Domänen und Ländereyen von Chateau-Beliard in Franche Comté ab; machte ſich auch anheiſchig, die Erben des Prinzen von Naſſau-Friesland zu entſchädigen, damit der König von Frankreich nicht weiter in dem ruhigen Beſitze des Fürſtenthums Oranien geſtöhret werde. Englands Garantie wurde durch dieſen Traktat angenommen. In demſelben waren auch die dreyzehen Cantone mit ihren zugewandten Orten, und zwar namentlich das Fürſtenthum Neufchatel und Wallangin, das Graubündtner Land und die Republik Genf mit inbegriffen. Demſelben gemäß berief der König ſeine Truppen aus den Niederlanden zurück und begnügte ſich damit, dem Kaiſer mit dem gewöhnlichen Contingente beyzuſtehen, welches er als Churfürſt und Reichsſtand ſtellen mußte. Dieſer ganze Feldzug diente dem Kaiſer und Reiche indeſſen zu weiter Nichts, als ihre Schwäche zu zeigen. Frankreich bemächtigte ſich der Städte Freyburg und Landau und

nöthigte endlich den Kaiſer, einen für ihn noch weit nachtheiligern Frieden einzugehen, als ihm zu Utrecht angeboten worden war. Der Prinz Eugen von Savoyen und der Marſchall von Villars unterzeichneten ihn zu Raſtadt. Durch dieſen Frieden wurden die Churfürſten von Bayern und Cölln wieder in ihre Länder eingeſetzt, und das Oberquartier von Geldern, das der König ſchon im Beſitze hatte, wurde ihm darin beſtätigt.

Die auswärtigen Angelegenheiten wendeten die Aufmerkſamkeit des Königs nicht von ſeinem Hauptzwecke ab, welcher darin beſtand, ſein Haus zu vergrößern und ſeinen Unterthanen mehrere Vortheile zu verſchaffen. Er vermehrte ſeine Armee zu dem Ende ſehr anſehnlich und errichtete das Regiment, das unter dem Namen der großen Grenadierer ſo bekannt iſt. Er nahm dazu die ſchönſten und größten Leute aus ſeinen Truppen; ließ Mehrere aus den fernſten Ländern kommen und verwendete ſo ungeheure Summen darauf, daß die Nachwelt es kaum glauben wird.

Er hatte ſchon bey Lebzeiten ſeines Vaters angefangen, dieſes Corps zu bilden; es beſtand aber anfänglich nur aus einigen Compagnien, die er heimlich in Wuſterhauſen hielt. Als er den Thron beſtiegen hatte; machte er drey Bataillons daraus. Nie ſahe man wohl etwas beſſer Diſciplinirtes. Es war das Muſter, nach welchem ſich alle übrigen Regimenter formten. Allein ob ſie gleich der König ſehr liebte; ſo ſahe er ihnen doch in Nichts nach und ein einziger Ueberblick war hinlänglich, um den geringſten Fehler wahrzunehmen. Viele Officiere, die unter dieſem Corps dienten, machten ein Glück, das alle ihre Hofnungen übertraf, und es gab Soldaten darunter, die außer mehrern tauſend Thalern Handgeld noch täglich ein oder zwey Gulden Sold bekamen. Der König ertheilte ihnen auch wohl Kanonikate, die ſie an die Meiſtbietenden verkauften, ſo wie auch Landgüter und Häuſer. Viele handelten auch mit allerley Arten von Waaren; Mit einem Worte, man konnte von ihnen ſagen, daß ſie die wohlhabendſten und glücklichſten Soldaten auf der Welt ſeyen.

Der König hatte anfänglich bey ſeinem Regierungsantritte die Abſicht, ſein Regiment nach Berlin in Garniſon zu verlegen. Allein die Bürger weigerten ſich, ſie einzuquartiren, wodurch der König einen Widerwillen gegen ſeine Hauptſtadt bekam; daher er das Regiment nun lieber nach Brandenburg verlegte.

Allein die Entfernung dieſer Stadt, die acht Meilen von Berlin liegt, vermogte ihn in der Folge, Potsdam dazu zu wählen, wo er ein bequemes Haus hatte und nur für ſeine Soldaten Wohnungen erbauen ließ, welches der Stadt Berlin zu großem Nachtheil gereichte, ohne jedoch Potsdam einen weitern Vortheil zu verſchaffen, als daß er der Stadt mehr Häuſer als Einwohner gab. Hier war es nun, wo Friedrich Wilhelm zwiſchen militäriſchen Anordnungen und andern, das Innere ſeiner Staaten und die auswärtigen Angelegenheiten betreffenden, Einrichtungen ſeine Zeit theilte. Da er endlich ſahe, daß er nicht dahin gelangen konnte, die Streitigkeiten wegen der oraniſchen Erbſchaft, die ſeinem Vater ſchon ſo viel Mühe geko-

ſtet hatte, zu beendigen; weil die Generalſtaaten ſich immer damit entſchuldigten, daß ſie während der Minderjährigkeit des Prinzen von Naſſau-Friesland, ihres Mündels, Nichts endlich beſchließen könnten; ſo faßte der König den Entſchluß, ſich ſelbſt in den Beſitz der Länder zu ſetzen, die einen Theil dieſer Erbſchaft ausmachten. Die Baronie Herſtall im Lüttichſchen an den Ufern der Maas, nicht weit von den Thoren der Stadt Lüttich, gehörte mit dazu. Die Generalſtaat n hielten als Vormünder des Prinzen von Naſſau und Vollzieher des Teſtaments des Königs von England, Wilhelms III. dieſe Herrſchaft zurück, um ſie Demjenigen zu übergeben, dem ſie durch die Entſcheidung des Prozeſſes würde zugetheilt werden. Der König brachte hierauf die Sache vor den lüttich er Lehenshof und erhielt von ihm das Eigenthum der Herrſchaft. Er nahm alſo de facto Beſitz davon und gab den Generalſtaaten erſt, nachdem die Sache ſchon geſchehen war, Nachricht davon. Ihro Hochmögenden machten anfänglich großes Aufheben darüber, und gaben dem General Dopf, Gouver-

Gouverneur von Maſtricht, Befehl, die Preußen daraus zu vertreiben. Da aber der König deutlich zu verſtehen gab, daß er entſchloſſen ſey, ſich in dem Beſitze zu behaupten; ſo hielten es die Staaten, die ſo eben erſt einen ſehr läſtigen Krieg geendigt hatten, nicht für rathſam, ſich neue Unruhen zu machen, ſo daß der König alſo die Herrſchaft Herſtall behielt.

Der König hatte eben dieſe Sache beendigt; als die Nachricht von dem Abſterben ſeiner Großmutter, der Churfürſtin Sophie von Hannover, einlief. Sie war eine Enkelin des Königs Jacobs I. von England und durch eine Parlamentsacte zur Erbin des großbritanniſchen Thrones ernannt, den ſie in ihrem drey und achtzigſten Jahre beſtiegen haben würde, wenn ſie einige Monate länger gelebt hätte. Sie ſtarb plötzlich auf einem Spatziergange im Garten zu Herrenhauſen. Ihre Rechte auf die Krone Großbritanniens gingen nach ihrem Tode auf ihren Sohn, den Churfürſten Georg, über, der bald darauf derſelben theils

haftig wurde, indem die Königin Anna den 1. Auguſt 1714. zu London verſtarb.

Der neue König machte dem berliner Hofe dieſe Nachricht durch den Commandeur von Röden, ſeinen erſten Kammerherrn, bekannt. Friedrich Wilhelm nahm um ſo mehr Theil daran, da er jederzeit viel Freundſchaft für den Churfürſten gehegt hatte, der zugleich ſein Oheim und ſein Schwiegervater war.

Der Friede kam dem Könige bey den Einrichtungen, die er zu treffen hatte, um ſeine Staaten auf einen ſeinen Planen entſprechenden Fuß zu ſetzen, ſehr wohl zu ſtatten. Er war geneigt, mit ſeinen Nachbarn in gutem Vernehmen zu leben. Allein der nordiſche Krieg verwickelte ihn wider ſeinen Willen in Unruhen, die er ſo gern vermieden hätte.

Das Unglück, welches den König von Schweden gleichſam Schlag auf Schlag betroffen hatte, flößte ſeinen Feinden Muth ein, ſeinen gänzlichen Sturz zu befördern. Ich habe ſchon oben erzählt, daß der ſchwediſche General, Graf von Steinbock, ihnen die Spitze geboten hatte, und auch ſei-

ner nachher erlittenen Niederlage und ſeines Rückzuges in das Holſteiniſche Erwähnung gethan. Es wird alſo hier nicht am unrechten Orte ſtehen, wenn ich die weitern Folgen ſeiner Unglücksfälle beſchreibe. Das Herzogthum Holſtein gehörte damals dem Herzoge Friedrich, einem Neffen des Königs von Schweden. Da er erſt zwölf Jahre alt war; ſo führte ſein Oheim, der Biſchof von Lübeck, die Verwaltung des Staats unter dem Titel eines Adminiſtrators. Dieſer Prinz war wegen der Staaten ſeines Mündels ſehr beſorgt und wollte daher dem Scheine nach die Neutralität beobachten. Allein, es war ihm unmöglich, ſich darin zwiſchen der Armee eines Königs von Schweden, deſſen Erbe der junge Herzog einmal werden konnte, und zwiſchen den Heeren der nordiſchen Alliirten, die im Begriff waren, in ſeine Staaten einzufallen, zu halten. Er ſahe ſich ſo weit gebracht, daß er entweder die Armee des Königs von Schweden gänzlich verderben oder Holſtein der Rache des Königs von Dänemark bloß ſtellen mußte. In dieſer gefährlichen Lage nahm er zur Liſt

ſeine Zuflucht. Er befahl dem Commandanten von Tönningen, einem feſten Orte im Holſteiniſchen, die ſchwediſchen Truppen einzunehmen; zu gleicher Zeit aber verbot er ihm auch, jemals von dieſem Befehle zu reden. Der Commandant mußte es alſo allein auf ſich nehmen, der ſchwediſchen Armee den Eintritt in ſeine Feſtung geſtattet zu haben, gleichſam als wenn es ohne Vorwiſſen ſeines Herrn geſchehen wäre. Allein dieſe Liſt half zu Nichts. Die Dänen, Ruſſen und Sachſen belagerten Tönningen und die Hungersnoth zwang endlich den General Steinbock, ſich dem Könige von Dänemark am 16. May zu ergeben. Der König begnügte ſich aber damit noch nicht. Er bemächtigte ſich faſt aller holſteiniſchen Staaten unter dem Vorwande, daß durch die Aufnahme des Generals Steinbock die Neutralität verletzt worden ſey, zu welcher er ſich im Anfange des Krieges durch die Traktaten zu Altona und Travendahl bekannt hätte. Der Adminiſtrator behauptete dagegen, die ſchwediſche Armee ſey wider ſein Wiſſen und Willen in Tönningen einge-

rückt; weit entfernt, dem Commandanten zu befehlen, ihm die Thore zu öfnen, habe er ihm vielmehr ausdrücklich gerathen, gegen den General von Steinbock auf ſeiner Huth zu ſeyn; allein dieſer Vorſicht ungeachtet ſeyen die Schweden durch Liſt in die Feſtung gekommen, wie der General von Steinbock ſelbſt den Generalen der Alliirten geſtanden habe und man könne folglich ohne Ungerechtigkeit der Regierung hierbey nicht das Geringſte zur Laſt legen. Alle dieſe Klagen waren indeſſen vergeblich, ſo daß der Adminiſtrator zu den Mächten, die bey den altonaer und travendahler Traktaten zugetreten waren, ſeine Zuflucht nahm und ihre Garantie reclamirte. Der König gehörte mit zu Dieſen und verwendete ſich auch wirklich für das herzogliche Haus. Allein er fand bey den übrigen Mächten, die mit ihm die Garantie über die gedachten Traktaten übernommen hatten, ſo wenig Neigung, daß es bey den bloßen Verwendungen blieb.

Unterdeſſen waren die Sachſen und Ruſſen unter den Befehlen des Fürſten Menzikoff willens, nach der Einnahme

von Tönningen nach Pommern zurück zu gehen. Der König, dem es nicht gleichgültig ſeyn konnte, den Krieg ſo nahe an ſeinen Grenzen zu ſehen, bot ſeine Vermittelung wegen der Neutralität der ſchwediſchen Staaten in Deutſchland an. Er that deswegen dem Kaiſer und den übrigen bey dem Frieden am meiſten intereſſirten Mächten Vorſchläge. Allein der Kaiſer war noch mit Frankreich im Kriege begriffen, und die übrigen Mächte zeigten wenig Eifer, Schweden als einen ehemahligen Bundsgenoſſen dieſer Krone, zu begünſtigen. Während der Zeit ſchlug der bevollmächtigte Miniſter des Königs von Schweden, Graf von Welling, vor, die Städte Stettin und Wismar durch den König oder den Herzog, Adminiſtrator von Holſtein-Gottorp, ſequeſtriren zu laſſen, um dieſe Plätze ſowohl, als das Uebrige vom ſchwediſchen Pommern, gegen die Einfälle der Ruſſen und Sachſen zu ſichern. Er theilte ſeinen Vorſchlag dem Premier-Miniſter des Adminiſtrators, Baron von Görtz, mit, deſſen Beyfall er hatte und der es auf

ſich nahm, den König dazu zu überreden. Als er deswegen nach Berlin gekommen war; brachte er Friedrich Wilhelmen auch wirklich dahin, daß er die Hände dazu bot; denn außerdem, daß er aus eignem Triebe die Wiederherſtellung des Friedens und der Ruhe an ſeinen Grenzen wünſchte; vermogte ihn dazu auch noch die Pflicht des mit ſeiner Churwürde verbundenen Amtes eines Kreisdirectors. Dennoch wollte der König in dieſer Sache Nichts als mit Zuſtimmung der dabey intereſſirten Partheyen vornehmen. Zu dem Ende eröfnete er die Sache den Generalen der gegen Schweden feindlich geſinnten Mächte, welche ſogleich ihre Einwilligung dazu gaben. Man war daher ſchon im Begriff, Stettin und Wismar mit preußiſchen Truppen zu beſetzen. Allein als man dieſe Convention in Ausübung ſetzen wollte; weigerte ſich der General Meierfeld, Gouverneur vom ſchwediſchen Pommern, dieſelbe zu unterſchreiben, ob ihn gleich der Graf von Welling und der Adminiſtrator dringend darum baten; ſo daß der König, der ſich in dieſe Sache durchaus nicht miſchen

wollte, ohne daß beyde Theile völlig damit zufrieden wären, ſie ganz aufgab. Der Baron von Görtz drang zwar in ihn, daß er ſich doch mit den nordiſchen Alliirten verbinden und ihnen grobes Geſchütz geben mögte, um Stettin damit zu beſchießen und den Grafen von Meierfeld zu nöthigen, ſeine Hände zur gedachten Sequeſtration zu bieten; allein der König lehnte dieſes Anmuthen von ſich ab, um auch den kleinſten Schein zu vermeiden, als ſuche er mit dem Könige von Schweden zu brechen.

Bey dieſer Lage der Sachen nahmen die nordiſchen Alliirten, beſonders der König von Polen und der Czaar, ihr erſtes Projekt wieder vor, nemlich ſich des ſchwediſchen Pommerns zu bemächtigen. Sie brachen alſo mit ihren Armeen in daſſelbe ein und, nachdem ſie von Stade und aus Sachſen das nöthige Geſchütz, das der König ihnen verweigert hatte, hatten kommen laſſen; griffen ſie Stettin an, das ſich auch nach wenigen Tagen dem Fürſten Menzikoff, der bey dieſer Belagerung en Chef commandirte, ergeben mußte. Nunmehr fing der Graf

von Meierfeld an zubegreifen, daß es für Schweden weit vortheilhafter geweſen wäre, die vorgeſchlagene Sequeſtration anzunehmen, als Stettin in der Gewalt des Czaars und des Königs von Polen zu ſehen, indem die Eroberung dieſes Platzes den Verluſt von ganz Pommern nach ſich ziehen mußte. Er wendete ſich alſo nunmehr an das Haus Gottorp und bat es, ſeine Bitten bey dem Könige zu erneuern. Der Baron von Görtz kam alſo nach Berlin zurück, um wegen der Sequeſtration von Neuem Unterhandlungen zu pflegen. Auf der andern Seite ließ der König von Polen, der für ſich allein nicht im Stande war, Stettin zu behaupten, und es ſehr ungern ſahe, daß der Czaar feſten Fuß in Deutſchland faſſe, durch ſeinen Premier-Miniſter, den Grafen von Flemming, die Unterhandlung unterſtützen. Nichts blieb von Seiten dieſer beyden Miniſter unverſucht, um den König in ihr Intereſſe zu ziehen. Da dieſer aber überzeugt war, daß der König von Schweden nie in die Sequeſtration willigen und er über kurz oder lang Streitigkeiten mit

ihm darüber bekommen würde, ihm auch noch überdem der Herr von Ilgen, der furchtſamſte Miniſter ſeiner Zeit, davon abrieth; ſo ſchwankte er lange Zeit hin und her, bis er ſich darin einließ, und wahrſcheinlich würde die Sache auch nie statt gefunden haben, wenn nicht der Graf von Flemming den Fürſten von Anhalt und den Herrn von Grumbkow zu gewinnen gewußt hätte. Er verſprach dem Fürſten, daß, im Fall es nöthig ſeyn ſollte, für die Aufrechthaltung der Sequeſtration zu agiren, er das Obercommando über die Armee der Allirten erhalten ſollte. Dem Herrn von Grumbkow aber ſpiegelte er große Belohnungen vom Könige von Polen vor. Da dieſe beyden Perſonen einmal gewonnen waren; ſo war auch vom Könige bald der Entſchluß gefaßt. Nur war jetzt noch der Fürſt Menzikoff übrig, der, ſtolz über ſeine Eroberung, Miene machte, ſie behalten zu wollen. Der Graf von Flemming übernahm es indeſſen, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Er reiſete zu dem Ende zu ihm ins Lager und überredete ihn, mit zu dem Kö-

nige zu kommen, der ſich zur Erleichterung der Unterhandlungen nach Schwedt an der Oder, vier Meilen von Stettin, begeben hatte. Es wurde Vieles hin und her darüber geſprochen. Endlich kam man dahin überein, daß der König den nordiſchen Alliirten 400000 Thaler geben und gegen Sachſen und Polen wegen aller feindlichen Einfälle von ſchwediſch-pommerſcher Seite her die Garantie übernehmen ſollte. Unter dieſen Bedingungen wurde die Stadt Stettin mit ihrem Gebiete und Dependenzen dem Könige und dem herzoglichen Hauſe Holſtein-Gottorp übergeben, um ſie bis zum Frieden zu behalten und ſie hernach wieder Schweden einzuräumen, und zwar ſo, daß dieſe Krone dem Könige die 400000 Thaler wiedererſtattete, welche derſelbe hatte vorſchießen müſſen, um dieſen Platz mit ſeinem Gebiete den Händen der Alliirten wieder zu entziehen. Nachdem die Sequeſtration auf dieſe Art nun feſtgeſetzt war, räumten die ruſſiſchen und ſächſiſchen Truppen Pommern. Der König gab nun von Allem, was vorgefallen war, dem Könige von

Schweden Nachricht und bezeugte ihm zugleich, daß er ſich in dieſe Sache bloß eingelaſſen habe, um ihm Pommern zu ſichern; verſprach ihm auch auf das Feyerlichſte, ihm, ſobald der Friede im Norden wieder hergeſtellt ſeyn würde, Stettin wieder zu räumen und willigte ein, daß zur Sicherheit ſeines Verſprechens daſſelbe vom Kaiſer und Reiche, von Frankreich und allen übrigen garantirenden Mächten des weſtphäliſchen Friedens garantirt würde. Die Antwort des Königs von Schweden fiel indeſſen nicht ſo aus, als man gewünſcht hatte. Er erklärte geradezu, daß er nie ſeine Zuſtimmung zur Sequeſtration geben würde und verhehlte auch gar nicht ſeine Abſicht, dem Könige Stettin wieder abzunehmen, ohne ihm die oben erwähnte Summe wieder zu erſtatten, und Gnugthuung von ihm dafür zu fodern, daß er ſich habe beykommen laſſen, während ſeiner Abweſenheit über ſein Intereſſe entſcheiden zu wollen. Der König kannte Karl XII. zu gut, als daß er nicht alle mögliche Vorſicht hätte vorkehren ſollen, um gegen ſeine Drohungen geſichert zu ſeyn.

Er wußte, daß derſelbe im Begriff war, die Türkey zu verlaſſen und in ſeine Staaten zurückzukehren. Der König hielt es daher zur Behauptung der Sequeſtration für nothwendig, die holſteiniſchen Truppen aus Stettin zu entfernen, weil ſie ganz auf ſchwediſcher Seite waren und bey einem etwanigen Angriffe von den Bürgern in der Stadt, die ebenfalls dem Könige von Schweden gehuldigt hatten, unterſtützt werden könnten; wodurch ſie um ſo mehr die Oberhand über die Preußen hätten bekommen können, da ſie von einem ſchwediſchen Generale, der viele Offciere von ſeiner Nation bey ſich hatte, commandirt wurden. Der Generallieutenant und nachherige Feldmarſchall, Herr von Borck, der die preußiſche Garniſon commandirte, erhielt den Auftrag, die Holſteiner aus der Stadt zu bringen, ohne jedoch Gewalt gegen ſie zu gebrauchen. Er entledigte ſich auch dieſes Auftrages auf eine geſchickte Art. Er ließ nemlich mehrere Tage hintereinander den gröſten Theil der unter ſich habenden Truppen aus der Feſtung marſchieren, unter dem Vorwande, kriegeri

ſche Uebungen mit ihnen anzuſtellen. Er kam gewöhnlich gerade in der Stunde wieder zurück, wo die holſteiniſchen und ſchwediſchen Officiere in den verſchiedenen Wirthshäuſern bey Tiſche ſaßen; welches dieſen Officieren Veranlaſſung gab, ſich jedesmal über die Preußen, wenn ſie wieder herein marſchierten, luſtig zu machen. Die Preußen wurden indeſſen immer durch neue Soldaten, die ſie unter dem Vorwande mit hereinbrachten, daß ſie zur Garniſon gehörten und nur die Erlaubniß gehabt hätten, auf einige Zeit nach Hauſe zu gehen, verſtärkt. Dies dauerte ſo lange, bis die Preußen doppelt ſo ſtark waren, als die Holſteiner. Eines Tages, da ſie auch um die gewöhnliche Stunde wieder in die Stadt zurück kamen, ließ der General von Borck ſorgfältig Wachen vor die Wirthshäuſer ſtellen, worin ſich die holſteiniſchen Officiere befanden. Hierauf bemächtigte er ſich der Wälle und machte ſich zum Meiſter ihrer Hauptwache und Poſten, ſo daß es den Holſteinern unmöglich war, ſich zu vereinigen. Alsdann ließ er unter Androhung von Lebensſtrafe bekannt machen,

daß ſich kein Bürger unterſtehen ſolle, ſich im Geringſten zu rühren und daß ſie ihm ihre Waffen überliefern ſollten. Nachdem dieſes geſchehen war, ließ er die Holſteiner aus der Stadt gehen und gab ihnen ihre Waffen wieder. Sobald ſie aus der Feſtung heraus waren, gab er ihnen Wagen und Lebensmittel, damit ſie wieder nach Hauſe kommen könnten.

Der Adminiſtrator von Holſtein beklagte ſich bitterlich über den ſeinen Truppen angethanen Schimpf; da er aber außer Stande war, zu ſchaden; ſo achtete man wenig auf ſeine Klagen. Die Sachen blieben in dieſer Lage, bis Karl XII. zu Stralſund ankam. 1714. Dieſer Fürſt kehrte endlich aus der Türkey zurück, wo er Zufällen ausgeſetzt geweſen war, denen jeder Andere untergelegen haben würde. Der Großſultan hatte ihn bis an die Grenzen von Siebenbürgen escortiren und frey halten laſſen Bey Targowitz, an den Grenzen des osmaniſchen Reichs, hatte er ſein Gefolge verlaſſen und war, nur von einem einzigen jungen Menſchen, Namens Düring, den er nachher

zum Oberſten machte, begleitet, durch Ungern, Mähren, Oeſtreich, Bayern, Würtemberg, die Pfalz, Weſtphalen und Mecklenburg gereiſet, weil er ſo viel als möglich die Länder ſeiner erklärten und heimlichen Feinde zu vermeiden geſucht hatte. Nach einer Abweſenheit von ſechzehen Jahren kam er den 21. November 1714. vor den Thoren von Stralſund eine Stunde nach Mitternacht an und gab ſich am Thore für einen Courier aus. Der wachthabende Officier ſchickte ihn zum General Dücker, der in der Stadt commandirte. Dieſem gab er ſich zu erkennen; befahl ihm aber, Nichts von ſeiner Ankunft bekannt werden zu laſſen, als bis der Tag angebrochen ſeyn würde. Dieſes geſchahe dann am Morgen durch Löſung der Kanonen und durch das Läuten mit allen Glocken.

Karl XII. gab dem Könige durch einen eigenhändigen Brief Nachricht von ſeiner Ankunft. Dieſer ſchickte ſogleich den Generallieutenant, Grafen von Schlippenbach, an ihn und ließ ihn verſichern, daß er Nichts ſehnlicher wünſche, als in gutem Vernehmen

mit

mit ihm zu ſtehen. Karl aber, der von der Zukunft nach der Vergangenheit urtheilte, ließ ihm zu erkennen geben, daß er nicht zögern werde, Rechenſchaft wegen der Sequeſtration zu fodern.

Der Landgraf von Heſſen-Caſſel, welcher die Abſicht hatte, ſeinen Erbprinzen mit der Prinzeſſin Ulrike, der Schweſter des Königs von Schweden, zu vermählen, und der immer ein Bundesgenoſſe des brandenburgiſchen Hauſes geweſen war, bot den beyden Königen ſeine Vermittelung an. Er hatte zu dem Ende mit dem Könige eine Zuſammenkunft zu Oranienburg. Er erbot ſich daſelbſt, die Caution wegen der Rückzahlung der 400000 Thaler zu übernehmen; verlangte aber auch zu gleicher Zeit, daß die preußiſchen Truppen Stettin räumen und an deren ſtatt die Seinigen die Stadt beſetzen ſollten, indem er erklärte, daß, wenn gleich der König von Schweden noch nicht feſt beſtimmt habe, Sachſen oder Polen anzugreifen, er dennoch völlige Freyheit haben wollte, dahin zu gehen, wenn es ihm beliebte. Da dieſe Erklärung den wegen der Se-

queſtration zwiſchen dem Könige und den al-
liirten nordiſchen Mächten geſchloſſenen Trak-
taten gerade zu entgegen war; ſo proteſtirten
die Miniſter des Königs von Polen und des
Czaars, die bey den Conferenzen zu Ora-
nienburg zugegen waren, gegen die Ver-
änderung der ſtettiner Garniſon, weil dieſes
ihnen keine hinlängliche Sicherheit gegen die
feindlichen Einfälle des Königs von Schwe-
den ſey, ſobald es ihm einfiele, durch Pom-
mern in Sachſen und Polen einzu-
dringen. Dem Könige war es garnicht unan-
genehm, zu ſehen, daß die Widerſetzlichkeit
dieſer Mächte mit ſeiner Abſicht, Stettin
zu behalten, ſo gut übereinſtimmte. Die
Conferenzen wurden hierauf aufgehoben. Der
Landgraf reiſ'te wieder ab, ohne mit ſeiner
Reiſe ſehr zufrieden zu ſeyn und überließ
die weitern Unterhandlungen dem franzöſi-
ſchen Miniſter, Grafen von Rothen-
burg, welcher alle Kunſt eines geſchickten
Unterhändlers anwendete, um die Irrungen
auf eine freundſchaftliche Art beyzulegen. Es
hätte ihm auch glücken können, wenn der
Graf von Croiſſi, Ambaſſadeur des aller-

chriſtlichſten Königs bey Karl XII. nicht zu viel Partheylichkeit für dieſen Fürſten gezeigt hätte. Dieſes verdarb Alles und ermunterte den König, weiter zu gehen, als er vielleicht gethan haben würde, wenn man ihn allein hätte handeln laſſen.

Da Karl XII. nicht aufhörte, Stettin zurück zu verlangen, ohne die 400,000 Thaler dafür bezahlen und das Recht, gegen ſeine Feinde fernerhin zu agiren, verliehren zu wollen; ſo hatte Frankreichs Vermittelung eben ſo wenig glücklichen Erfolg, als die des Landgrafen gehabt hatte. Der König von Schweden bemächtigte ſich nach und nach der Stadt Wolgaſt und der Inſel Uſedom, welche namentlich mit in der Sequeſtration begriffen und von preußiſchen Truppen beſetzt waren, die er mit Gewalt daraus vertrieb. Dieſe zu eben der Zeit, da an einer Ausgleichung gearbeitet wurde, begangenen Feindſeligkeiten brachten den König Friedrich Wilhelm außerordentlich auf. Weil er nunmehr einſahe, daß hier keine Schonung mehr angebracht ſey; ſo ſchickte er ſich an, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und gab

daher dem ſchwediſchen Geſandten, Baron von Friſen hauſen, Befehl, ſeine Staaten binnen 24 Stunden zu meiden. Er nahm hierauf Uſedom bald wieder ein. Duſslep, der daſelbſt für den König von Schweden das Commando führte, zog ſich in das Fort Peenemünde zurück und that daſelbſt einen ſo hartnäckigen Widerſtand, daß er ſelbſt mit beynahe allen ſeinen Leuten getödtet wurde. Er kam hierin bloß den Befehlen ſeines Herrn nach, der ihm folgendes Billet, das man in ſeiner Taſche fand, geſchrieben hatte.

„Feuert nicht ehe, als bis die Feinde am Rande des Grabens ſind und „vertheidiget euch bis auf den letzten Blutstropfen. Ich empfehle euch übrigens eurem guten Glücke„.

1715. Während Alles Dieſes vorging; fielen bey Hofe viele Streitigkeiten und Zänkereyen vor. Ich habe ſchon oben erwähnt, daß der holſteiniſche Miniſter, Baron von Görtz, unzufrieden darüber geweſen ſey, daß die Truppen des Herzogs hatten Stettin räu-

men müſſen. Er hielt ſich deswegen beſonders an den Herrn von Grumbkow, dem er, wie er ſagte, 4000 Thaler habe zahlen müſſen, damit er ihm von Allem, was zum Nachtheile Schwedens vorgenommen werden könnte, Nachricht gäbe. Er brachte ſeine Klagen darüber bey dem Grafen Chriſtoph von Dohna an. Da dieſem die Gelegenheit, dem Herrn von Grumbkow zu ſchaden, nicht unerwünſcht war; ſo ſtattete er dem Könige Bericht davon ab und glaubte nun Nichts gewiſſer, als daß bey dem argwöhniſchen Charakter und dem choleriſchen Temperamente des Königs der Herr von Grumbkow auf einmal geſtürzt ſeyn werde. Allein er betrog ſich in ſeiner Hofnung. Der König ließ ſich nicht von ihm blenden. Er begnügte ſich, den Herrn von Grumbkow kommen zu laſſen, der nun mit einem Schwure, daß die Beſchuldigung ungegründet ſey, davon kam; ſo daß alſo der König doch von ſeiner Unſchuld überzeugt ſcheinen wollte, wenn er es auch nicht in der That war. Da der Herr von Grumbkow, der recht wohl wußte, daß man bey Friedrich

Wilhelm nur das erſte Aufbrauſen zu fürchten hatte, ſich ſo von aller Gefahr befreyet ſahe; wurde er ſo kühn, ihn zu fragen, wer ihm wohl eine ſolche Nachricht habe geben können. Der König antwortete, daß es der Graf von Dohna ſey. Der Herr von Grumbkow ſchickte alſo am folgenden Morgen dem Grafen eine Ausfoderung. Man hatte noch nie an der Herzhaftigkeit dieſes Mannes gezweifelt. Er antwortete ihm daher: er fürchte ſich nicht, ſich zu ſchlagen, nehme aber keine Ausfoderungen an. Wenn indeſſen Jemand etwas bey ihm zu ſuchen habe; ſo ſey er auf der landsberger Straße zu finden, wo er täglich ſpatzieren gehe. Der Herr von Grumbkow, der eben keine große Luſt hatte, ſich zu ſchlagen, und ſehr gewünſcht hätte, daß der König ſich darein legen mögte, machte einen großen Lärmen davon und übte ſich vierzehn Tage lang im Fechten. Indeſſen half alles dieſes zu Nichts. Der König ſtellte ſich, als wenn er von Allem Dem Nichts wiſſe, ſo daß dem Herrn von Grumbkow nichts anders übrig blieb, als ſeinen Streit mit dem Degen auszumachen. Man

kam alſo über den Platz überein. Der Graf von Dohna brachte einen einzigen Cammerdiener mit; den Herrn von Grumbkow aber begleitete der Obriſt Beſchwer *), von ſeinem Regimente. Da dieſer unterweges merkte, daß er dem Herrn von Grumbkow einen großen Dienſt erweiſen würde, wenn er ihn der Mühe des Schlagens überheben könnte; ſo machte er ſtatt des Sekundanten den Vermittler. Er ſöhnte Beyde mit einander aus und aus dem großen Duelle, welches ſo viel Beſorgniß erregt hatte, ward Nichts als der Berg in Kindesnöthen.

Weil indeſſen der Herr von Grumbkow fürchtete, der Baron von Görtz mögte fortfahren, üble Nachrichten von ihm zu verbreiten; ſo wendete er in geheim alle möglichen Mittel an, um den König gegen den Geſandten einzunehmen. Dies glückte ihm auch ſo gut, daß der König endlich beſchloß, ihm anbefehlen zu laſſen, daß er

*) Er ſtarb als Generallieutenant, Chef eines Infanterie-Regiments, Commandant von Magdeburg und Ritter des ſchwarzen Adlerordens.

ſeine Staaten räumen ſolle. Unterdeſſen ſchrieb der Herr von Grumbkow dem Baron von Görtz ein Billet, in welchem er ihm Nachricht gab, daß er nächſtens fortgeſchickt werden würde, und daß er ihm alſo als ſein wahrer Freund rathe, dieſer Beſchimpfung durch eine freywillige Abreiſe zuvor zu kommen. Der holſteiniſche Miniſter antwortete darauf, er wolle die Beweggründe nicht unterſuchen, die ihn vermogt hätten, ihm des Königs Abſichten zu eröfnen. Was ihn aber betreffe; ſo habe er zuviel Vertrauen zur Gerechtigkeit des Königs, als daß er Etwas fürchten ſollte. Er verſichere ihn indeſſen, die ihm zugedachte Behandlung möge beſchaffen ſeyn, wie ſie wolle, er werde den Ausgang ruhig abwarten, unterdeſſen aber alle zu ſeiner Abreiſe nöthigen Vorkehrungen treffen. „Da nun, ſetzte er hinzu, ich noch „einige Gläubiger zu befriedigen habe; ſo „bitte ich Sie, mir die 4000 Thaler zu ſchi„cken, die ich Ihnen geliehen, aber noch „nicht zurückgefordert habe, ſo lange ich Sie „für meinen Freund gehalten habe. Jetzt, „da ich einſehe, daß ich mich geirret habe,

„halte ich mich für berechtigt, ſie zu fodern, „weil es wirklich zu viel Unglück für mich ſeyn „würde, mein Vermögen und Ihre Freund„ſchaft auf einmal zu verliehren.„

Der Herr von Grumbkow, der ſich auf die Art gedrängt ſahe und eben ſo wenig Luſt hatte zu bezahlen, als ſich zu ſchlagen, brachte endlich den König dahin, den Herrn von Görtz zur Abreiſe zu nöthigen. Der Staatsſekretair, Herr von Thulemeyer, *) erhielt den Auftrag, ihm anzukündigen, daß er in zehen Stunden Berlin, und in vier und zwanzig die brandenburgiſchen Staaten, verlaſſen ſolle. Der Baron von Görtz befolgte den Befehl unverzüglich. Sobald er ins Mecklenburgiſche gekommen war; ſchrieb er einen ſehr beleidigenden Brief an

*) Er wurde in der Folge Premierminiſter des Herzogs von Holſtein, den er nach Rußland begleitet hatte, wo die Kaiſerin Katharine I. ihm den St. Andreasorden ertheilte. Er fiel hernach beym Herzoge in Ungnade und begab ſich darauf nach Wien. Hier erhob ihn der Kaiſer in den Grafenſtand und machte ihn zum Geheimen-Rathe. Er ſtarb in Mecklenburg.

alle Miniſter des Königs und beklagte ſich darin hauptſächlich über den Herrn von Grumbkow. Da dieſer nicht leugnen konnte, die 4000 Thaler empfangen zu haben; gab er nunmehr vor, daß der Baron von Görtz ihn im Spiele betrogen und weit mehr als 4000 Thaler von ihm gewonnen habe. Aus dieſem Grunde halte er ſich nicht für verpflichtet, ihm dieſe Summe zu bezahlen. Der Herr von Görtz antwortete hierauf in beleidigenden Ausdrücken, ſo daß er den Herrn von Grumbkow in die Nothwendigkeit verſetzte, ihn heraus zu fodern. Sie kamen überein, ſich bey Wolfshagen im Mecklenburgiſchen zu treffen und ſich auf Piſtolen zu ſchlagen. Als ſie an dem beſtimmten Orte angekommen waren; ließ der Herr von Görtz ſeinem Gegner durch ſeinen Sekundanten Baswitz erklären, daß er ſich nicht ehe mit ihm ſchlagen würde, als bis er ihm die 4000 Thaler bezahlt habe. Darauf hatte aber der Herr von Grumbkow gar nicht gerechnet, und daher auch die 4000 Thaler nicht mitgebracht, die er überdem auch nicht einmal willens war, jemals zu bezahlen. Er ſchickte

daher ſeinen Bruder, der General in ſächſi=ſchen Dienſten war, an den Herrn von Görtz, um ihre Streitſache beyzulegen. Dieſer aber beharrte auf ſeine Foderung und antwortete: Kein Kreuzer, kein Schweizer. Man ging nun wieder aus einander, wie man gekommen war und ſeitdem dachte man an kein Schlagen mehr. Der Herr von Görtz ging hierauf in ſchwediſche Dienſte und kam nicht wieder nach Deutſchland zurück. Der Herr von Grumbkow aber hielt es nicht für rathſam, übers Meer zu gehen, um ihn aufzuſuchen.

Ich habe oben geſagt, daß die Truppen des Königs den Schweden die Inſel Uſedom wieder abgenommen hätten. Dieſer Feindſeligkeit ungeachtet gab ſich der Graf von Croiſſi, der nach Stralſund zurückgekehrt war, alle mögliche Mühe, einen gütlichen Vergleich zwiſchen den beyden Königen zu Stande zu bringen. Karls XII. Angelegenheiten waren unterdeſſen ſchlimmer geworden. Der neue König von England hatte ſich als Churfürſt von Hannover mit

den Feinden deſſelben vereinigt und vom Könige von Dänemark für eine Summe von 7 — 800000 Thaler die Herzogthümer Bremen und Verden an ſich gebracht. Zugleich hatte er in der Eigenſchaft eines Churfürſten dem Könige von Schweden den Krieg angekündigt und einige Truppen zur Armee der Alliirten ſtoßen laſſen, um Wismar zu blockiren.

Unterdeſſen wollte Karl XII. nichts von einem Vergleiche mit Friedrich Wilhelm wiſſen. Wenigſtens ſchloß man Dieſes zu Berlin aus einem Briefe, den der König vom Grafen von Croiſſi erhielt. Dieſer Brief enthielt Nichts als einen Bericht von dem vortreflichen Zuſtande, in welchem ſich der König von Schweden jetzt befinde; von den vorſichtigen Maaßregeln, die er genommen habe, um den ihn bedrohenden Streichen zuvorzukommen; von dem Vertheidigungsſtande der Inſel Rügen und der Stadt Stralſund, die er als unzugängliche Oerter ſchilderte, die er aber mit dem Muthe der ſchwediſchen Officiere in gar keine Vergleichung ſtellte, indem derſelbe Alles, was

man ſich nur denken könnte, übertreffe und ſo gut wie alle Feſtungen auf der Welt ſey. Er ſchloß endlich damit, daß er aufrichtig und auf Ehre verſicherte, daß, wenn es irgend ein unausführbares Unternehmen gebe, dieſes die Eroberung der Stadt Stralſund ſey.

Der Brief des Grafen von Croiſſi that indeſſen die Wirkung nicht, die er davon gehoft hatte. Der Herr von Jlgen antwortete ihm im Namen des Königs, daß derſelbe ihm ſehr für die Mühe verbunden ſey, die er ſich habe geben wollen, ihn von der jetzigen Lage des Königs von Schweden zu unterrichten. Alles, was er in ſeinem Briefe von dieſem Fürſten ſage, bekräftige Se. preußiſche Majeſtät in der ſchon längſt gehabten Meinung, daß derſelbe keinen Frieden mit ihm machen wolle; ſondern lediglich nur auf Krieg denke. Dieſes nöthige den König alſo, gleiche Maaßregeln zu nehmen. Er hoffe indeſſen, daß, der fürchterlichen Schilderung ungeachtet, die der Herr Graf von der jetzigen Lage des Königs von Schweden zu machen beliebt habe, er nicht im ge-

ringſten an der Gerechtigkeit ſeiner Sache verzweifeln oder in die Tapferkeit ſeiner Soldaten ein Mißtrauen ſetzen werde. Seine Waffen hätten bisher mit ſo vielen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt; ſie würden daher ja auch wohl durch Gottes Hülfe mit dieſer fertig werden.

Da nunmehr alle Hofnung zum Frieden verſchwunden war; ſo wurde Stralſund endlich belagert. Die Stadt hatte eine Beſatzung von 9000 Mann und der König von Schweden befand ſich ſelbſt darin: Die Könige von Preußen und von Dänemark begaben ſich in Perſon in das Lager und eröfneten die Belagerung mit einer Armee von 36000 Mann, die aus Preußen, Dänen und Sachſen beſtanden. Man überwand glücklich alle Hinderniſſe, welche die üble Jahrszeit darbot. Die Laufgräben wurden in der Nacht vom 19. auf den 20. October geöfnet. Man hielt damahls Stralſund für eine der feſteſten Städte in Deutſchland. Sie liegt zwiſchen dem baltiſchen Meere und dem Frankenſee. Zu Lande kann man nur vermittelſt eines ſchmalen Dammes,

der durch ein Fort und durch Verſchanzungen, die man für unüberſteiglich hielt, vertheidigt wird, dahin kommen. Die Stadt war im J. 1629. von den Kaiſerlichen unter dem Commando des Generals von Wallenſtein belagert worden; aber er mußte die Belagerung wieder aufheben. Der Churfürſt von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, nahm ſie 1672. ein; durch den Frieden zu St. Germain en Laye wurde ſie indeſſen an Schweden zurück gegeben. Zu der Zeit aber, da die Alliirten ſie belagerten, wurde ſie faſt für unüberwindlich angeſehen. Der Graf von Wackerbarth, Generalfeldzeugmeiſter in ſächſiſchen Dienſten, dirigirte die Attaken en Chef. Man machte Zwey. Die Eine dirigirte Wackerbarth ſelbſt; die Andere aber der däniſche General Schulten. Den 2. November ließ man 24 große Kanonen und 12 Mörſer gegen die Stadt ſpielen. Dennoch würde man Mühe gehabt haben, ſich dem Platze zu nähern, wenn nicht Köppen, der Flügeladjutant des Königs, die Mittel dazu an die Hand gegeben hätte. Dieſer Officier hatte ſeine Jugend-

jahre in Stralſund zugebracht und ſich oft im baltiſchen Meere gebadet. Er wußte daher, daß gerade da, wo die ſchwediſchen Verſchanzungen zu Ende liefen, das Meer nur drey bis vier Fuß tief war. Er that alſo dem Könige den Vorſchlag, die Verſchanzungen von hier anzugreifen, und bat, ihm die Ausführung dieſes Unternehmens zu übertragen. Es wurden hierauf zu dem Ende 6600 Mann Infanterie und 2000 Mann Kavallerie unter den Befehlen des Grafen von Seckendorf, *) damahligen General-Major in ſächſiſchen Dienſten, ausgehoben. Köppen commandirte die Avantgarde, zeigte den Weg und dirigirte faſt ganz allein dieſe Expedition. Er marſchierte eine Stunde nach Mitternacht aus und ging bis an den Gürtel im Waſſer. Der General Löben unterſtützte ihn mit 1000 Mann Infanterie. Zu gleicher Zeit marſchierten 2000 Mann auf dem Damm, der nach den Verſchanzungen führte. Die preußiſche Artillerie feuerte und von allen Seiten her wurde Lärm geſchlagen. Die Schweden waren

*) Es iſt derſelbe, der hernach die kaiſerlichen Armeen commandirte.

waren in ihren Gedanken überzeugt, daß ſie die Alliirten zurück ſchlagen würden. Allein da auf einmal Köppen den hintern Theil der Verſchanzungen ſich zu eigen zu machen wußte; ſo wurden ſie von allen Seiten her umringt und ſahen ſich theils genöthigt ſich zu retten, theils ſich zu ergeben. Die Flüchtlinge wurden verfolgt; aber Köppen konnte nicht in die Stadt eindringen. Das zu große Vertrauen von Seiten der Schweden machte, daß das Thor nicht verſchloſſen wurde. Man zog bloß die Brücke auf, als Köppen ſich davor zeigte.

So wurde dieſe Verſchanzung, auf welche Karl XII. ſo ſtark gerechnet, und wovon der Graf von Croiſſi eine ſo fürchterliche Beſchreibung gemacht hatte, erobert. Das ſchwediſche Lager wurde geplündert. Man fand darin eine große Menge von Munition und 25 Kanonen, die man nun gegen den Ort ſelbſt richtete. Die Eroberung der Inſel Rügen im baltiſchen Meere, Stralſund gegen über, war für die Alliirten von der höchſten Wichtigkeit, weil ſie Karln XII. die Freyheit dieſes Meeres ſicherte und von der Erobe-

rung dieſer Inſel die Einnahme von Stralſund und vielleicht die Gefangennehmung des Königs von Schweden ſelbſt, der jetzt keinen ſichern Zufluchtsort mehr hatte, abhing. Der Fürſt von Anhalt bekam alſo den Auftrag, dieſe Eroberung zu übernehmen. Er landete daſelbſt den 15. November mit 400 Fahrzeugen, welche 24 Bataillons und 30 Escadrons enthielten. Man ſtieg beym Dorfe Stretzau ans Land, woſelbſt eine Wache von 25 Dragonern war. Dieſe ergriffen ſogleich die Flucht. Der Fürſt von Anhalt verſchanzte ſogleich das Dorf, pflanzte ſpaniſche Reuter auf und traf überhaupt alle Anſtalten, als wenn er eine weit ſtärkere Armee als die Seinige gegen ſich gehabt hätte. Sobald der König von Schweden von der geſchehenen Landung Nachricht erhielt; ſegelte er von Stralſund ab und kam des Abends um 9 Uhr auf der Inſel an. Er ſtellte ſich hierauf an die Spitze von 2800 Schweden, marſchierte auf Stretzau los und hofte, die Preußen noch in der Verwirrung beym Ausſteigen aus den Schiffen zu überfallen. Um zwey Uhr Morgens ſtand

er ſchon den Preußen gegen über. Die Truppen riſſen ſogleich die ſpaniſchen Reuter heraus; allein ſie kamen bald an einen breiten Graben. „He! ſagte der König von „Schweden beym Anblicke deſſelben, iſt „es möglich? Das erwartete ich nicht. Doch, „es thut Nichts. Nur friſch hinan„! Die Schweden befolgten nun ſeinen Befehl und thaten Wunder der Tapferkeit. Sie füllten den Graben aus und drangen bis in die Verſchanzungen; wurden aber bald zurückgeſchlagen. Karln XII. wurde ſein Pferd unter dem Leibe erſchoſſen und er ſelbſt gerieth in Gefahr, von einem däniſchen Officiere getödtet zu werden. Dieſer ergriff ihn nemlich, als er ihn erkannte, beym Arme und rief ihm zu: Ergeben Sie ſich, Sire, oder Sie ſind verlohren! Karl XII. hatte aber eine Piſtole im Gürtel ſtecken. Er nahm ſie ſogleich in die Hand und zerſchmetterte dem Officiere den Kopf damit. Darauf bemächtigte er ſich des Pferdes, welches der Officier geritten hatte, und ſetzte den Kampf fort. Aber die Uebermacht ſeiner Feinde nöthigte ihn endlich, ſich zurück zu zie-

hen. Er hatte bey dieſer Gelegenheit eine Contuſion am Magen erlitten. Diejenigen von ſeinen Officieren, die er am meiſten liebte, waren im Treffen geblieben, und unter denſelben befand ſich auch eben der Düring, der ihn auf ſeiner Reiſe aus der Türkey nach Stralſund begleitet hatte. Der König ſprang hierauf in ein Boot und kam glücklich wieder in die Stadt, nachdem er ſeinen Truppen den Befehl gegeben hatte, ſich ſo gut aus der Affaire zu ziehen, als es möglich ſey. Sie retteten ſich in das Fort Athesfred, wo ſie zwey Tage darauf ſich zu Kriegsgefangenen ergeben mußten.

Der Verluſt der Alliirten belief ſich bloß auf 200 Mann. Man hatte dieſes der Vorſicht des Fürſten von Anhalt zu verdanken, indem ſeine Verſchanzungen, die er wider den Rath der übrigen Generale hatte aufwerfen laſſen, den Ungeſtüm Karls XII. aufgehalten hatten. Durch die Eroberung von Rügen befand ſich Stralſund gänzlich außer Vertheidigungsſtande. Unterdeſſen verſuchte der Graf von Croiſſi, der ſich bey dem Könige von Schweden befand, im-

mer noch den Weg der Güte. Er ſchrieb an den Herrn von Jlgen und verlangte, in das Lager kommen zu dürfen, weil er den Königen von Preußen und Dänemark Vorſchläge zu thun habe. Der Herr von Jlgen antwortete ihm, er werde willkommen ſeyn, wenn er annehmliche Vorſchläge zu bringen habe, ſie mögten nun die bloße Capitulation oder einen allgemeinen Frieden betreffen. Wenn aber ſeine Abſicht etwa bloß ſey, die Sache in die Länge zu ziehen; ſo werde er beſſer thun, in der Feſtung zu bleiben, weil man ihm in dieſem Falle nicht einmal erlauben könnte, wieder dahin zurück zu kehren. Der Herr von Croiſſi war mit dieſer Antwort nicht ſonderlich zufrieden. Weil er bey dem ſächſiſchen Generale, Herrn von Wackerbarth, mehr Zugänglichkeit erwartete; ſchrieb er nunmehr an ihn. Allein da Dieſer ſeinen Brief dem Könige zeigte; erhielt der Herr von Jlgen abermahls den Auftrag, ihm zu eröfnen, daß, da er ſich in ſeinem Briefe an den Herrn von Wackerbarth erböte, Vorſchläge zu thun, man ihn bitte, ſie ſchriftlich zu thun, weil die verbün-

deten Könige unmöglich zugeben konnten, daß er in das Lager komme und aus demſelben wieder nach Stralſund zurück kehre. Es fanden indeſſen noch mancherley Unterhandlungen ſtatt, mit denen der franzöſiſche Ambaſſadeur aber nicht ſehr zufrieden zu ſeyn Urſach hatte. Da er endlich ſahe, daß ſeine Anweſenheit in Stralſund dem Könige von Schweden unnütz wurde, er indeſſen noch nicht alle Hofnung aufgab, die Sache zu einem Vergleiche zu bringen, wenn er ſelbſt in das Lager käme; ſo verlangte er einen Paß von den beyden Königen, um ſich nach Hamburg begeben zu können. Dieſer wurde ihm auch bewilligt. Er verließ alſo den 13. December gegen Mittag den König von Schweden und kam bald darauf im Quartiere des Königs von Preußen an. Er ſpeiſ'te bey demſelben zu Mittage mit dem Könige von Dänemark. Nach der Mahlzeit fing er auch an, von den öffentlichen Angelegenheiten zu ſprechen. Da er aber nichts Neues vorzuſchlagen hatte; ſo blieb es beym Alten und er reiſete nach Hamburg ab. Er machte dadurch die Prophezeihung wahr, die man bey

ſeiner Abreiſe von Paris gemacht hatte, daß er nemlich in ſeiner Geſandſchaft nicht viel ausrichten würde, „weil er für die „Schweden zu klein, für die Lappländer „zu groß und für den König von Schwe„den zu ſchön friſirt ſey.„ Man hätte noch hinzuſetzen können, und von ſeinen Verdienſten zu ſehr eingenommen, als daß er den Königen von Preußen und Dänemark hätte gefallen können.

Man fuhr indeſſen mit aller Heftigkeit mit der Belagerung fort. Karl hatte feſt beſchloſſen, einen Hauptſturm auszuhalten; ſeine vornehmſten Officiere aber beſchworen ihn, ſich wegzubegeben. Dies war indeſſen nicht leicht. Das baltiſche Meer war mit däniſchen und ruſſiſchen Schiffen bedeckt und in dem Hafen lag bloß eine kleine Barke mit Segeln und Rudern. Indeſſen Karl ſchiffte ſich auf derſelben in der Nacht vom 20. December bloß mit zehen Perſonen ein, nachdem man lange Zeit hindurch das Eis hatte zerſchlagen müſſen, um der Barke einen freyen Lauf zu verſchaffen.

Die Flotte hatte Befehl, ihn nicht heraus zu laſſen und ſich ſeiner entweder lebendig oder todt zu bemächtigen. Glücklicherweiſe ſtand der Wind aber gegen die Flotte, ſo daß dieſe ſich ihm nicht nähern konnte. Indeſſen fehlte nicht viel daran, daß er durch eine Batterie von 12 Kanonen, die auf der Inſel Rügen aufgepflanzt war, wäre in Grund gebohrt worden. Aber ſeine Stunde war noch nicht gekommen und ſein gutes Glück erlöſete ihn aus dieſer Gefahr. Er erreichte zwey von ſeinen Schiffen, die auf dem baltiſchen Meere kreuzten, kam glücklich nach Schonen und begab ſich nach Karlskrona. Den Tag nach der Abreiſe des Königs von Schweden ließ der Gouverneur von Stralſund Herr von Ducker, zur Uebergabe blaſen und verlangte zu capituliren.

Der König von Dänemark wollte ihn anfänglich bloß auf Discretion annehmen. Allein Friedrich Wilhelm, der viel auf die Tapferkeit der Schweden hielt, ſtellte ſeinem Bundesgenoſſen vor, daß ſie wegen der Art, wie ſie ſich vertheidigt hätten, weniger harte Bedingungen verdienten. Man

kam alſo endlich dahin übereins, daß die Garniſon ſich zu Kriegsgefangenen ergeben ſolle, bis auf 1000 Mann, welche, weil ſie lauter gebohrne Schweden ſeyen, ihre Waffen behalten ſollten. Sie beſtanden aus 40 Subaltern-Officieren und 960 Soldaten. Man ließ ihnen einen Generallieutenant, zwey General-Majore, vier Oberſten, u. ſ. w. Es ward ferner ausgemacht, daß dieſe Generale, Officiere und Soldaten vier Monate hindurch in den preußiſchen Staaten Winterquartiere haben und mit allem Nöthigen auf Koſten des Königs von Schweden verſehen werden ſollten, bis ſie wieder in völlige Freyheit geſetzt wären; daß, wenn gegen den Frühling ſchwediſche Schiffe kommen würden, um ſie in ihr Vaterland zu bringen, die beyden Könige ihnen gute Päſſe geben wollten; daß die Leute aus dem Gefolge des Königs von Schweden, ſo wie ſeine Trabanten oder Leibwache, auf denſelben Fuß behandelt werden ſollten; daß alle Volontairs, die nicht Officiere wären, frey nach Schweden zurückkehren könnten. Endlich ſollten noch die Kanonen, Mörſer und das übrige Geſchütz, nebſt

den Akten, Dokumenten und andern Kanzellenpapieren getreulich ſpecifizirt und den Commiſſairen der beyden Könige überliefert werden.

Nachdem nun am 24. December, als den Abend vor Weihnachten, die Geiſeln waren gewechſelt worden; wurde den Alliirten das eine Thor von Stralſund übergeben, und am 26ten verließen die Kriegsgefangenen unter klingendem Spiele und mit fliegenden Fahnen die Stadt. Sobald ſie auf den bedeckten Weg gekommen waren; wurden ſie entwaffnet und unter die beyden Könige vertheilt; eben dieſes geſchahe mit ihren Fahnen, Standarten und Pauken. Nachdem die National-Schweden, die ihre Waffen behielten, gleichfalls am 27ten aus der Stadt gezogen waren; begaben ſich am folgenden Tage die beyden Könige unter dreymahliger Abfeurung der Kanonen auf dem Walle in dieſelbe, und nachdem ſie alle Feſtungswerke genau unterſucht hatten; kehrten ſie wieder ins Lager zurück, wo ſie zuſammen das Mittagsmahl einnahmen. Es iſt wirklich zu bewundern, in welchem guten Vernehmen dieſe beyden Monarchen den ganzen Feldzug hindurch ihrer ver-

ſchiedenen Launen und Charaktere ungeachtet zuſammen lebten. Sie waren immer der nemlichen Meinung und ſuchten einander immer in Gefälligkeiten und Beweiſen von Achtung zu übertreffen. Sie hatten alle Etikette und jedes Ceremoniel von ſich verbannt und bewirtheten ſich wechſelsweiſe. Der König von Dänemark beſuchte zuweilen auch die Königin von Preußen, die ihren Gemahl auf dieſem Feldzuge begleitet hatte, und man ſahe gewiß nie Perſonen von ihrem Range mit weniger Gezwungenheit bey einander.

Der Beſitz von Stralſund wurde dem Könige von Dänemark abgetreten, der nun allein eine Beſatzung hinein legte. Kurz darauf trennten ſich die beyden Könige, um wieder in ihre Staaten zurück zu kehren.

Auf die Art endigte ſich der Feldzug von 1715. durch welchen die Schweden aus Deutſchland vertrieben wurden. Dieſes Jahr ward noch durch den am 1. September zu Verſailles erfolgten Tod Ludwigs XIV. merkwürdig, deſſen Regierung die längſte und glorreichſte ſeit Karl dem Großen in Frankreich geweſen war.

1716. Der König und die Königin kamen den 25. Januar zu Berlin an. Der Magiſtrat war willens geweſen, ihnen Triumphbogen zu errichten, und das Volk wünſchte, ſeine Freude öffentlich zu bezeugen. Allein der König verbat ſich alle Luſtbarkeiten und ordnete ein Dankfeſt an, weil er Gott allein den glücklichen Erfolg ſeiner Waffen zuſchrieb.

Bald nach dieſer Rückkunft wurde die Königin am 13. März von einer Prinzeſſin entbunden, die den Namen Philippine Charlotte erhielt. *) Der Herzog von Orleans, damahliger Regent von Frankreich, ſtand Gevatter bey ihr. Dies war gerade um die Zeit, wo der König zu Havelberg, eilf Meilen von Berlin, eine Zuſammenkunft mit dem Czaar hatte. Dieſer kam von Kopenhagen zurück, wohin er zu Waſſer gereiſet war, und der Herzog Karl Leopold von Mecklenburg begleitete ihn. Hier ſchloſſen die beyden Monarchen die innigſte Freundſchaft. Der Kö-

*) Sie wurde an den regierenden Herzog Karl von Braunſchweig-Wolfenbüttel vermählt.

nig ſchenkte dem Czaar ſchön gearbeitetes, mit Bernſtein ausgelegtes Tafelwerk zur Verzierung eines Zimmers. Es hatten mehrere Churfürſten und Herzoge von Preußen daran arbeiten laſſen, und man konnte mit Recht ſagen, daß es das einzige Stück in ſeiner Art war. Ueberdies ſchenkte ihm der König noch ein prächtiges Jachtſchiff, das der verſtorbene König in Holland hatte bauen laſſen und das ihn über 100000 Thaler koſtete. Dafür verſprach ihm der Czaar, ihm ſein Regiment großer Grenadierer jährlich mit 100 Mann von außerordentlicher Größe zu rekrutiren; und wirklich kamen auch ungefehr 6 Monate darauf 150 Mann zu Potsdam an. Selbſt auch nach dem Tode Peters I. fuhr ſeine Nachfolgerin Katharine I. fort, ihm dergleichen zu ſchicken. Sie hatte dafür den Vortheil, daß ihr der König von Zeit zu Zeit Unterofficiere und ruſſiſche Soldaten zurückſchickte, welche, nachdem ſie einige Zeit unter ſeiner Armee gedient hatten, in ihr Vaterland zurückkamen und nun die Nationaltruppen exercirten. Ein Vortheil von wichtigerer Art aber, als die Rekrutirung der großen Grenadierer, war

der Handel, den beyde Monarchen zwiſchen ihren Unterthanen eröfneten und wovon die Preußen offenbar den gröſten Nutzen hatten. Zugleich berathſchlagten ſie zuſammen über die Mittel, welche dem zu Braunſchweig wegen der nordiſchen Friedensunterhandlungen verſammleten Congreſſe mehr Thätigkeit geben könnten; allein ihre Berathſchlagungen waren unwirkſam. Der Congreß ging aus einander, ehe er einmal recht ſeinen Anfang genommen hatte; indem die Mächte, die ihn zuſammen berufen hatten, nicht darüber einig werden konnten, wem ſie die Ehre der Vermittelung übertragen ſollten.

Der Herzog von Mecklenburg hatte nicht ſo viel Urſach, mit dem Könige zufrieden zu ſeyn, als der Czaar. Er bat ihn nemlich, ihm mit Truppen beyzuſtehen, um die Ritterſchaft in ſeinem Lande, mit welcher er in große Streitigkeiten verwickelt war, zu unterdrücken. Allein der König gab ihm zur Antwort, der Kaiſer müſſe dieſe Streitigkeiten entſcheiden, und es komme ihm nicht zu, ſich in Sachen zu miſchen, die vor das kaiſerliche Tribunal gehörten; er rathe ihm in

deſſen, ſich mit ſeiner Ritterſchaft zu verglei-
chen, weil ihm dieſe Sache noch viele Unru-
hen verurſachen könnte. Mit dieſer Ant-
wort war indeſſen der Herzog höchſt unzufrie-
den; denn es war nicht leicht ein Fürſt zu
ſeiner Zeit, der ſtolzer, über ſeine Souve-
rainetät aufgeblaſener und ein größerer Freund
des Deſpotismus geweſen wäre, als er; und
was ſeine Unterthanen betrift; ſo glaubte er,
ſie ſeyen bloß da, um ſeinen Befehlen zu ge-
horchen. Die Irrungen mit der Ritterſchaft
waren ſchon unter ſeinen Vorfahren ausge-
brochen. Da dieſelbe im dreyßigjährigen
Kriege außerordentlich viel gelitten hatte; ſo
war ſie außer Stande, mit zu den Abgaben
beyzutragen, die das Herzogthum als Mit-
glied des deutſchen Reichs bezahlen muß.
Sie hatte alſo aufgehört, ihren Grundzins
und überhaupt dasjenige abzutragen, was ſie
den Herzogen ſchuldig war. Nun hatte ſie
ſich eine lange Reihe von Jahren hindurch
an dieſe Freyheit von Abgaben ſo gewöhnt,
daß ſie dieſelbe endlich in ein Recht zu ver-
wandeln gewußt hatte. Verſchiedene von den
Herzogen hatten hernach vergeblich geſucht,

Abgaben von ihr zu heben. Dieſes hatte nun Veranlaſſung zu einem großen Prozeſſe gegeben, der noch dauert. Der Herzog Friedrich Wilhelm, Karl Leopolds Bruder, hatte ſich mit ihr verglichen und ſich mit einem jährlichen Geſchenke begnügt, das die Ritterſchaft ihm, ſo lange er lebte, unter der Bedingung machte, daß er ſie nun in Ruhe laſſen ſollte. Unterdeſſen hing der Prozeß aber immer noch beym Reichshofrathe in Wien. Nach dem Tode dieſes Fürſten wollte ſein Nachfolger Karl Leopold nichts weiter von dem Vergleiche wiſſen, obgleich ſich die Ritterſchaft erbot, das jährliche Geſchenk zu erhöhen. Der Herzog ſchlug das Anerbieten aus, weil er ſich ſchmeichelte, daß der wiener Hof ihm günſtig ſeyn werde. Allein er irrte ſich. Der wiener Hof ließ der Gerechtigkeit ihren Lauf, ſo daß Karl Leopold endlich den Schutz des Czaars ſuchte, indem er ſich mit ſeiner Nichte vermählen wollte. Nun war er aber ſchon zwey Jahre mit der Prinzeſſin Sophie Hedwig von Naſſau-Dietz vermählt. Er gab alſo vor, er habe ſeine Ehe nicht conſummiren kön-

können, weil er unüberſteigliche Hinderniſſe, die ſeinem Glücke im Wege ſtänden, angetroffen habe. Er habe unterdeſſen zwey Jahre gewartet, in der Hofnung, dieſer Fehler werde mit dem zunehmenden Alter der Prinzeſſin vergehen; allein ſie befinde ſich immer noch in dem nemlichen Zuſtande, welches ihn faſt zur Verzweiflung bringe. Ich weiß nicht, ob dieſe Klagen gegründet waren. Er behandelte von nun an aber ſeine Gemahlin ſo hart, daß ſie ſich entſchloß, ihn zu verlaſſen und wieder zu ihren Eltern zurück zu kehren. Da der Herzog ſich ſo in einer Art von Witwerſtand befand, ob er gleich wirklich noch vermählt war; ſo ließ er den Fall verſchiedenen deutſchen Univerſitäten vorlegen. Dieſe erklärten hierauf ſeine Ehe für null und nichtig. Er machte ſich dieſe Entſcheidung zu Nutze und verſtieß ſeine Gemahlin. Kurze Zeit darauf vermählte er ſich zu Danzig mit der Prinzeſſin Katharina Iwanowna, der Tochter des Prinzen Iwan Alexiowitz, Peters I. Bruder, wodurch er nun der Neffe dieſes Fürſten wurde. Er fand indeſſen bey ihm die Unterſtützung nicht,

die er gehoft hatte; um ſeine unumſchränkte Macht feſt zu ſtellen. Der Czaar gab ihm bloß einige Regimenter, die er zu militäriſchen Executionen gebrauchte und wodurch er die Ritterſchaft vollends von ſich abwendig machte. Sie zogen noch dazu Kreistruppen in das Land und gaben die Veranlaſſung, daß die Verwaltung des Herzogthums ſeinem Bruder, dem Herzoge Chriſtian Ludwig übertragen wurde. Er ſelbſt aber mußte ſich in der Feſtung Dömitz, die er an der Elbe hatte anlegen laſſen, einſchließen. Ich werde in der Folge dieſer Memoiren noch Gelegenheit haben, näher von dieſem Fürſten zu reden.

Als der König von Havelberg zurück kam; traf er den Erbprinzen von Würtemberg zu Berlin, der ſich mit der Prinzeſſin Marie Henriette, einer Tochter des Markgrafen Philipp, Königs Friedrichs I. Bruders, vermählen wollte. Der junge Prinz ſowohl als der Herr von Grävenitz, ein Bruder der Geliebten des Herzogs, ſeines Vaters, erhielt den ſchwarzen Adlerorden. Die Vermählung wurde darauf

mit mehr Pracht gefeyert, als Friedrich Wilhelm ſonſt bey ſeinen Feſtins zu zeigen pflegte; er konnte indeſſen dabey den Verdruß nicht unterdrücken, der ihn überfiel, ſobald er genöthigt war, das Maaß ſeiner gewöhnlichen Lebensart zu überſchreiten.

Unter den Hofdamen der Königin befand ſich damals ein Fräulein von Wagnitz. In Anſehung ihrer Figur ſahe man Nichts Reizenderes am ganzen Hofe; aber ihr Verſtand entſprach nicht ihrer Schönheit. Indeſſen war ſie kokett gnug, um Niemanden von ſich zu weiſen, und prachtliebend gnug, um es allen übrigen Frauenzimmern gleich, wo nicht gar zuvor zu thun. Sie hatte aber nicht hinlängliches Vermögen, um die Koſten dazu beſtreiten zu können. Ihr Unglück war, daß ſie von einer Mutter geleitet wurde, deren Charakter wenig Achtung verdiente. Das Ungefehr hatte dieſelbe vom Lande herbeygeführt und ſie zur Hofmeiſterin der Markgräfin Albert gemacht. Da ihr Geiſt von Natur zur Intrigue geneigt war und ſie ebenfalls eine ziemliche Portion Koketterie beſaß; hatte ſie in kurzer Zeit die Hofmanier

ren und Kabalen angenommen, wobey ſie um ſo größere Fortſchritte machte, da ſie eine gewiſſe Einfalt der Sitten beybehielt und eine Miene der Gutherzigkeit und Andacht affektirte, weswegen man ihr einen rechtſchaffenen Charakter zutrauete, den ſie doch nicht hatte. Der Eigennutz beherrſchte ſie ganz; da ſie aber mit ihren eignen Reizen nicht mehr wuchern konnte; ſo bot ſie die Reize ihrer Tochter feil. Es fand ſich auch eine Menge von Liebhabern und Käufern. Der Staatsminiſter und Finanzdirector, Herr von Kreutz, befand ſich auch unter der Anzahl, und entfernte durch ſeine Reichthümer die Uebrigen auf einige Zeit. Sein eigentlicher Zweck war, dem Könige Neigung zu derſelben einzuflößen, um der Gewalt des Fürſten von Anhalt und des Herrn von Grumbkow, der ſein Freund nicht war, das Gegengewicht zu halten. Allein der König liebte, entweder aus natürlichem Abſcheu gegen dergleichen Ausſchweifungen oder aus Religionsgrundſätzen, ganz allein die Königin und wußte es dem Herrn von Kreutz gar keinen Dank, daß er ihm eine Maitreſſe ge-

ben wollte. Ueberdem ſagten ihm der Fürſt von Anhalt und der Herr von Grumbkow ſo viel Böſes von dem Fräulein von Wagnitz, daß er ſie bald verabſcheuete und die Königin bat, ſie fortzuſchicken. Die Königin aber, die ſowohl die Mutter als die Tochter liebte, weil ſie die Kunſt verſtanden, ſie zu amüſiren, welches in den Augen der Großen immer ein wichtiges Verdienſt iſt, bemühete ſich, die Letztere zu rechtfertigen und bat den König, ihr noch drey Monate zu geſtatten, um ſie dahin zu bringen, ihre Aufführung zu ändern oder ſie hernach ohne Aufſehen zu entfernen. Sie erlangte dieſen Aufſchub nur mit vieler Mühe und auf ihr dringendes Bitten vom Könige. Die Königin kannte nun nichts Angelegentlicheres, als das Fräulein von Wagnitz kommen zu laſſen. Sie hielt ihr eine lange Strafpredigt und ſagte ihr, daß der König ſie durchaus vom Hofe entfernt wiſſen wolle. Es werde ihr leid thun, wenn ſie ſie fortſchicken müſſe; ſie werde daher einen zweyten Verſuch machen, und im Fall ſie von einem Prinzen entbunden würde, den König alsdann um

die Erlaubniß bitten, ſie behalten zu dürfen. Statt daß nun das Fräulein von Wagnitz der Königin für ihre Güte hätte danken ſollen; entrüſtete ſie ſich aufs Höchſte gegen ſie und vergaß ſich ſo weit, daß ſie ſie ſowohl als das Kind, das ſie unter ihrem Herzen trug, verfluchte. Sie ſetzte noch hinzu, es ſey nicht des Königs, ſondern bloß der Frau von Blaspiel, Wille, daß ſie den Hof verlaſſen ſolle: ſie habe indeſſen noch Freunde gnug, um weder die Königin noch ihre Favoritin zu fürchten; ſie werde ſich zu behaupten wiſſen, und ehe man ſie zur Verlaſſung ihrer Stelle zwingen könne, erſt ihre Feindin vom Hofe vertreiben. Die Königin befahl ihr hierauf, ſogleich ihr Zimmer zu verlaſſen. Dennoch hatte ſie die Großmuth, ſie noch zu behalten, weil ſie immer hofte, ſie werde ihre Denkungsart und ihre Aufführung ändern.

Am folgenden Morgen fand man an mehrern Thüren des Schloſſes verſchiedene Zettel angeſchlagen, welche die gröbſten Beleidigungen gegen den König und die Königin enthielten. Der Herr von Grumbkow

unterließ nicht, ſie geradezu dem Herrn von Kreutz und dem Fräulein von Wagnitz beyzulegen. Der Zorn des Königs traf in- deſſen nur die Letztere und ſie empfand auch bald die Wirkungen davon. Es lag nicht an der Königin, daß ſie denſelben nicht entging. Als dieſelbe nemlich hörte, daß ſie ſich an- ſchicke, bey der Vermählungsfeyer des Prin- zen von Würtemberg mit großer Pracht zu erſcheinen; ließ ſie ihr ſagen, ſie riethe ihr, ſich nicht vor dem Könige ſehen zu laſſen: Allein ſie erhielt zur Antwort, ſie habe Nichts zu fürchten, weil ſie unſchuldig ſey und ihr Gewiſſen ihr keinen Vorwurf mache: ſie wer- de alſo erſcheinen, es möge auch daraus er- folgen, was da wolle. Sie zeigte ſich auch wirklich in größerm Glanze und Putze, als irgend eine andere Dame am Hofe. Sobald der König ſie erblickte; ward ſein Geſicht von Zorn entflammt. Er rief ſogleich den Kammerherrn und nachherigen Oberhofmei- ſter der Königin, Herrn von Brand, und befahl ihm, dem Fräulein von Wagnitz anzudeuten, daß ſie aus dem Zimmer gehen und unverzüglich das Schloß räumen ſolle;

im Weigerungsfall werde er ſie durch Unterofficiere wegführen und ihre Meubles zum Fenſter herunter werfen laſſen. Der Herr von Brand hinterbrachte ihr den Befehl des Königs in ſo gelinden Ausdrücken, als er nur konnte; da er aber ſahe, daß ſie hartnäckig blieb; ſagte er ihr ins Ohr, was ſie zu befürchten habe. Sie gehorchte alſo endlich. Der Herr von Kreutz, der über dieſen Vorfall ganz in Verzweiflung gerieth, bat flehentlich um ihre Zurückberufung und ſetzte deswegen alle ſeine Freunde in Bewegung. Allein der König antwortete, daß wenn ihm noch Jemand das Geringſte von dieſem Mädchen vorreden würde, er ſie ins Zuchthaus ſperren und nie wieder heraus laſſen würde. Dieſe Antwort machte allem Bitten für ſie ein Ende. Das Fräulein mußte den Hof verlaſſen. Sie nahm ihre Wohnung nun in der Stadt. Der Herr von Kreutz fuhr indeſſen fort, ſie zu ſehen und unterhielt ſie förmlich. Sie lebt noch in Pommern. *)

*) Der verſtorbene König von Schweden, Friedrich, aus dem heſſiſchen Hauſe, hat ihr den Titel Aebtiſſin von einer Abtey,

In eben dieſem Jahre ließ der König durch ſeinen Miniſter zu Wien die Belehnung über die Domänen, die er im deutſchen Reiche beſitzt, nehmen. Dagegen hob er in ſeinen Staaten alle Lehen auf und machte ſie zu Allodialgütern, wofür ihm die Lehenseigenthümer eine jährliche Summe, die auf 300000 Thaler ſtieg, zahlen mußten. Bis dahin waren die Edelleute frey von allen Auflagen geweſen. Zwar mußten zu allen Zeiten die Vaſallen im Kriege aufſitzen. Da man dieſes ehedem als die Hauptmacht des Staates betrachtete, ſo war es Niemanden erlaubt, ein Lehen zu acquiriren, wofern er nicht im Stande war, die nöthigen Kriegsdienſte perſönlich zu verrichten. Das war aber auch alle Laſt, welche die Vaſallen hatten. Sie waren von allen Abgaben frey, genoſſen anderer ſchönen Privilegien und machten ein anſehnliches Corps aus. Mit der Zeit aber ſahen die Fürſten ein, daß, wenn ſie Truppen in Sold nähmen, ſie ſich von innen und von

die gar nicht exiſtirt, gegeben, weil ſie denſelben zu haben wünſchte, um Madame genannt werden zu können.

außen weit mächtiger machten. Sie machten ſich alſo von da an nichts mehr aus den perſönlichen Dienſten ihrer Vaſallen, die nun ſelbſt aufhörten, ihnen nützlich zu ſeyn, weil ſie bloß noch bey jeder Veränderung des Lehnsherrn und des Vaſallen zu einer geringen Geldabgabe verpflichtet waren. Der König Friedrich Wilhelm hatte dieſe Lehensgelder bey ſeiner Thronbeſteigung ebenfalls erhalten. Da er dieſe Summe aber für zu gering hielt; ſo wollte er, daß die Vaſallen ebenfalls die Laſten des Staats mit tragen ſollten. Zu dem Ende taxirte er ein jedes Lehen ſo, daß es eben ſo viele Vierzig Thaler jährlich zahlen mußte, als es vorher im Kriege Reuter hatte ſtellen müſſen. Bey Gelegenheit dieſer Auflage erklärte der König dann die Lehen für Allodialgüter, das heißt, für Güter, über welche der letzte Beſitzer entweder durch Teſtament oder durch Schenkung disponiren kann. Da dieſe Einrichtung bloß den letzten Beſitzern vortheilhaft iſt; ſo erhoben die zeitigen Eigenthümer ein großes Geſchrey gegen dieſe Neuerung. Der Adel im Herzogthum Magdeburg beklagte ſich dar-

über beym Kaiſer, und wirkte ein Dekret beym Reichshofrath aus, welches dem Könige auflegte, Alles auf dem alten Fuße zu laſſen. Da aber der Kaiſer außer Stande war, ſein Dekret vollziehen zu laſſen; ſo griff der König durch. Mehrere vom vornehmſten Adel zogen in das Handverſche, in der Hofnung, daß ſie mit der Zeit unter glücklichern Auſpicien zurück kommen könnten. Die magdeburgiſche Kammer procedirte unterdeſſen gegen ſie. Sie nahm ihnen das Getreide weg und ließ ſie ihre Widerſetzlichkeit theuer bezahlen. Die Auflage ward feſtgeſetzt und hatte das Schickſal aller neuen Abgaben; man gewöhnte ſich nach vielen vergeblichen Klagen daran und es fehlt nicht viel, ſo betrachten ſie jetzt Diejenigen, die am meiſten dagegen geſchrieen haben, als eine Wohlthat für ihre Familien.

So wie der König nach und nach ſeine Einkünfte vermehrte, vermehrte er auch die Anzahl ſeiner Truppen. Er errichtete noch in dieſem Jahre ſieben neue Bataillons und ließ Memel, Magdeburg und Weſel befeſtigen. Um den Flor der Manufakturen und des Handels zu befördern; ließ er ein

Edikt bekannt machen, wodurch er fremde Wollarbeiter einlud, ſich in ſeinen Staaten niederzulaſſen. Er geſtand ihnen eine dreyjährige Freyheit von allen bürgerlichen Abgaben, von Einquartierung, Service und andern Steuern zu; gab ihnen die Verſicherung, daß ſie und ihre Kinder von der Enrollirung ausgenommen ſeyn ſollten, und verſprach ihnen überdem Baumaterialien. Am Schluſſe des Edikts hieß es noch, daß ſie ſich an demjenigen Orte, den ſie ſich wählen würden, häuslich niederlaſſen ſollten, weil Sr. Majeſtät Abſicht nicht ſey, daß ſie nur ſo lange ſich in den preußiſchen Staaten aufhielten, als ihre Privilegien dauerten, und hernach wieder davon gingen. Dieſe letzte Klauſel that dem Edikte vielen Schaden, weil die wohlhabenden Ausländer die Freyheit behalten wollten, ſich anderswohin zu begeben, wenn ſie die ihnen verſprochenen Vortheile daſelbſt nicht finden ſollten. Daher kamen jetzt nur ſolche Leute dahin, die Nichts zu verlieren hatten und alſo aufs Gerathewohl ihr Glück verſuchten.

In dieſem Jahre unterzeichnete der König auch noch zu Amſterdam einen Allianz-

traktat mit dem Czaar und Frankreich, in welchem die drey Mächte ſich gegenſeitig Dasjenige garantirten, was in den utrechter und badenſchen Friedensſchlüſſen ſtipulirt worden war und in dem künftigen nordiſchen Frieden ſtipulirt werden würde. Der Czaar kam ſelbſt nach Berlin, um mit dem Könige die Ratifikationen dieſes Vertrags auszuwechſeln.

Dieſer Monarch hatte ſeit der Zeit, da er mit dem Könige zu Havelberg eine Zuſammenkunft gehabt hatte, eine Reiſe durch Holland gemacht und war von da nach Frankreich gegangen, von wo er durch das lütticher Gebiet wieder zurück gekommen war. Die Czaarin, die ihn gewöhnlich auf allen ſeinen Reiſen begleitete, war in Amſterdam geblieben; weil ihre Niederkunft nahe war. Als der Czaar aber nach Antwerpen kam; ließ er ſie nach Weſel im Herzogthum Cleve gehen, um dort ihre Wochen zu halten. Sie begab ſich alſo zu Waſſer dahin und ward daſelbſt von einem Prinzen entbunden, der am Tage der Geburt wieder verſtarb.

Als der Czaar mit ſeiner Gemahlin nach 1717.
Berlin kam; weigerte er ſich, im Schloſſe

zu wohnen. Er gab zur Urſach an, weil ſeine Domeſtiken alle Meubles verderben würden. Doch verlangte er in Monbijoux, einem Luſtſchloſſe der Königin, zu wohnen. Dieſe erfuhr auch in der That, was der Czaar von ſeinen Domeſtiken vorausgeſagt hatte. Alle Meubles wurden ganz und gar verdorben, ſo daß Alles neu angeſchaft werden mußte.

Es ſchien eben nicht, daß die Reiſen die Sitten des Czaars ſehr verändert hatten. Man merkte es ihm immer noch an, daß ſehr wenig Sorgfalt auf ſeine Erziehung gewendet worden war. Er gab zu Magdeburg, wo er ſich, ehe er nach Berlin kam, einige Tage aufhielt, zwey ſonderbare Beweiſe hiervon. Da der König befohlen hatte, daß man ihm alle erſinnliche Ehre erweiſen ſollte; ſo machten ihm die verſchiedenen Landescollegien in Corpore ihre Aufwartung. Die Präſidenten führten dabey das Wort. Als der Herr von Cocceji, der an der Spitze der Regierung war, mit den übrigen Räthen zu ihm kam; fand er ihn auf zwey ruſſiſche Damen gelehnt, auf deren Buſen er ſeine Hände herumſpatzieren ließ. Dies that er

fort, ſo lange die Rede des Präſidenten dauerte. So ſonderbar dieſes Benehmen war; ſo war es doch noch gar Nichts gegen Das, was er am folgenden Tage that. Die Herzogin von Mecklenburg, ſeine Nichte, war ausdrücklich mit ihrem Gemahle von Schwerin nach Magdeburg gekommen, um ihn zu ſprechen und ihn hernach nach Berlin zu begleiten. Als ſie ankam, lief ihr der Czaar entgegen, umarmte ſie zärtlich und führte ſie in ein Nebenzimmer, wo er ſie auf ein Kanapee legte, ohne die Thür zu zu machen und ohne ſich entweder um die Leute im Vorzimmer noch ſelbſt um den Herzog zu bekümmern; er behandelte ſie dabey ſo, daß man wohl ſehen konnte, daß Nichts ſeine Leidenſchaften in Zügel halten konnte. Ich habe beyde Anekdoten von Augenzeugen und vom verſtorbenen Könige ſelbſt gehört, dem es Diejenigen, welche er dem Czaar entgegen geſchickt hatte, erzählt hatten.

Eine ſo viehiſche Begierde war indeſſen nicht der einzige Fehler Peters des Großen. Es gieng auch nicht ein einziger Tag hin, wo er nicht völlig betrunken geweſen

wäre. Die grauſame Behandlung ſeiner Bedienten, und beſonders ſeines Almoſenpflegers, erregte nicht viel Luſt, ihm zu dienen. Dieſer Prieſter war zugleich ſein Beichtvater und ſein Hofnarr. Der Czaar küßte ihm ſehr ehrerbietig die Hand, wenn er aus der Meſſe ging, und gab ihm den Augenblick darauf Naſenſtüber, prügelte ihn und behandelte ihn, wie den niedrigſten Sklaven. Die Prinzeſſin Galliczin diente ihm zur Närrin. Sie war mit in eine Verſchwörung verwickelt geweſen. Um ſie aus dieſer gefährlichen Sache heraus zu ziehen, ſtreueten ihre Eltern und Freunde aus, ſie habe den Verſtand verlohren, weil ſie hoften, ſie werde alsdann mit einer kurzen Gefängnißſtrafe loskommen. Der Czaar ſagte aber, wenn ſie toll iſt; ſo will ich ſie auch als eine ſolche Perſon behandeln. Er ließ ſie alſo einige Tage hinter einander geißeln, welches indeſſen eine nicht ſo harte Strafe als die Knute war. Er behielt ſie nachher bey Hofe, wo ſie ihm zur Närrin diente, damit er ſie recht quälen könnte. Sie aß immer mit ihm an der Tafel, wo er ihr gewöhnlich dasjenige, was er auf dem Teller

übrig behielt, an den Kopf warf. Sie mußte oftmals aufſtehen und zu ihm kommen, damit er ihr Naſenſtüber geben konnte. Das arme Geſchöpf erregte bey Jedermann, nur nicht bey dem Urheber ihres Unglücks, Mitleid. Ein Glück für ſie war es, daß ſie am Ende durch all das Ungemach, das ſie ausſtehen mußte, wirklich wahnſinnig geworden war und ſetzt die ganze Laſt ihres Elendes nicht mehr recht fühlte.

Dieſe Behandlungsart der Leute, die ſich ihm nahen durften, erſtreckte ſich indeſſen bloß auf die Seinigen: gegen die Bedienten und Officiere des Königs, welche die Aufwartung bey ihm hatten, war er jederzeit artig und höflich. Er rühmte beſonders die Achtung, die man ihm in Frankreich erwieſen hatte, und ſprach mit vieler Achtung von dem damahligen Regenten, dem Herzoge von Orleans. Er beſaß eine vollkommene Kenntniß von dem Zuſtande des franzöſiſchen Reichs und der Regierung; liebte aber die Franzoſen nicht. Seiner Meinung nach hatten die Holländer den Vorzug vor allen Nationen der Erde. Die Czaarin war in der Blüte ih-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

rer Jahre, hatte aber Nichts, woraus man hätte ſchließen können, daß ſie jemals ſchön geweſen ſey. Sie war groß und ſtark, außerordentlich brünett, und würde es noch mehr geſchieren haben, wenn nicht das Roth und Weiß, womit ſie ſich maskirte, die dunkle Farbe ihrer Haut etwas erhellt hätte. Ihre Manieren hatten Nichts Ungefälliges an ſich, und man war ſelbſt in Verſuchung, ſie für angenehm zu erklären, wenn man an ihre Herkunft dachte. So viel iſt gewiß, hätte ſie eine vernünftige Perſon um ſich gehabt; ſie hätte ſich gewiß bald gebildet, indem es ihr wirklich nicht an Trieb fehlte. Allein es gab vielleicht Nichts Lächerlicheres als die Damen in ihrem Gefolge. Man ſagte, daß der Czaar, der in Allem ein außerordentlicher Mann war, ſich ein Vergnügen daraus gemacht habe, ſie gerade ſo auszuwählen, um andere Damen an ſeinem Hofe, die es weit mehr verdient hätten, hervorgezogen zu werden, zu kränken. Um aber wieder auf die Czaarin zu kommen; ſo könnte man ſagen, daß, wenn dieſe Prinzeſſin auch nicht alle Reize ihres Geſchlechts hatte, ſie doch die ganze Anmuth deſſelben beſaß.

Rußland war nie glücklicher als damals, da ſie nach dem Tode des Czaars dieſes weitläuftige Reich beherrſchte. Während ihres Aufenthalts in Berlin zeigte ſie außerordentliche Achtung gegen die Königin und gab deutlich zu erkennen, daß ihr hohes Glück ſie nicht den Unterſchied, der zwiſchen dieſer Prinzeſſin und ihr ſey, vergeſſen ließe.

Der König that alles Mögliche, dem Czaar ſeinen Aufenthalt angenehm zu machen; denn er war unter allen ſeinen Bundsgenoſſen gerade Derjenige, den er am meiſten ſchonen mußte und der ihm auch bey vorfallenden Gelegenheiten am nützlichſten geweſen iſt.

Die beyden Monarchen ſchwuren einander beym Abſchiede eine ewige Freundſchaft. Der Czaar kehrte nun nach St. Petersburg zurück, wo er den Sitz ſeines Reichs hin verlegt hatte. Bald darauf ließ er ſich zum Kaiſer proclamiren und der König war unter allen gekrönten Häuptern der Erſte, der dieſe neue Würde anerkannte.

Unterdeſſen ſtarb der Graf von Dänhof, ehemahliger Ambaſſadeur beym utrechter Congreſſe und nachheriger Staatsminiſter und

Chef des Departements der auswärtigen Angelegenheiten. Er ward von Allen, die ihn gekannt hatten, allgemein bedauert. Friedrich Wilhelm hatte viel Vertrauen zu ihm und er war deſſelben auch vollkommen würdig. Durch ſeinen Tod wurde der Herr von Ilgen faſt der Einzige, auf den die Geſchäfte beruheten, indem kurze Zeit vorher der Graf Chriſtoph von Dohna, der auch Mitglied jenes Departements geweſen war, alle ſeine Aemter niederlegte. Die Freymüthigkeit, mit welcher er gegen gewiſſe Neuerungen, die er dem Wohl des Staats zuwider hielt, geredet hatte, hatte ihm einige Kränkungen von Seiten des Königs zugezogen. Er hatte alſo geglaubt, der völligen Ungnade zuvor kommen zu müſſen, und war nach Danzig gegangen. Der Staat verlohr an ihm und an dem Grafen von Dänhof zwey Männer, die man als die beyden Volkstribunen betrachten konnte. Beyde waren überzeugt, daß der Regent nur in ſo weit wirklich groß und mächtig seyn könne, als ſeine Unterthanen im Stande wären, ihn zu unterſtützen. Sie machten wenig aus

Denjenigen, die aus niedrigem Eigennutze die königlichen Einkünfte auf Koſten des Publikums zu vermehren ſuchten. Da aber die übrigen Miniſter anders dachten; ſo hatte die Wahrheit Mühe, bis zum Throne vorzudringen, und die willkührliche Gewalt erhob ihr Haupt. Der Graf von Dänhof hatte auch die Sorge für die geflüchteten Franzoſen mit in ſeinem Departement gehabt. Der König dachte alſo jetzt darauf, ihm einen Nachfolger zu beſtellen. Er gab zu dem Ende dem Herrn von Forcade, Commandanten von Berlin, den Auftrag, ſeinen geflüchteten Landsleuten in ſeinem Namen zu erklären, daß, da ſeine Abſicht ſey, ihnen einen Mann von ſeinem Hofe zum Director zu geben, der ſie mit Güte und Billigkeit behandele, er ihnen die Erlaubniß gebe, unter ſeinen Miniſtern ſich ſelbſt Denjenigen zu wählen, zu dem ſie das meiſte Zutrauen hätten. Nachdem der Herr von Forcade ſich ſeines Auftrags entledigt hatte; ſetzten die Flüchtlinge eine Dankadreſſe an den König auf, in welcher ſie, ſtatt ſich der gegebenen Erlaubniß zu bedienen, die kluge

Parthie ergriffen, den König zu bitten, die Wahl ſelbſt zu treffen, weil ſeine zärtliche Sorgfalt für ſie und die Kenntniß, die er von ihren Bedürfniſſen hätte, ihn beſſer in den Stand ſetze, zu wiſſen, was ihnen am dienlichſten ſey. Verſicherungen der Treue, eine kurze Lobrede auf den Grafen von Dänhof und Wünſche für das Leben des Königs und der ganzen königlichen Familie füllten den übrigen Raum des Memoire aus.

1718. Das Jahr 1718. fing mit einer blutigen Execution eines um ſo ſtrafbarern Verbrechers an, da derſelbe es bloß aus Neigung zum Böſesthun geworden war. Es war dieſes Runck, der Kaſtellan des Schloſſes, der in Verbindung mit dem Hofſchlöſſer Stief die Schränke des Königs, worin Geld befindlich war, beſtahl, und nachdem er etwa 12000 Thaler herausgenommen hatte, endlich auch ſich an das Münzkabinett vergriff. Dadurch aber wurde der Diebſtahl entdeckt. Stief hatte eine goldene Münze zu einem franzöſiſchen Goldſchmidt zum Verkauf gebracht. Dieſer ſchöpfte Verdacht und ſchickte die Münze zu dem verſtorbenen la Croze,

der die Aufſicht über das Münzkabinett hatte. Sie wurde von ihm ſogleich für eine königliche Münze erkannt, und der Schlöſſer ward arretirt und ins Gefängniß gebracht. Man legte ihn nun auf die Folter. Er hielt ſie indeſſen aus und behauptete, er habe die Münze gefunden. Unterdeſſen hätte der Kaſtellan Runck ſich retten können, da man gar keinen Verdacht gegen ihn hatte. Allein er ließ vielmehr einen Zettel anſchlagen, in welchem einige erdichtete Schurken den Gerichtspflegern Nachricht gaben, daß man den Stief ungerechterweiſe in Verdacht habe, weil ſie es wären, die den gedachten Diebſtahl begangen, und beym Herausſteigen aus einem Fenſter des Schloſſes dieſe Münzen verlohren hätten. Derjenige aber, dem Runck den Auftrag gegeben hatte, den Zettel anzuſchlagen, denunciirte ihn. Man brachte ihn alſo gleich auf die Hausvogtey ins Gefängniß. Hier geſtand er ſein Verbrechen und ſagte aus, daß ſeine Abſicht geweſen ſey, eine beträchtliche Summe aus dem Schatze des Königs zu nehmen und damit in ein fremdes entlegenes Land zu gehen. Auf dieſes Ge-

ſtändniß wurde er nebſt dem Schlöſſer verur- theilt, an allen Kreuzwegen bis zum Ge- richtsplatze mit glühenden Zangen gekniffen und dann lebendig gerädert zu werden. Die Sentenz wurde den 8. Junius früh Mor- gens vollzogen. Die Weiber der beyden De- linquenten mußten der Exekution beywohnen, worauf ſie nach Spandau ins Zuchthaus gebracht wurden. Der König war unterdeſ- ſen nach Brandenburg gegangen, wo er die Blattern bekam. Er überſtand dieſe Krankheit glücklich. Sobald er wieder ganz hergeſtellt war; ging er nach Preußen, wo ſeine Gegenwart ſehr nöthig war. Es waren daſelbſt ganze Provinzen von Einwoh- nern entblößt. Die Peſt und die Hungers- noth hatten ſchreckliche Verwüſtungen darin angerichtet und man rechnete über 100000 Morgen Landes, die ungebauet lagen. Der König übernahm es indeſſen, Alles wieder auf den Fuß zu ſetzen, wie es geweſen war. Zuerſt ließ er das ganze Königreich vermeſſen und Karten davon aufnehmen. Dann wur- den neue Dörfer angelegt, und Fonds ange- wieſen, um aus Schwaben, Franken,

der Wetterau und Niederſachſen Einwohner ins Land zu ziehen, um daſſelbe wieder zu bevölkern. Er errichtete zwey Domänenkammern, zu Königsberg und zu Gumbinnen, einer Stadt, die er von Grund aus angelegt und zur Hauptſtadt des preußiſchen Litthauen gemacht hatte. Um ſeine alten Unterthanen nicht durch die vielen Privilegien, die er den neu Ankommenden ertheilte, muthlos zu machen, erließ er den wohlhabenden Familien nach Maaßgabe ihrer Einkünfte die Zinſen der Steuern, die ſie ihm ſchuldig waren. Den Armen gab er überdem noch auf einige Jahre Freyheit von Abgaben. Er hörte die Vorſtellungen, die man ihm machte, an, ſchafte verſchiedene Mißbräuche ab und verurſachte dadurch, daß die Preußen ihre dankbare Freude darüber öffentlich an den Tag legten.

Als der König nach Berlin zurückgekommen war; nahm er den Kronprinzen aus den Händen der Frauenzimmer und gab ihm den Generallieutenant, Grafen von Finck, und den Obriſtlieutenant, Herrn von Kalckſtein, zu Gouverneuren. Den Erſten hatte

die Königin gewählt, weil ſie ihm ſtets noch dafür gewogen war, daß er ihr vor der Prinzeſſin Ulrike von Schweden den Vorzug gegeben hatte, indem er bey ſeiner Rückkunft von Stockholm eine eben nicht vortheilhafte Schilderung von derſelben gemacht hatte.

Ich habe zu dem, was ich oben vom Grafen von Finck geſagt habe, nichts weiter hinzuzufügen. Sein vortreflicher Charakter und ſeine Geradheit rechtfertigten die Wahl der Königin vollkommen: Allein ſein perſönlicher Kaltſinn machte ihn wenig geſchickt, ſich das Vertrauen eines jungen lebhaften und durchdringenden Prinzen zu verſchaffen, deſſen frühzeitige Kenntniſſe einen Mann von nicht gewöhnlichem Genie erfoderten.

Den Herrn von Kalckſtein empfahl der Fürſt von Anhalt zum Gouverneur. Er hatte ihn in Italien unter den heſſiſchen Truppen kennen gelernt. Hernach war derſelbe in preußiſche Dienſte getreten. Er war erſt Obriſtlieutenant, als er zum Prinzen

kam; iſt jetzt aber Feldmarſchall. Er verbindet mit einer vornehmen Geburt großen Reichthum, anſehnliche Ehrenſtellen, und Eigenſchaften des Geiſtes, die ihm die Achtung des Publikums ſichern. Man giebt ihm eine zu große Oekonomie ſchuld. Es iſt aber ſo viel gewiß, daß er zu ſeinen Reichthümern nur durch erlaubte Wege gelangt iſt. Er hat von ſeinem Herrn nie Etwas verlangt, und im böhmiſchen und ſchleſiſchen Kriege hat er ſogar Das, was die daſigen Einwohner ihm freywillig anboten, ausgeſchlagen. Gerade eben dieſer Sparſamkeitsgeiſt, den man ihm zum Vorwurf machte, war es, den der Fürſt von Anhalt dem Könige bey ſeiner Empfehlung beſonders vorrühmte, weil er wußte, daß es ſein Wille ſey, dieſen dem jungen Prinzen vorzüglich einzuflößen. Was aber den König beſonders zu ſeinem Beſten einnahm, war ſeine große Genauigkeit in Allem, was zum kleinen Dienſt gehört, worauf es damals hauptſächlich ankam. Die Regelmäßigkeit ſeiner Sitten, und eine gewiſſe Miene der Demuth und der Beſcheidenheit, welche die Fürſten an denen, die ſich ihnen

nahen, ſo ſehr lieben, ſicherten ihm endlich noch die Gnade des Königs.

Der Herr von Forcade führte einen Franzoſen, Namens Duhan de Jandun, zum Lehrer des Prinzen ein. Er war ehedem Hofmeiſter des Grafen von Dohna geweſen, der als Oberhofmeiſter der Königin bekannt geweſen iſt. *) Man gab Herrn Duhan für einen Edelmann aus. Ich weiß nicht, in wie fern Dieſes gegründet iſt: ſo viel aber iſt gewiß, daß er es zu ſeyn verdiente. Seine Sitten waren Vorwurfsfrey. War er gleich nicht ein Gelehrter vom erſten Range; ſo beſaß er doch gnug Kenntniſſe, beſonders in den ſchönen Wiſſenſchaften, um die natürliche Neigung ſeines Zöglings zu den Wiſſenſchaften zu kultiviren. Duhan hatte keine Mühe, bey ſeinem Zögling über ſeine Inſtruction hinauszugehen. Dieſe beſtand darin, daß er den Prinzen die neuere Geſchichte und Geographie, weiter Nichts, lehren ſollte; indem der König wollte, daß ſein Sohn ſich einzig und allein auf das Militair, auf die Finanzen und die Oekonomie

*) Er iſt 1751. geſtorben.

ſeiner Domänen legen ſollte; drey Gegenſtände, die damals den jungen Prinzen eben nicht ſehr zu intereſſiren ſchienen, da ihn ſeine Neigung trieb, wichtigere und größere Kenntniſſe zu erlangen. Sobald der Kronprinz aus den Händen der Frauenzimmer in die der Männer gekommen war; hatte die Königin wenigen Antheil an ſeiner Erziehung, die nun ganz militäriſch wurde. Der König konnte die ſchönen Wiſſenſchaften nicht leiden und wollte auch nicht, daß ſein Sohn ſich damit abgeben ſollte. Der junge Prinz ſahe aber bald den großen Nutzen ein, den er aus dieſen Kenntniſſen, die man ihm vorenthalten wollte, ſchöpfen könnte. Er beſchäftigte ſich alſo ingeheim damit und brachte oft ganze Nächte damit hin, nützliche Bücher zu leſen und das glückliche Genie, das man jetzt an ihm bewundert und das ihn über alle Monarchen ſeiner Zeit erhebt, ſelbſt zu kultiviren.

Ich werde das Jahr 1718. mit der Bemerkung des Todes des Königs von Schweden, Karls XII. ſchließen. Dieſer große Fürſt wurde in den Laufgräben vor Frie:

drichshall in Norwegen in der Nacht vom 11. December *) am Andreastage getödtet. Eine Falkonnetskugel zerſchmetterte ihm den Knochen am linken Schlafe, während er ſich mit den Ellenbogen auf die Bruſtwehr ſtützte, um die Arbeiter beym Sternenlichte zu beobachten. Er blieb einige Zeit ſo ſtehen, daher man glaubte, er ſey eingeſchlafen, weil man in der Dunkelheit nicht ſehen konnte, daß er todt war. Man rief ihm endlich zu und ein Officier zupfte ihn bey der Weſte; allein vergebens. Man hohlte Licht herbey, worauf man ihn im Blute ſchwimmend fand. Sein Kopf war durch die Gewalt des Schuſſes ganz zurückgebogen. Man bedeckte ihn ſogleich mit einem Mantel und verhehlte den Soldaten dieſen traurigen Zufall ſo lange als möglich. Unterdeſſen gab man aber dem Erbprinzen von Heſſen-Caſſel, der mit der Prinzeſſin Ulrike, der Schweſter des unglücklichen Monarchen, vermählt war, ſogleich Nachricht davon. So ſtarb dieſer große Mann, der von ſeinen

*) Alten Styls; alſo den 31. November neuen Styls.

Feinden gefürchtet, von ſeinen Unterthanen geliebt und von ganz Europa bewundert ward.

Nach dem Tode Karls XII. erklärten die ſchwediſchen Reichsſtände den Thron für erledigt und wählten hierauf die Prinzeſſin Ulrike, Karls XII. Schweſter, zur Königin, unter der Bedingung, daß ſie der Souveränetät entſagte. Dieſe Prinzeſſin, die eben ſo ſanft und gefühlvoll, als ihr Bruder ſtolz und deſpotiſch, war, fing damit an, am nordiſchen Frieden zu arbeiten. Sie ließ deswegen den gegen Schweden vereinigten Mächten verſchiedene Vorſchläge thun. Friedrich Wilhelm war der Erſte, der in den Frieden willigte und obgleich derſelbe erſt 1720. zu Stande kam; ſo ließ er doch ſogleich mit den Feindſeligkeiten Einhalt thun.

Während man ſich anſchickte, die Ruhe in Norden wieder herzuſtellen; ward Deutſchland mit einem Religionskriege bedrohet. Karl Philipp, Herzog von Neuburg, war ſeinem Bruder Johann Wilhelm in den pfälziſchen Churlanden nachgefolgt und hatte ſeinen Wohnſitz zu Hei-

delberg genommen. Da er hierdurch dieſer Stadt einen Vorzug vor allen Uebrigen in ſeinem Lande gegeben hatte; ſo glaubte er dadurch berechtigt zu ſeyn, von den reformirten Bürgern die Gefälligkeit zu verlangen, ihm das Schiff der Parochialkirche zu St. Petri, die ſie ſeit dem weſtphäliſchen Frieden im Beſitze hatten, abzutreten. Er gab vor, der mittlere Theil dieſer Kirche, der den Katholiken gehörte, ſey nicht geräumig genug, ſeinen Hofſtaat bey feyerlichen Gelegenheiten zu faſſen. Ueberdem enthielt dieſe Kirche auch die Gruft der Churfürſten, die er den Katholiken gern in Verwahrſam geben wollte. Dagegen erbot er ſich, den Reformirten eine neue Kirche bauen zu laſſen, die noch größer ſeyn ſollte, als diejenige, die er von ihnen verlangte. Die Reformirten entgegneten darauf, die St. Petrikirche ſey ihnen durch den weſtphäliſchen Frieden zugeſichert worden; ſie könnten ſie alſo nicht abtreten, ohne ſich des Schutzes der garantirenden Mächte dieſes Friedens unwürdig zu machen. Der Churfürſt willigte darein, daß die neue Kirche, die er ihnen bauen laſſen wollte, ebenfalls durch je-

ne Mächte ihnen garantirt werde. Dennoch ſchlug man es ihm geradezu ab. Der Churfürſt entrüſtete ſich über die Halsſtarrigkeit; er verfuhr als Herr und Gebieter und nahm das mit Gewalt, was man ihm nicht in Güte geben wollte. Die Reformirten wendeten ſich an die proteſtantiſchen Fürſten, die ſich nun Alle zu ihrem Beſten vereinigten. Friedrich Wilhelm wurde Einer ihrer eifrigſten Beſchützer. Er ließ ſogleich die im Fürſtenthum Halberſtadt gelegene Abtey Hammersleben, vom Auguſtinerorden, ſequeſtriren; erklärte ſich jedoch, dieſelbe ſogleich wieder auf den alten Fuß zu ſetzen, ſobald den Beſchwerden der Proteſtanten in den katholiſchen Reichslanden abgeholfen ſeyn werde. Der wiener Hof erhob ein großes Geſchrey gegen dieſe Repreſſalien, und behauptete, es ſtehe ganz allein dem Kaiſer zu, den Religionsbeſchwerden im deutſchen Reiche abzuhelfen. Der Kaiſer ſchrieb einen Brief, der voll Drohungen war, an den König, wie ihn kaum Karl V. ſchreiben konnte, da er den höchſten Gipfel des Glückes erreicht hatte. Friedrich Wilhelm ließ ſich dadurch aber

nicht in Furcht ſetzen; ſondern zwang durch ſeine Beharrlichkeit den Churfürſten von der Pfalz vielmehr, den Reformirten das ſtreitige Schiff wieder herauszugeben.

Der König begab ſich zu Anfange des neuen Jahres nach Brandenburg, wo ſein Regiment in Beſatzung lag, und ward daſelbſt von einer ſo heftigen Kolik überfallen, daß man ihn in Gefahr glaubte und er ſelbſt ſich einbildete, das Ende ſeiner Tage nahe heran. Er ließ ſogleich die Königin auch dahin kommen. Gleich bey ihrer Ankunft übergab er ihr ein verſiegeltes Paket, worin ſein Teſtament befindlich war. In demſelben hatte er ſie zur Regentin ſeiner ſämmtlichen Staaten ernannt. Er bat ſie aber, die Sache ganz geheim zu halten, damit er in Ruhe ſterben könne und nicht von Denen, die er von dem Regierungsrathe ausgeſchloſſen habe, durch Vorſtellungen und Bitten beunruhigt werden möge.

Während dieſes zwiſchen dem Könige und der Königin vorging; hatte der Fürſt von Anhalt und der Herr von Grumbkow in Erfahrung gebracht, daß der König ein Teſtament gemacht habe. Sie kannten

nun zwar den Inhalt deſſelben nicht; muth⸗maßten aber aus dem Geheimnißvollen Be⸗nehmen gegen Sie in Abſicht auf daſſelbe, daß ſie wohl keinen Theil an der vormund⸗ſchaftlichen Regierung haben würden. Sie begaben ſich alſo zur Frau von Blaspiel, welches die einzige Dame war, welche die Königin mit ſich genommen hatte, indem nur ſie allein ihr Vertrauen beſaß. Sie boten ihr außer ihrer ſteten Freundſchaft auch eine beträchtliche Summe an, im Fall ſie die Köni⸗gin bewegen könnte, ſich für ſie Beyde bey dem Könige zu verwenden, damit derſelbe ſie zu Mitregenten während der Minderjährigkeit des Kronprinzen ernennte. Die Frau von Blaspiel fand ſich aber durch dieſen An⸗trag beleidigt. Sie gab indeſſen dem Fürſten von Anhalt bloß zur Antwort, daß ſie nicht das Geringſte über die Königin vermöge, und es ſich nie beykommen laſſe, ihr Rath erthei⸗len zu wollen; ſie werde ſich daher wohl in Acht nehmen, mit ihr von einer Sache zu ſprechen, die den König und den Staat ſo nahe anginge. Sobald der Fürſt von An⸗halt ſie wieder verlaſſen hatte; lief ſie zur

Königin und erzählte ihr Alles, was zwiſchen ihr und dem Fürſten von Anhalt verhandelt worden war. Die Königin gab ihrem Eifer ihren ganzen Beyfall und ermangelte nicht, denſelben bey dem Könige, dem ſie bald von den Prätenſionen des Fürſten und des Herrn von Grumbkow Nachricht gab, beſonders zu loben. Der König, der ſich bisher eingebildet hatte, ein Frauenzimmer könne dem Gelde gar nicht widerſtehen, faßte, da er dieſes hörte, eine ſehr hohe Meinung von der Frau von Blaspiel. Deſto unwilliger ward er dagegen über den Fürſten von Anhalt und Herrn von Grumbkow. Als ſie ſich kurz darauf Beyde an der Thür ſeines Zimmers zeigten; bat er die Königin, ihn von ihrer Gegenwart zu befreyen. Sie ging alſo hinaus, und ſagte ihnen mit einer ſo ſtolzen Miene, als ſie noch nie gegen ſie angenommen hatte: Der König laſſe ſich jetzt nicht ſprechen; Der Zuſtand, in welchem er ſich befinde, mache für jetzt ihre Gegenwart in Brandenburg ganz unnütz; daher ſie wohl thun würden, wieder nach Berlin zu gehen, um daſelbſt Alles in Ordnung

zu halten, im Fall es der Vorſehung gefallen ſollte, über den König anders zu gebieten. Der König wolle für jetzt bloß diejenigen um ſich haben, die er zu ſeiner Aufwartung brauche; Sollte er indeſſen wieder völlig hergeſtellt werden; ſo würden ſie gewiß die Erſten ſeyn, die er wieder rufen laſſen würde. Unterdeſſen mögten ſie ſich nur beruhigen. Man verzweifele noch nicht ganz an der Geneſung des Königs, und ſie würde ihm gewiß allen möglichen Beyſtand leiſten laſſen, wodurch ein ihr ſo theures Leben noch länger erhalten werden könnte.

Der Fürſt von Anhalt wollte ihr hierauf antworten; allein die Königin unterbrach ihn und ſagte ihm, ſie ſey ſo niedergebeugt, daß ſie ihn unmöglich anhören könnte. Darauf wünſchte ſie ihnen eine glückliche Reiſe und ſetzte hinzu, ſie hoffe, ſie bald wieder zu ſehen. Sie ging zugleich wieder in das Zimmer des Königs zurück, während der Fürſt und der Herr von Grumbkow vor Erſtaunen ganz außer ſich waren, daß man ſo ganz ohne alle Komplimente mit ihnen verfuhr. Sie zweifelten nun nicht mehr daran,

daß die Königin und der Markgraf Friedrich von Schwedt zu Regenten ernannt wären, indem nach den Conſtitutionen des Reichs Letzterm als vermuthlichem Erben des Kronprinzen die Regentſchaft zukomme. Da ſie es ſich alſo gar nicht einfallen ließen, daß der Markgraf von der Regentſchaft ausgeſchloſſen ſeyn könnte; ſo tröſteten ſie ſich damit, daß dieſer Prinz nicht unterlaſſen werde, ſie trotz der Königin an der Regentſchaft Theil nehmen zu laſſen. Sie nahmen ſich zugleich vor, ſich an derſelben ſowohl als an der Frau von Blaspiel, ihrer Favoritin, die ihnen gewiß einen übeln Dienſt bey der Königin erwieſen habe, alsdann zu rächen.

Unterdeſſen beſchloſſen ſie, ſo lange in Brandenburg zu bleiben, bis man von der Krankheit des Königs etwas Gewiſſes ſagen könne. Sie blieben auch nicht lange in dieſer Ungewißheit. In der folgenden Nacht befand ſich der König ſo übel, daß die Aerzte ihn ganz aufgaben Da der daſige Regimentschirurgus Holtzendorf ihn ſo von den Aerzten verlaſſen ſahe; bat er es ſich aus, dem Könige ein Brechmittel geben zu dürfen. Die Kö-

nigin war es zufrieden. Dieſes Mittel that bald ſeine Wirkung mit einem ſolchen Erfolge, daß der König ſich ſogleich beſſer befand und wenige Tage darauf im Stande war, den Geſchäften wieder obliegen und ſich nach Berlin verfügen zu können. Die Zufriedenheit über ſeine Geneſung und die Freude, die der Fürſt von Anhalt und der Herr von Grumbkow ihm darüber bezeugten, ſöhnte ihn bald wieder mit ihnen aus. Doch hinderte dieſes nicht, daß die Königin, welche, ſeitdem ſie zur Regentin ernannt worden war, eine größere Gewalt über den Geiſt ihres Gemahls zu haben glaubte, ihnen Beyden mit vielem Stolze begegnete. Sie erregte dadurch die Neugierde des Fürſten, und des Herrn von Grumbkow, den eigentlichen Inhalt des Teſtaments zu wiſſen, das die Königin ſo ſtolz gemacht hatte. Sie erreichten endlich ihren Zweck. Der ſächſiſche Geſandte, Graf von Manteuffel, war der Mann, der ihnen das Geheimniß entdeckte. Er lebte mit der Frau von Blaspiel in ſehr vertrauter Freundſchaft. Dieſe eröfnete ihm einſt dieſe Sache und ſo erfuhren ſie, daß der Markgraf gänz=

lich von der Regentſchaft ausgeſchloſſen worden ſeyn würde. Dies war ein Donnerſchlag für ſie. Sie ſahen voraus, daß dennoch eine baldige vormundſchaftliche Regierung unvermeidlich ſeyn werde, da der König ſo unmäßig ſey und ſo wenig Sorgfalt auf ſeine Geſundheit wende. Sie beſchloſſen alſo, Alles zu verſuchen, die Obermacht der Königin zu untergraben, ihre Feindin, die Frau von Blaspiel, von ihr zu entfernen, und den König dahin zu bringen, ſein Teſtament zu widerrufen. Allein ſie bekamen nicht lange darauf eine Sache auf den Hals, die ihnen gnug zu thun gab und ihnen das Teſtament ganz aus den Augen rückte.

Ein Unger, Namens Clement, nahm ſich vor, durch ſeine Intriguen den ganzen Hof in Unruhe und Verwirrung zu ſetzen. Dieſer Menſch war Sekretär des Prinzen Ragoczky und deſſen Agent beym utrechter Friedenscongreſſe unter dem Namen des Baron von Roſenau geweſen. Von da war er nach Paris zu ſeinem Herrn gegangen, ehe derſelbe ſich genöthigt ſahe, Frankreich zu verlaſſen und nach Conſtantino-

pel zu gehen. Clement hatte ſich kein Gewiſſen daraus gemacht, einen unglückli⸗chen Prinzen zu verrathen. Er hatte ihm ſeine Papiere entwendet und war damit nach Wien gegangen, um ſie dem Prinzen Eu⸗gen von Savoyen einzuhändigen. Der Prinz belohnte ihn reichlich dafür. Da er ſie indeſſen gar nicht ſo wichtig fand, als er gehoft hatte, und er von Natur ein Feind aller Verräther war; ſo hatte er ſich nachher gar nicht weiter um dieſen Menſchen beküm⸗mert. Clement gerieth faſt in Verzweif⸗lung, daß ihm ſeine Verrätherey nur einen vorübergehenden Lohn gewährt hatte. Er hatte alſo Wien heimlich verlaſſen und war nach Dresden gegangen, wo er den Na⸗men Clement angenommen und Mittel ge⸗funden hatte, bey dem ſächſiſchen Feldmar⸗ſchall und Premierminiſter, Grafen von Flemming, Zutritt zu bekommen. Da dieſer Miniſter eine gute Bekanntſchaft mit den europäiſchen Staatsangelegenheiten bey ihm bemerkte; ſo war er willens geweſen, ihn in ſächſiſche Dienſte zu nehmen. Allein Clement ging nur auf Intriguen und Be⸗

trug aus. Er weigerte ſich alſo, ſich an Einem Ort feſt niederzulaſſen und begnügte ſich damit, öfters Geſchenke von dem Grafen von Flemming anzunehmen, der gern Avanturiers begünſtigte und Diejenigen, welche ihm Nachrichten verſchaften, reichlich belohnte.

Bey ſeinem Aufenthalte in Dresden hatte Clement bemerkt, daß der ſächſiſche und wiener Hof gegen den berliner Hof ziemlich kaltſinnig ſeyen. Er machte alſo den Plan, dieſe Höfe zu entzweyen und durch ihre Zwiſtigkeiten ſein Glück zu gründen. In dieſer Abſicht ſchrieb er an den König von Preußen und ſagte ihm, er habe ihm Sachen von der äußerſten Wichtigkeit mitzutheilen. Da er ſie aber Niemanden als dem Könige ſelbſt eröfnen könnte, ſo bäte er ihn, ihm eine ſchriftliche Verſicherung zu überſchicken, daß kein Menſch etwas von ſeinem Aufenthalte in Berlin erfahren, daß er mit Niemanden als dem Könige ſelbſt zu thun haben und daß es ihm frey ſtehen ſolle, ſo oft als ſeine Geſchäfte es erfoderten, wieder abreiſen zu können. Er ſchickte ſeinen Brief an Ja-

blonsky, erſten Hofprediger des Königs und Biſchof der reformirten Kirchen in Ungern und Polen, und ſchrieb ihm dabey, er addreſſire ihm dieſen Brief in Rückſicht des vielen Guten, was ſeine Landsleute, die Ungern, ihm von ihm geſagt hätten, und bitte ihn, den beykommenden Brief dem Könige ſelbſt in die Hände zu liefern; im Fall er Anſtand nehme, ſich damit zu befaſſen, müſſe er verantwortlich für das Uebel ſeyn, was daraus erfolgen könne. Jablonsky erſchrak über die Gefahr, womit der König bedrohet ſeyn könnte, und lief gleich zu dem erſt neu ernannten Miniſter, Herrn von Marſchall, und bat ihn, ihm mit ſeinem guten Rathe beyzuſtehen. Marſchall übernahm es, dem Könige den Brief zu überbringen. Nachdem der König ihn geleſen hätte; ließ er den Hofprediger Jablonsky kommen; gab ihm einen Paß für Clement mit dem Befehle, ihm zu ſchreiben, daß er willkommen ſeyn, und daß er, Jablonsky, ihm entgegen kommen, ihn in der Nacht in Berlin einführen und bey ſich in ſeinem Hauſe behalten werde.

Alles wurde nun ſo ausgeführt, wie der König es angeordnet hatte. Clement kam in Berlin an. Den Tag darauf fuhr der König in einer offenen Chaiſe aus und nahm bloß den Generalmajor und Commandanten von Berlin, Herrn von Forcade, nebſt zwey Pagen, mit ſich. Er machte eine Spazierfahrt, die Linden hinunter, und von da auf den Weidendam, wo er ſtill halten ließ. Er befahl hierauf dem Herrn von Forcade und den Pagen, auf ihn zu warten. Er ſtieg aus und ging in einen Garten *) unweit der oranienburger Barriere, wo Clement und Jablonsky ihn erwarteten. Letzterer mußte ſich hierauf entfernen, damit Jener deſto freyer reden könnte. Clement ſagte ihm hierauf, daß der wiener und dresdener Hof den Plan entworfen hätten, den König einmal, wenn er auf der Jagd oder auf Reiſen wäre, aufheben zu laſſen, ihn gefangen zu halten, den Kronprinzen in der katholiſchen Religion erziehen zu laſſen und ihn unter der Vormundſchaft des Kaiſers auf den Thron zu ſetzen. Er ſetzte noch hin=

*) Jetzt dem General Lingen gehörig.

zu, daß die vornehmſten Generale und Miniſter ſchon gewonnen wären und daß es jetzt nur noch darauf ankomme, die Seemächte dahin zu bringen, daß ſie den abſcheulichen Plan billigten. Er ſelbſt, Clement, habe den Auftrag, nach dem Haag zu gehen, um Unterhandlungen deswegen anzufangen. Allein die traurigen Folgen, die daraus entſtehen könnten, und der Widerwille gegen die katholiſche Religion, der ſo weit bey ihm gehe, daß er Proteſtant werden wolle, hätten ihn bewogen, das abſcheuliche Geheimniß dem Könige zu entdecken. Es komme aber hier Alles darauf an, daß man die Sache geheim halte, und da er übrigens Nichts behaupte, als was er mit Briefen des Prinzen Eugen von Savoyen, des ſächſiſchen Premierminiſters und Feldmarſchalls von Flemming und der Miniſter des Königs ſelbſt beweiſen könne; ſo bäte er ihn, ſich auf ihn allein zu verlaſſen und es zu genehmigen, daß er ihm von Holland aus Beweiſe von ſeinem Eifer gebe, indem er wirklich dahin zu gehen geſonnen ſey und die ehrgeizigen Plane des Kaiſers daſelbſt zu hintertreiben wiſſen werde.

Unterdeſſen hatte er verſchiedene Briefe aus ſeinem Portefeuille hervorgezogen, die zum Beweiſe des Geſagten dienen ſollten. Die ſchon eintretende Dunkelheit verhinderte den König, ſie anzuſehen. Ueberdies ließ er ſich durch die Treuherzigkeit, mit welcher Clement ſprach, überreden. Er antwortete ihm alſo, daß er Allem, was er ihm geſagt hatte, völligen Glauben beymeſſe, verſprach ihm, ein unverbrüchliches Geheimniß daraus zu machen, und ſagte ihm beym Fortgehen, daß er am folgenden Tage ſich wieder gegen Abend im Garten einfinden ſolle.

Der König ſchien, als er ſich wieder in den Wagen geſetzt hatte, außerordentlich nachdenkend und unruhig. Der Herr von Forcade ſagte mir nachher, daß er ihn noch nie ſo ängſtlich geſehen und ſich daher die Freyheit genommen habe, ihn um die Urſach zu fragen. Der König habe ihm aber bloß durch einen Seufzer geantwortet. Hernach habe er den Wagen am Schloſſe halten laſſen und ihm und ſeinem ganzen Gefolge bey Lebensſtrafe verboten, Jemanden zu ſagen, daß er unterweges ausgeſtiegen ſey.

Nachdem der König in das Schloß gekommen war, begab er ſich in ſein Zimmer; blieb die übrige Zeit des Abends und den folgenden Tag allein darin und wollte ſelbſt nicht einmal die Königin ſprechen. Als die Stunde zur verabredeten neuen Zuſammenkunft ſich näherte; fuhr er eben ſo wie den vorigen Tag wieder nach demſelben Garten. Clement ſagte ihm ungefehr eben das, was er ihm ſchon geſagt hatte; nur fügte er noch hinzu, es ſey nicht recht, daß der König ſich ſo geradezu auf ihn verlaſſe; er bitte ihn alſo recht ſehr, ſeine Augen auch auf die Briefe zu richten, die ſeinem Vorgeben nach vom Prinzen Eugen und dem Feldmarſchall von Flemming herrühren ſollten. Der König erkannte darin Beyder Handſchrift und überzeugte ſich dadurch völlig von der Wahrheit Alles deſſen, was Clement ihm geſagt hatte. Von dem Augenblicke an betrachtete er dieſen Betrüger als einen Schutzengel, den ihm der Himmel geſchickt habe. Es gab keine Art von Liebkoſungen und Verſprechungen mehr, die er ihm nicht verſchwendete. Clement nahm Alles mit einer ſo gut ſtudierten Großmuth an,

daß der König ſich vollends dadurch hintergehen ließ. Er ſagte ihm unter Andern, daß er Nichts von ihm verlange und ſich für hinlänglich belohnt halte, wenn er ihn gegen das Unglück, womit er bedrohet würde, ſichern könnte. Alles, was er ſich ausbitte, beſtehe darin, daß er ihm die Koſten, die er im Haag etwa gebrauchen dürfte, um Diejenigen, die auf der Seite des Kaiſers wären, zu beſtechen, wieder erſetzen mögte. Er fügte noch hinzu, daß er für ſeine Perſon dem Scheine nach ganz nach den Inſtructionen und Befehlen des wiener Hofes verfahren werde; daß er aber auch zugleich den König verſichere, nicht das allergeringſte zu ſeinem Nachtheile zu unternehmen. Der König drang in ihn, zu Berlin zu bleiben. Er verſetzte aber dagegen, daß, wenn er ſich nicht um die beſtimmte Zeit nach dem Haag begäbe, der wiener und dresdener Hof ihn im Verdachte der Treuloſigkeit haben, deswegen aber doch ihre Plane gegen den König auszuführen fortfahren würden, er aber alsdann ganz außer Stande ſeyn würde, ihm zu dienen. Der König willigte alſo endlich in ſeine Abreiſe; hatte aber vorher noch verſchie-

ſchiedene Unterredungen mit ihm, in welchen Clement ſeine Rolle gleich gut fortſpielte. Der König wollte ihm ein Geſchenk von 12000 Thalern machen; er ſchlug es aber aus unter dem Vorwande, daß er bis jezt noch Nichts gethan habe, wodurch er ſie verdient habe. Dieſe anſcheinende Uneigennützigkeit brachte dem Könige eine immer höhere Idee von ſeinem Charakter bey. Was ihm aber das ganz uneingeſchränkte Vertrauen deſſelben gewann, war, daß er die katholiſche Religion vor dem Hofprediger Jablonsky abſchwur und reformirt wurde.

Während ſeines Aufenthalts zu Berlin machte dieſer Abentheurer bey Jablonsky Bekanntſchaft mit drey Männern, die das Innere der Regierung ſehr genau kannten. Der Erſte war der Sohn eines Menſchen, der anfänglich Kammerdiener des Churfürſten Friedrich Wilhelm geweſen war; der ſich aber bey demſelben ſo einzuſchmeicheln gewußt hatte, daß er ihn zu ſeinem geheimen Schatzmeiſter und Finanzrath gemacht und zum Reichsbaron hatte erheben laſſen. Er hatte nach ſeinem Tode ſeinem Sohne, den

er als einen großen Herrn hatte erziehen laſſen und der ihm in ſeinen Würden nachfolgte, große Reichthümer hinterlaſſen. Friedrich I. gebrauchte denſelben einige Zeit lang bey den Geſandſchaften. Bey dieſer Gelegenheit ruinirte ſich Heidekam gänzlich, ſo daß er ſich im J. 1714. in der äußerſten Armuth befand. Er nahm nun ſeine Zuflucht zum Herrn von Jlgen, der ſein Hofmeiſter geweſen war und dem ſein Vater zuerſt eine Verſorgung verſchaft hatte. Dieſer Miniſter war ſo hartherzig, ihm den Vorſchlag zu thun, die Stelle eines Spions zu Stralſund bey dem Könige von Schweden zu übernehmen. Heidekam ſchämte ſich nicht, ein ſo entehrendes Amt zu bekleiden. Er erzählte mir einſt nach ſeiner Rückkunft von daher, daß ein Kammerdiener des Königs von Schweden, den er beſtochen gehabt hatte, ihn eines Morgen in das Zimmer deſſelben eingeführt habe, während Karl die Feſtungswerke des Orts in Augenſchein genommen habe. Nachher habe der König eine geheime Conferenz halten wollen. Da es Heidekam nun für äußerſt wichtig gehalten, zu wiſſen, was

in derſelben ausgemacht werden würde; ſo verbarg er ſich unter Karls XII. Bette. Heidekam wußte, daß der König immer gleich nach dem Mittagseſſen ausging und glaubte alſo, alsdenn wieder eben ſo gut aus dem Zimmer herauskommen zu können, als er hineingekommen war. Von Ungefehr aber hatte der König gerade an dieſem Tage viel zu ſchreiben und ging deswegen nicht mehr aus, ſondern legte ſich früh zu Bette. Heidekam mußte alſo die ganze Nacht auf ſeinem gefährlichen Poſten ausharren und konnte erſt am folgenden Morgen mit Anbruche des Tages, nachdem der König ausgegangen war, denſelben wieder verlaſſen. Nach ſeiner Rückkunft von Stralſund bekümmerte ſich der Hof nicht viel weiter um ihn. Eben ſo verließen ihn nunmehr alle Diejenigen, welche zur Zeit ſeines Wohlſtandes ſehr viel mit ihm umgegangen waren. So vermogten ihn endlich Verdruß, Elend und Verzweiflung, zu vergeſſen, was er ſich ſelbſt und dem Könige ſchuldig war. Nachdem er mit Clement eine genaue Freundſchaft errichtet hatte; ſo gab er demſelben von allen

Perſonen, die in den Dienſten des Königs waren, die genaueſten Nachrichten, worin viele ganz beſondere, den König aufs höchſte beleidigende, Umſtände waren. Ueberdem brachte er ihm auch verſchiedene Briefe von Miniſtern, die Clement dazu brauchte, um ihre Hand nachzumachen und andere Briefe in ihrem Namen zu ſchmieden, welche ſie als Mitglieder der Verſchwörung, die ſeinem Vorgeben nach gegen den König angeſponnen ſey, darſtellten.

Der zweyte Vertraute des Clement war der geheime Kriegsſekretär Bube. Dieſer lieferte ihm die genaueſten Nachrichten von dem Kriegszuſtande. Ein gewiſſer Lehmann endlich, der ſich für einen Reſidenten des Herzogs von Sachſen-Weimar ausgab, unterrichtete ihn von Allem, was die Finanzen betraf, indem er von mehrern Domänen-Kammerräthen, mit denen er in enger Verbindung ſtand, ſehr genaue Nachrichten davon eingezogen hatte.

Clement benutzte dieſe verſchiedenen Nachrichten in den Unterredungen, die er mit dem Könige hatte. Dieſer betrachtete ihn

daher als ein Genie vom erſten Range; ſo daß er ihn in mehrern Stücken oft um ſeine Meinung fragte und ſeinen Rath mehrmals befolgte. Um ihm einen Beweis zu geben, wie viel er aus ihm mache, zwang er ihn endlich, die ihm ſchon einmal angebotenen 12000 Thaler als ein kleines Geſchenk anzunehmen. Clement bezeigte indeſſen unausgeſetzt Luſt, nach dem Haag zu gehen. Der König that dagegen Alles, was er nur vermogte, um ihn zurück zu halten. Allein Clement wußte ihm die Nothwendigkeit ſeiner Reiſe nach Holland ſo lebhaft vorzuſtellen, daß der König endlich darein willigte. Er machte ihm noch vorher prächtige Geſchenke. Clement nahm Alles mit einer gewiſſen Gleichgültigkeit an, welche die Hochachtung des Königs gegen ihn noch immer vermehrte. Beym Abſchiede beſchwor er den König noch einmal, Alles, was er ihm geſagt habe, ja geheim zu halten, indem ſeine Miniſter, ſeine Generale, ja ſeine Familie ſelbſt, mit ſeinen Feinden einverſtanden wären. Zuletzt verſicherte er ihm noch, daß, wenn er ihm nur im Haag freye Hand ließe, ſich Alles zu ſeinem Vortheile wenden ſolle,

und daß er ſich alsdann bald über ſeine Nei-der erheben werde.

Nach des Clement Abreiſe verfiel der König in eine Traurigkeit, die Jedem, der um ihn war, nahe ging. Er war dabey außerordentlich mißtrauiſch, daß er mit Niemanden mehr ſprach und ſtets unter ſeinem Kopfküſſen zwey geladene Piſtolen hatte. Der Fürſt von Anhalt beſonders wurde durch den Zuſtand, worin er ihn ſahe, tief gerührt. Eines Tages, da der König ſich in ſein Zimmer begab, wollte er ihm dahin folgen. Der König glaubte ſchon, er habe nichts Gutes im Sinne und legte daher ſchon die Hand an ſeinen Degen, um auf Alles gefaßt zu ſeyn. Der Fürſt, der dieſes ſahe, nahm ſogleich ſeinen eignen Degen, warf ihn weit von ſich weg, und ſagte zum Könige, ſeine Abſicht ſey keinesweges, ſich an ſeinem Leben zu vergreifen. Er komme im Gegentheil, ihn zu bitten, daß er daſſelbe zu erhalten ſuchen mögte. Er habe mit innigſter Wehmuth wahrgenommen, daß ihn ſeit einiger Zeit ein geheimer Kummer verzehre, und daß ſeine Geſinnungen gegen ihn nicht mehr die nemlichen wie ehemals

ſeyen. Er nehme ſich daher die Freyheit, ihn um die Urſach davon zu fragen, weil er ſich Nichts vorzuwerfen habe. „Das iſt ſo wahr, „ſetzte er noch hinzu, daß ich jetzt hier meine „Reichsfürſtenwürde niederlegen will. Be„handeln Sie mich ganz wie Ihren Unterthan, „und wenn ich dann irgend Etwas gegen Sie „verbrochen habe; ſo mag mein Kopf dafür „haften. Er gehört Ihnen; machen Sie da„mit, was Sie wollen.„

Dieſe Worte erweichten den König. Obgleich der Fürſt von Anhalt Einer von Denen war, gegen welche Clement ihm den meiſten Verdacht eingeflößt hatte; ſo wachte doch die alte Freundſchaft, die er ehedem gegen ihn gefühlt hatte, wieder auf. Er umarmte ihn, ſahe ihn ſtarr an und ſagte zu ihm: Reden Sie wirklich aufrichtig? Kann ich Ihnen noch trauen? — „Ja Sie können es, Sire, fiel ihm „der Fürſt von Anhalt ein und warf ſich „ihm zu Füßen, wahrlich, Sie können es. „Ich habe mich ganz Ihrem Dienſte gewei„het; ich bin bereit, mein Blut für Sie zu „vergießen, um Sie davon zu überzeugen.„

— Nun dann, verſetzte der König, ich verlaſſe mich auf Sie. Hören Sie mich an und urtheilen Sie dann, ob ich Unrecht gehabt habe, wenn ich Ihnen nicht getrauet habe. Hierauf erzählte er dem Fürſten Alles, was zwiſchen ihm und Clement vorgefallen war. Ich habe Briefe vom Prinzen Eugen ſelbſt geleſen, ſetzte er hinzu, die Sie als Theilhaber der gegen mich angeſponnenen Verſchwörung bezeichnen. Was haben Sie einem ſolchen Beweiſe entgegen zu ſetzen? „Nichts, ſagte der Fürſt, als daß „dieſer Clement der gröſte Schurke und „infamſte Betrüger ſeyn muß, der je exiſtirt „hat. Der Prinz Eugen kann mich eines „ſolchen Verbrechens nicht beſchuldigt haben, „und ich bin überzeugt, daß er ſelbſt nie an den „ſchwarzen Complott, den man ihm aufbürden „will, gedacht hat.„ Er erbot ſich zu gleicher Zeit, ſo lange ins Gefängniß zu gehen, bis er mit ſeinem elenden Ankläger confrontirt werden könnte, und beſchwor den König, alles Mögliche anzuwenden, um ihn in ſeine

Gewalt zu bekommen. Er war der Meinung, daß er den Hofprediger Jablonsky und den Dumoulin, einen Officier von vielem Verſtande und Muthe, der bey mehr als einer Gelegenheit gezeigt hat, daß er ſich der ſchwerſten Aufträge gut zu entledigen weiß, nach dem Haag ſchicken ſolle. Beyde reiſ'ten auch wirklich ab und kamen an verſchiedenen Tagen daſelbſt an. Jablonsky ging zuerſt zu Clement und ſagte ihm, er ſey hieher gekommen, um ein gewiſſes Werk drucken zu laſſen. Bey ſeiner Abreiſe habe ihm der König den Auftrag gegeben, ihn der Fortdauer ſeiner Gnade zu verſichern. Er ſetzte noch hinzu, daß derſelbe ein außerordentliches Verlangen habe, ihn wieder zu ſehen und beſonders wünſche, ſich über verſchiedene Dinge mit ihm zu unterhalten, die er ihm unmöglich ſchreiben könnte. Es würden dazu übrigens nur wenige Tage erfodert und er könne, ſobald er wolle, wieder zurück reiſen. Dumoulin beſtätigte das, was Jablonsky geſagt hatte, und ſtellte ihm auch einen Brief vom Könige zu, in welchem er ihn einlud, doch ja zu ihm zu kommen, und

ſich erbot, nach Cleve zu reiſen, im Fall er es bedenklich finden ſollte, nach Berlin zu kommen. Clement hatte nicht die Macht, der Einladung zu widerſtehen. Er reiſ'te alſo mit den beyden Emiſſaren des Königs ab und kam mit ihnen zu Berlin an. Seine Frechheit diente ihm beynahe ſtatt der Rechtfertigung. Der König konnte ſich nicht vorſtellen, daß er wieder gekommen ſeyn würde, wenn er ſchuldig wäre. Er ſprach ihn in ſeinem Kabinette. Der Fürſt von Anhalt hatte ſich hinter einem Vorhange verſteckt, wo er Alles hören konnte. Der König ſagte zu Clement, daß, da der wiener Hof Nichts gegen ihn unternehme, er es kaum glauben könne, daß derſelbe wirklich die Abſicht habe, ihn aufheben zu laſſen. Clement berief ſich auf die Briefe des Prinzen Eugen und des Grafen von Sintzendorf, die er dem Könige zu zeigen die Ehre gehabt habe. Der König verlangte die Briefe noch einmal zu ſehen. Clement ſagte aber, daß er ſie nicht bey ſich habe und daß er ſie auch nicht einmal könne kommen laſſen, indem er ſie im Haag den Händen eines Freundes anvertraut habe, mit dem er die Abrede

genommen, daß er ſie ihm nicht anders als in ſeine eigne Hände wieder überliefern ſolle. Sollte der König aber ſie noch einmal zu ſehen wünſchen; ſo wolle er unverzüglich zurück reiſen und ſie hohlen. Der König, um kein Mißtrauen in ihn zu ſetzen, willigte darein, daß er nach dem Haag zurückkehren ſollte, damit er doch Etwas in die Hände bekomme, wodurch er entweder den Clement von ſeiner Betrügerey, oder den Fürſten von Anhalt von ſeiner Treuloſigkeit überführen könnte. Dumoulin erhielt Befehl, ihn dahin zu begleiten. Was dabey aber unbegreiflich ſcheint, iſt dieſes, daß Dumoulin geheime Ordre erhielt, den Clement nicht aus dem Geſichte zu verliehren und doch zugleich auch Alles zu thun, was ihm derſelbe befehlen werde. Der Fürſt von Anhalt wendete alles Mögliche an, ſich der Abreiſe des Clement zu widerſetzen. Der König war aber durchaus nicht dahin zu bringen, ihn in Verhaft nehmen zu laſſen.

Clement und Dumoulin kamen wirklich im Haag an und logirten in dem nemlichen Hauſe. Unter dem Vorwande, daß es

dem Intereſſe des Königs entgegen ſey, wenn Dumoulin von den auswärtigen Miniſtern erkannt werde; hielt ihn Clement drey Tage lang eingeſchloſſen. Während dieſer Zeit hätte er ſich davon machen können. Allein in dem Vertrauen, daß der König das ihm mitgetheilte Geheimniß Niemanden eröfnet habe, that er es nicht, ſondern handelte wie ein Menſch, der nicht das Geringſte zu fürchten hat. Er blieb hierauf beynahe noch einen Monat im Haag unter dem Vorwande, daß er noch einige Geſchäfte abzuthun habe. Endlich aber machte er ſich auf den Weg, um wieder nach Berlin zurück zu kehren. Als er nach Cleve gekommen war; ſahe er ſeine Unvorſichtigkeit ein. Er gab alſo vor, er habe wichtige Papiere vergeſſen, und wollte wieder umkehren. Dumoulin erklärte ihm aber geradezu, daß es jetzt zu ſpät ſey, und daß er ſich jetzt entſchließen müſſe, ihm zu folgen. Er führte ihn alſo nach Berlin. Als er hier angekommen war; trat er bey dem Staatsminiſter von Marſchall ab. Dieſer behielt ihn zum Mittagseſſen und begegnete ihm mit aller Höflichkeit. Als ſie aber

von der Tafel aufſtanden, eröfnete er ihm, daß er Befehl habe, ihn in Sicherheit bringen zu laſſen. Ha! rief Clement aus, iſt es das, was der König mir versprochen hatte? Es iſt wahr, daß der König ihm, bey ſeiner erſten Rückkunft nach Berlin verſprochen hatte, die Sachen mögten auch kommen wie ſie wollten, ſo wolle er ſich doch deswegen nicht an ſeine Perſon halten. Man kehrte ſich indeſſen an ſeine Klagen nicht. Man brachte ihn in das Stadtgefängniß, wohin ſich der König um Mitternacht begab. Der Generalauditeur, Herr von Katſch, verhörte ihn im Beyſeyn des Königs. Er antwortete mit vieler Gegenwart des Geiſtes, ganz wie ein Mann, der ſich nichts vorzuwerfen hat. Indeſſen wurde er den folgenden Tag nach Spandau geführt. Hier mußte er ein zweytes Verhör in des Königs Gegenwart ausſtehen. Er blieb unterdeſſen bey ſeinen vorigen Antworten, und beſtand darauf, daß er Alles, was er dem Könige geſagt habe, durch die Briefe beweiſen könne, welche die Miniſter zu Wien und Dresden an ihn geſchrieben hätten. Die

Standhaftigkeit, mit welcher er ſprach, täuſch-te den König. Er war ſchon im Begriff, ihm die Freyheit wieder zu ſchenken. Allein un-glücklicher Weiſe war es der Fürſt von An-halt, deſſen Kreatur von Katſch war, den Clement beleidigt hatte. Der Fürſt hatte es ihm aufs Gewiſſen gebunden, die Sache zu Ende zu bringen, ſo daß derſelbe dem Könige, als er an zu wanken fing, laut ſagte: „Uebereilen Sie ſich nicht, Sire! Noch „ein oder zwey Verhöre und eine Portion „Folter; ſo ſollen Sie bald wiſſen, woran „Sie ſind.„

Als hierauf am dritten Tage der Scharfrich-ter herbeygehohlet wurde und derſelbe Alles zur Folter in Bereitſchaft geſetzt hatte; konnte Clement den Anblick derſelben nicht ertra-gen. Er warf ſich dem Könige zu Füßen und bekannte, daß alle ihm vorgezeigten Briefe falſch ſeyen und daß der wiener und dresdener Hof nie an den Plan, den er ihnen aufgebür-det hätte, gedacht hätten.

Was das Sonderbarſte hierbey war, iſt, daß der König das Geſtändniß dieſes Men-ſchen nicht für aufrichtig hielt. Er glaubte,

der Schurke ſage dieſes bloß, um die gedach‑ten beyden Höfe frey zu ſprechen, damit ſie ſich ſeiner annähmen. Voll von dieſer Idee ſchickte er ſeinen Generallieutenant von Borck*) nach Dresden und Wien, um zu erfahren, was man daſelbſt von dieſer Sa‑che denke. Das Miniſterium dieſer beyden Höfe proteſtirte feyerlich dagegen und verſicher‑te, daß es von Allem, was Clement aus‑geſagt habe, nicht das Geringſte wüßte. Als der Herr von Borck endlich die von Cle‑ment vorgezeigten Briefe vorlegte, die ſei‑nem Vorgeben nach von ihnen herrühren ſoll‑ten; ſo geſtand man ein, daß der König da‑durch hätte hintergangen werden können. Da der Prinz Eugen ſahe, daß ſeine Hand ſo ganz vollkommen nachgemacht war; ſagte er zu dem Herrn von Borck, daß es zwar al‑lerdings ſeine Handſchrift ſey, daß er aber auch ſchwören könne, daß er nie irgend Et‑was eigenhändig an Clement geſchrieben habe. „Der König, Ihr Herr, kann mir

*) Er ſtarb zu Berlin als Feldmarſchall, Gou‑verneur von Stettin und Staats‑ und Kabi‑netsminiſter.

„dieſes glauben, fügte er noch hinzu. Wäre „er mit dem Kaiſer im Kriege begriffen; ſo „würde ich gegen ihn fechten, wenn der Kai„ſer mich für tüchtig dazu hielte. Aber mich „gegen ihn in eine Verſchwörung einzulaſſen; „wäre meiner unwürdig. Ich werde meinem „Leben nicht noch am Ende einen ſolchen „Schandflecken anhängen. Das iſt meine gan„ze Rechtfertigung.„

Ungeachtet aller eidlichen Verſicherungen der Miniſter zu Wien und Dresden und des Geſtändniſſes des Clement ſelbſt konnte der König ſich nicht überzeugen, daß die Briefe, die er geſehen hatte, untergeſchoben ſeyen. Um ihn endlich davon zu überführen, mußte Clement in ſeiner Gegenwart ſeine eigne Schrift nachmachen, die er ſo vollkommen traf, daß der König die Copie nicht von dem Originale unterſcheiden konnte.

Nachdem der König ſich endlich von den Schurkereyen des Clement völlig überzeugt hatte; ließ er ihn zum zweyten Male mit der Folter bedrohen, wenn er nicht ſogleich ſeine Mitſchuldigen anzeigte. Er ſagte

alſo aus, daß Heidekam, Lehmann und Bube ihm eine genaue Kenntniß von der Regierung verſchaft und ihm Briefe von mehrern Miniſtern in die Hände geſpielt hätten, deren Schrift er nun nachgemacht habe. Sie wurden alſo alle drey in Verhaft genommen und nach Spandau gebracht, wo Bube Gelegenheit fand, Gift zu nehmen. Die beyden Uebrigen verwickelten in ihre Geſchichte noch verſchiedene Perſonen von Range, die ſämmtlich gleichfalls arretirt wurden; ſo daß die Feſtung zu Spandau kaum groß genug war, alle Gefangenen von Stande in ſich zu faſſen. Herr von Troſchke, Kammerjunker des verſtorbenen Königs, befand ſich auch darunter. Man fand unter ſeinen Papieren verſchiedene Briefe des Staatsminiſters, Herrn von Kamecke, in welchen der Fürſt von Anhalt und der Herr von Grumbkow gar nicht geſchont waren. Der Herr von Katſch, dem die Durchſuchung der Papiere der Inhaftirten übertragen war, hatte zum Unglück große Neigung, Böſes zu thun. Da er nun mit dem Fürſten von Anhalt und dem Herrn von

Grumbkow in ſehr genauer Verbindung ſtand; ſo unterließ er nicht, die Briefe des Herrn von Kamecke ſeinen beyden Freunden zu zeigen. Dies war hinlänglich, um Beyde zu bewegen, das Verderben des Herrn von Kamecke zu beſchließen. Der Herr von Grumbkow, der Alles das Gute vergaß, was ihm dieſer Miniſter unter der vorigen Regierung erwieſen hatte, klagte ihn bey dem Könige an, daß er mit Clement in einem Verſtändniſſe gelebt habe. Es fiel dem Herrn von Kamecke indeſſen leicht, ſich zu rechtfertigen. Er bewies, daß er dieſen Menſchen weder jemals gekannt noch je geſehen habe. Er hätte wohl daran gethan, wenn er dabey ſtehen geblieben wäre. So aber machte er dem Könige in Gegenwart des Fürſten von Anhalt und des Herrn von Grumbkow den Vorwurf, daß er Alles, was dieſe Beyde ihm ſagten, gar zu leicht glaube und ſetzte noch hinzu, ſie gingen auf Nichts aus, als ſeine getreueſten Diener von ihm zu entfernen, um ſeine Gunſt allein genießen zu können. Der Fürſt von Anhalt und der Herr von Grumbkow vertheidigten ſich dagegen. Sie brachten die Briefe

des Herrn von Kamecke an den Herrn von Troſchke vor und baten den König, daß er ihnen Gerechtigkeit widerfahren laſſen ſolle gegen einen Menſchen, der nur darauf ausgehe, ſie zu verläumden. Der König, der für den Fürſten von Anhalt nicht gnug thun zu können glaubte, ſeitdem er ihm den Rath gegeben hatte, ſich des Clement zu verſichern, verurtheilte den Herrn von Kamecke, dem Fürſten von Anhalt und dem Herrn von Grumbkow Abbitte zu thun. Statt aber zu gehorchen, gerieth Kamecke gegen den König in Hitze und warf ihm Undankbarkeit und Ungerechtigkeit vor. Der König hörte ihn mit mehr Ruhe an als er ſonſt zu thun pflegte; er ermahnte ihn, ſein Unrecht zu erkennen und ſagte ihm, es ſey ſeine Abſicht gar nicht, ihn zu kränken; er wolle ihm vielmehr wohl und bitte ihn, aus Gefälligkeit gegen ihn zweyen Männern dieſe Ehrenerklärung zu thun, von denen der Eine mehr und der Andere eben ſoviel ſey, als er. Kamecke antwortete aber trotzig, daß er nie eine ſolche Niederträchtigkeit begehen werde. Der König entrüſtete ſich endlich und fing an

zu drohen. Allein Kamecke ſchien es ſich recht vorgenommen zu haben, dem Könige zu trotzen. Er ſagte darauf: Sie können Alles, Sire; aber zu einer Niederträchtigkeit werden Sie mich nie bringen. Der Zorn der Königs ging jetzt ſo weit, daß er im Begriff war, den Herrn von Kamecke zu ſchlagen. Allein dieſer wich aus und ging zur Thür hinaus. Den Augenblick darauf ward er in Verhaft genommen und nach Spandau gebracht. Hier blieb er einen Monat, worauf er auf ſeine Güter in Pommern verwieſen wurde, nachdem man ihm vorher alle ſeine Würden und Aemter abgenommen hatte. Der Herr von Grumbkow zog indeſſen nicht, wie er gehoft hatte, großen Nutzen daraus. Die Direction der Poſten, welche Kamecke ſeit der Ungnade des Grafen von Wartenberg gehabt hatte, und welches die einträglichſte Stelle war, welche der König zu vergeben hatte, erhielt der Herr von Görne, ein Mann, den der Herr von Grumbkow unter allen Leuten am Hofe am meiſten haßte und mit dem er in der Folge noch verſchiedene Streitigkeiten hatte.

Der Fürſt von Anhalt und der Herr von Grumbkow blieben indeſſen auf dieſem ſo ſchönen Wege nicht ſtehen. Nachdem ſie den Herrn von Kamecke vom Hofe entfernt hatten; arbeiteten ſie auch an dem Sturze der Frau von Blaspiel. Sie gab ihnen ſelbſt die Waffen in die Hände, die ſie nun auch bald gegen ſie gebrauchten. Sie ſtand nemlich mit dem ſächſiſchen Premierminiſter, Grafen von Flemming, in einem Briefwechſel. Sie beging einmal die Unvorſichtigkeit, demſelben zu ſchreiben, daß der König gerade wie das heilige Grab in den Händen der Türken ſey; worunter ſie nemlich den Fürſten von Anhalt und den Herrn von Grumbkow verſtand. Ueberdem ſagte ſie ihm auch mit vieler Freymüthigkeit ihre Gedanken über die vorſeyende Procedur gegen Clement; ſie fügte noch hinzu, es wäre ihr gerade, als wenn ſie in den Zeiten des Nero und Caligula lebte und ſchloß mit Klagen, daß ſie gerade in einem ſo unglückſeligen Jahrhunderte gebohren ſey. Dieſer Brief wurde von dem Herrn von Katſch, der den Auftrag hatte, alle ins

Ausland gehende Pakete zu eröfnen, aufgefangen. Da er dem Fürſten von Anhalt ſo ganz zugethan war; ſo lief er gleich mit dieſem Briefe zu ihm. Der Fürſt war ſehr erfreut, Etwas in Händen zu haben, womit er ſeine Feindin ſtürzen konnte, und theilte dem Herrn von Grumbkow ſogleich ſeine Freude mit. Sie verabredeten nun mit einander, daß Katſch ſich bey dem Könige gerade zu einer Zeit ſolle anmelden, wo ſie Beyde auch bey demſelben wären, und daß er ihm alsdann den gedachten Brief übergeben ſolle. Die Sache wurde noch denſelben Abend ausgeführt und ging noch weit glücklicher, als man gehoft hatte. Der König gerieth nach Leſung des unglücklichen Briefs in einen ſolchen Zorn, daß er ins Vorzimmer lief und dem damahligen Oberſten von Marwitz *), der ihm gerade entgegen kam, den Befehl ertheilte, ſogleich die Frau von Blaspiel zu ihm zu führen und ihr nicht zu erlauben, etwa Papiere über die Seite zu

*) Er iſt als General der Infanterie, Chef eines Regiments und Gouverneur von Breslau geſtorben.

bringen oder mit irgend Jemanden zu ſpre-chen. Marwitz fand die Frau von Blas-piel im Begriff, zur Königin zu gehen. Er ſagte ihr, der König wolle ſie ſprechen, und ſie machte keine Schwierigkeit, ihm zu folgen. Als ſie in das Kabinett des Königs gekommen war und den Fürſten von Anhalt nebſt dem Herrn von Grumbkow darin traf; hielt ſie ſich gleich für verlohren. Der König mißhandelte ſie aufs Aergſte mit Wor-ten und drohete ihr, ſie auf das Blutgerüſte zu ſchicken. Er befahl zugleich dem Herrn von Katſch, ſie zu verhören, welches die-ſer von Natur harte und boshafte Mann auf eine Art that, die einen jeden Andern in Furcht geſetzt haben würde. Sie aber ant-wortete mit einer über ihr Geſchlecht erhabe-nen Standhaftigkeit, und erkannte den Brief, den man ihr vorzeigte, für den Ihrigen. Der König ſprang hierauf von ſeinem Stuhle auf und gab ihr eine Ohrfeige *). „Nun!

*) Eine Note von fremder Hand ſagt bey dieſer Stelle: Die Ohrfeige iſt erdichtet. Der verſtorbene König hat nie die Hand gegen ſie aufgehoben. B.

„ſagte die Frau von Blaspiel, ich habe „Sie mit Nero und Caligula verglichen. „Würden Dieſe wohl unvernünftiger handeln „können als Sie jetzt thun?„ Ihre Standhaftigkeit ſetzte den König in einige Verlegenheit. Was können Sie zu Ihrer Vertheidigung anführen? ſagte er zu ihr. „Nichts, antwortete ſie, als Ihre Barbarey und die Gewaltthätigkeit, die der „Fürſt von Anhalt und der Herr von „Grumbkow in Ihrem Namen ausüben. „Sie iſt mir, wie allen ehrlichen Leuten, „aufs Aeußerſte verhaßt. Ich ſeufze mit denſelben, daß Sie ſich ſo ganz den Eingebungen eines Fürſten von Anhalt und eines „Herrn von Grumbkow überlaſſen.„ Sie beſchuldigte hierauf Beyde, daß ſie dem Könige nach dem Leben geſtanden hätten, um dem Markgrafen Friedrich von Schwedt, einem Neffen des Fürſten von Anhalt, die vormundſchaftliche Regierung zu verſchaffen. Der König war eine Zeitlang ganz außer ſich über dieſe Beſchuldigung. Er ſahe die beyden Beklagten mit Unwillen an. Katſch zog ſie endlich aus ihrer fatalen Lage heraus.

Er foderte von der Frau von Blaſpiel Beweiſe von dem, was ſie behauptete. Sie konnte nur höchſt ſchwankende davon beybringen. Katſch drohete ihr mit der Folter, um, wie er ſagte, zu ſehen, ob ſie ſtandhaft bey ihrer Denunciation beharren würde. Ich weiß nicht, wie ſie dieſer Gefahr entkam. Der König begnügte ſich damit, ſie noch den nemlichen Abend nach Spandau zu ſchicken. Als ſie das Zimmer des Königs verließ; gab der Fürſt von Anhalt nur ſeiner Leidenſchaft Gehör, und ſetzte alle Ehrfurcht gegen den König ſo ſehr aus den Augen, daß er ihr den Hintern zeigte. Marwitz erhielt den Auftrag, ſie zu begleiten, und hatte den Befehl, dem Commandanten anzudeuten, daß er ſie in enger Gefangenſchaft halten ſolle. Sie kam um Mitternacht in der Feſtung an. Sie ward in eine Stube, worin gar keine Meubles waren, eingeſperrt. Man ließ ſie zweymal vier und zwanzig Stunden ohne alle Beyhülfe, ohne Feuer, ohne Nahrung und ohne Bett darin; ja man würde ſie haben umkommen laſſen, wenn ihr Schwager, der Marſchall von Finck, den König

nicht um die Erlaubniß gebeten hätte, für ihre Bedürfniſſe ſorgen zu dürfen.

Sobald die Frau von Blaspiel auf dem Wege nach Spandau begriffen war; lief der König in das Zimmer ſeiner Gemahlin, zeigte ihr die Verhaftnehmung derſelben an und ſetzte hinzu, daß er ſie werde hinrichten laſſen. Die Königin, die gerade ſchwanger war und von der mit ihrer Favoritin vorgegangenen Kataſtrophe noch nichts wußte, entſetzte ſich darüber ſo ſehr, daß ſie in Ohnmacht fiel und nur nach angewandter Sorgfalt wieder zu ſich kam. Als ſie allein war; erinnerte ſie ſich, daß die Frau von Blaspiel das Teſtament, welches der König in Brandenburg gemacht hatte, in Verwahrung habe. Es lag ihr viel daran, daſſelbe in ihre Gewalt zu bekommen. Glücklicherweiſe berichtete man ihr bald darauf, daß der Marſchall von Natzmer den Auftrag erhalten habe, die Papiere der Frau von Blaspiel zu verſiegeln. Die Königin ſchickte ſogleich ihren Beichtvater, den Probſt Boſſart, an ihn und ließ ihn beſchwören, ihr das gedachte Teſtament einzuhändigen.

Der Herr von Natzmer ſchickte es ihr nebſt allen den Briefen, die ſie an die Frau von Blaspiel geſchrieben hatte. Dies rettete dieſe Prinzeſſin aus einer ſehr großen Gefahr. Nachdem die Königin ſo aller ihrer Angſt entledigt war; wagte ſie es, den König für die Frau von Blaspiel um Gnade zu bitten: Sie konnte ſie aber nur unter der Bedingung erhalten, daß der Staatsminiſter und Generalcommiſſarius, Herr von Blaspiel, ſeine Stellen niederlegen und mit ſeiner Frau auf ſeine Güter im Herzogthum Cleve gehen ſollte. Es war ein großer Triumph für den Fürſten von Anhalt und den Herrn von Grumbkow, den Herrn von Kamecke und die Frau von Blaspiel auf die Art über die Seite geſchaft zu haben. Der König krönte ihre Schadenfreude noch dadurch, daß er den Herrn von Grumbkow zum Generalcommiſſarius machte.

Die Kataſtrophe mit der Frau von Blaspiel machte endlich den peinlichen Unterſuchungen ein Ende; aber der Prozeß gegen Clement ging ſeinen Gang fort. Der König war ſehr geneigt, ihm Gnade widerfahren

zu laſſen. Ich habe ihn ſelbſt mehrmals ſa- gen gehört, daß, wenn er ihn hätte retten können, er es gewiß gethan hätte; daß er aber genöthigt geweſen wäre, ihn der Rache des wiener und dresdener Hofes aufzuopfern. Er ſchob indeſſen die Vollziehung des Urthels ſo lange auf, als es möglich war, und war bey jedem Verhöre ſelbſt zugegen, ſo daß man ihn faſt beſtändig auf dem Wege zwi- ſchen Berlin und Spandau erblickte.

Ob ſich gleich die Hinrichtung des Cle- ment bis zum 18. April des folgenden Jah- res hinzog; ſo will ich ſie doch gleich hier er- zählen, um dieſe fatale Geſchichte zu endigen. Den Abend vor der Hinrichtung wurde Hei- dekam und Lehmann von Spandau nach Berlin auf die Hausvogtey gebracht. Am folgenden Morgen um 8 Uhr führte man ſie nach dem Richtplatze. Clement eröff- nete den Zug. Lehmann folgte ihm, und Heidekam, der krank und ſchwächlich war, wurde von den Gerichtsdienern auf einem Stuhle getragen. Als man auf dem Neuen Markte, als dem Orte der Hinrichtung, an- gekommen war; mußten ſie die Blutbühne

beſteigen. Der gewöhnliche Hofrichter las einem Jeden beſonders ſein Urthel vor, worauf der Nachrichter die Scene mit Heidekam eröfnete. Dieſer war dafür, daß er gegen den König die königliche Familie beleidigende Reden geführt und geſchrieben hatte, ſeines Adels entſetzt und zu ewiger Gefängnißſtrafe verurtheilt worden. Dieſer Sentenz zufolge nahm ihm der Henker den Degen ab, zerbrach ihn und warf ihm die Stücken vor den Füſſen hin. Eben ſo machte er es mit ſeinem Wappenſchilde. Hierauf gab er ihm zwey Ohrfeigen und ſtieß ihn mit einigen Fußtritten vom Blutgerüſte hinunter, wo ein Wagen ſeiner wartete, auf welchem man ihn nach Spandau führete. Hier ward er bey den übrigen Böswichtern eingeſperrt und überlebte ſeine Schande noch zwey Jahre.

Da Clement und Lehmann überführt waren, daß ſie falſche Briefe untergeſchoben, daß ſie erdichtete, beleidigende und nachtheilige Gerüchte vom Könige und vom Staate verbreitet, unwahre Berichte abgeſtattet und die Handſchrift mehrerer Souverains

oder ihrer Miniſter, inſonderheit des Kaiſers und des Königs von Polen, nachgemacht hatten, Alles in der Abſicht, dem Könige einen läſtigen Krieg zuzuziehen und ganz Deutſchland mit Unordnung und Verwirrung anzufüllen; ſo wurden Beyde erſtlich mit glühenden Zangen geriſſen und dann auf die Schinderkarre geſetzt, welche ſie nach dem Galgen vor dem ſpandauer Thore führte. Hier wurde Lehmann enthauptet und geviertheilt und die vier Theile des Körpers wurden an den vier Ecken des Galgens angenagelt. Clement wurde, ob er gleich der Stifter alles Unheils war, bloß gehangen und ſein Körper noch am nemlichen Abend abgenommen und begraben.

Man wird vielleicht finden, daß ich mich bey des Clement Geſchichte zu lange aufgehalten habe. Ich hielt dieſes aber für meine Pflicht, weil die ganze mit ihm vorgenommene Procedur vom Könige ſelbſt angeordnet wurde und ſie alſo zur Kenntniß ſeines Charakters kein unwichtiger Beytrag iſt. Des Clement Tod ging ihm wirklich nahe; mit Lehmann und Heidekam hingegen hat-

te er nicht das geringſte Mitleiden. Ich habe es aus ſeinem eignen Munde gehört, daß er des Clement Strafe gemildert, ja ihm das Leben geſchenkt haben würde, wenn er es hätte thun können, ohne die Höfe zu Wien und Dresden zu beleidigen, die durchaus ſeine Hinrichtung verlangten. Er meinte ferner, daß, da Clement weder ſein Unterthan geweſen ſey, noch in ſeinen Dienſten geſtanden habe, er keine Verpflichtung gegen ihn gehabt habe; daß Heidekam und Lehmann als ſeine gebohrne Unterthanen hingegen ihm Gehorſam und Treue ſchuldig geweſen wären und daß ſie folglich für ihre Verrätherey den Tod vollkommen verdient hätten. Dem Baron Heidekam habe er darum das Leben geſchenkt, weil der Tod eine zu gelinde Strafe für ihn geweſen ſeyn würde. Allein er irrte ſich hierin. Heidekam war niederträchtig gnug geweſen, öffentliche Beſchimpfung und Schande dem Tode vorzuziehen, und er ſchien die wenigen Jahre, die er noch lebte, ganz zufrieden mit ſeinem Schickſale zu ſeyn. Des Clement Hinrichtung machte endlich allen Denunciationen und pein-

lichen Unterſuchungen, die Berlin ſeit langer Zeit in der Angſt und Furcht gehalten hatten, ein Ende. Die wegen dieſer Geſchichte inhaftirten Perſonen wurden wieder in Freyheit geſetzt. Der einzige Troſchke ward vom Generalpardon ausgeſchloſſen, weil er zu frey in ſeinen Briefen geweſen war. Seine Strafe war grauſam. Er blieb vier Jahre lang im Gefängniſſe zu Spandau bey Waſſer und Brodt und würde darin, ohne die Unterſtüzung mildthätiger Perſonen in Berlin, vor Hunger und Elend umgekommen ſeyn.

Die auswärtigen Angelegenheiten waren während der Inſtruction des Proceſſes des Clement ziemlich vernachläſſigt worden. Nunmehr aber kam Alles wieder in Ordnung. Der König übernahm es, dem jungen Markgrafen Friedrich das Herzogthum Curland zu verſchaffen. Das Haus Ketter, welches ſeit dem Jahre 1561. in Curland regierte, exiſtirte jetzt noch bloß in der Perſon des Herzogs Ferdinand, der bey ſeinem ſchon ziemlich hohen Alter und ſeinem eheloſen Stande keine Erben mehr verſprach. Die Stände des Herzogthums hatten ſich zu Mitau

tau verſammlet, um wo möglich dem Herzoge einen Nachfolger zu erwählen, der im Stande wäre, ſie bey ihrer Religion, bey ihren Stellen und Aemtern gegen die Polen zu ſchützen, welche unter dem Vorwande, daß Curland ein polniſches Lehen ſey, dieſes Land gern mit der Krone vereinigen und in Woiwodſchaften eintheilen wollten. Der König verſicherte ſich, ehe er die Unterhandlungen für den Markgrafen anfing, vor allen Dingen der Geſinnungen des Czaars. Er wurde mit ihm einig, daß der junge Prinz, ſobald er zum Herzoge erwählt ſeyn würde, ſich mit der Prinzeſſin Anna von Rußland,*) einer Nichte des Czaars und Witwe des Herzogs Friedrich von Curland, vermählen ſollte. Peter I. übernahm es, den jungen Markgrafen den in Mitau verſammleten Ständen vorzuſchlagen. Er that dies auch wirklich. Da aber der König von Polen dieſes Herzogthum für ſeinen Vetter, den Prinzen Johann Adolph von Weißenfels zu erlangen wünſchte; ſo

*) Sie wurde hernach Kaiſerin von Rußland und ſtarb 1740.

reizte er die Polen, daß ſie ihre Stimme gegen die Wahl eines Herzogs aus dem brandenburgiſchen Hauſe erheben mußten, indem derſelbe, wie er ſagte, nicht unterlaſſen würde, dem Beyſpiele ſeiner Vorfahren, der Herzoge von Preußen, zu folgen und gewiß eben ſo wie Jene ſich der polniſchen Lehnsherrſchaft entziehen würde. Die Curländer ließen ſich durch die Polen aber nicht in Furcht ſetzen, und aller Wahrſcheinlichkeit nach würde der Markgraf erwählt worden ſeyn, wenn der Czaar nicht über ſeine hartnäckige Weigerung, ſich mit ſeiner Nichte zu vermählen, aufs höchſte aufgebracht geweſen wäre und den Ständen angedeutet hätte, daß er keinen weitern Antheil an der Wahl des Markgrafen nehme und es recht gern ſehen werde, wenn ſie aus einander gingen, ohne Etwas darüber ausgemacht zu haben. Da die Stände nun ſahen, daß ſie auf den Schutz des Czaars nicht rechnen könnten; ſo folgten ſie ſeinem Rathe. Um ſie aber zu verhindern, ſobald wieder an die Wahl eines neuen Herzogs zu denken; überredete der König von Polen den regierenden Herzog von

Curland, ſich mit der Prinzeſſin von Sachſen-Weißenfels *) zu vermählen. Er hofte nemlich, daß dieſe Prinzeſſin, wenn ſie keine Kinder bekäme, ihren Gemahl dahin bringen werde, den Prinzen Johann Adolph von Weißenfels zu ſeinem Nachfolger zu ernennen: Allein es ging Alles ganz anders. Die junge Herzogin bekam zwar keine Kinder; hatte aber auch gar keine Gewalt über ihren Gemahl. Er führte ſie nicht einmal nach Curland, indem er ſeinen Aufenthalt in Danzig nahm. Nach ſeinem Tode erwählten die curländiſchen Stände den Grafen von Sachſen, nachherigen Marſchall von Frankreich, zu ihrem Herzoge. Die Polen und Ruſſen widerſetzten ſich ſeiner Wahl, ſo daß ſelbſt ſein Vater, der König von Polen, es nicht wagte, ihm die Belehnung zu ertheilen. Der petersburgiſche Hof nöthigte die curländiſchen

*) Johanne Magdalene, gebohren den 19. März 1708. Ihr Vater war Johann Georg, Herzog von Weißenfels, und ihre Mutter, Friedrike Eliſabeth, Prinzeſſin von Sachſen-Eiſenach.

Stände, den Karl Biron, Oberkämmerer und Günſtling der Kaiſerin Anna, zu erwählen; einen Mann von ſo dunkler Herkunft, daß der curländiſche Adel im vorhergehenden Jahre Schwierigkeiten gemacht hatte, ihn zu ſeinem Corps zuzulaſſen. Seine Verdienſte waren überdies höchſt mittelmäßig; dafür aber beſaß er eine ziemliche Doſis Stolz und Einbildung. Er gab ſich für einen Anverwandten der Birons in Frankreich aus. So lange er Herzog von Curland war; widerſprachen dieſe ſeinem Vorgeben nicht. Sobald er aber in Ungnade gefallen war; fanden ſie gleich, daß Biron und Biron nicht einerley Name ſey. Vielleicht ändern ſie ihre Meinung, wenn dieſer Herzog oder ſeine Kinder je wieder aus ihrer Verbannung zurückkommen ſollten.

Curland hat mich lange von meinem Vorſatze abgeführt. Jetzt komme ich wieder dahin zurück. Der König, der ſich einige Zeit in Brandenburg aufgehalten hatte, kehrte gegen das Ende des Jahres nach Berlin zurück und unterzeichnete daſelbſt zu An-
1720. fange des folgenden Jahres den Frieden mit

Schweden. In demſelben trat dieſe Krone dem Könige und ſeinen Nachfolgern die Stadt Stettin, den Diſtrikt zwiſchen der Oder und Peene, nebſt den Inſeln Wollin und Uſedom mit eben den Rechten und Freyheiten ab, mit welchen ſie dieſelben ſeit dem weſtphäliſchen Frieden beſeſſen hatte. Es iſt gewiß, daß, wenn der König die Rathſchläge des Herrn von Ilgen hätte befolgen wollen, er einen noch weit vortheilhaftern Frieden hätte ſchließen können. Dieſer Miniſter hatte ihm unabläſſig vorgeſtellt, daß er jetzt aus ſeinen Vortheilen Nutzen ziehen müſſe und daß, wenn er ſich ein wenig hart ſtellte, Schweden am Ende genöthigt ſeyn werde, ihm die Inſel Rügen und die Stadt Wolgaſt abzutreten, ja daß er überdies von den Dänen die Freyheit vom Sundzolle erlangen könne. Allein der König antwortete ihm: „Ich bin mit dem Schickſale „zufrieden, das die Gnade des Himmels mir „zugetheilt hat, und will mich nie auf Koſten „meiner Nachbarn vergrößern.„ Er bezahlte hierauf an Schweden zwey Millionen für die Herrſchaft über Pommern, ſo daß

dieſer Erwerb mehr ein Kauf als eine Erobe- rung war. Da in dem einen Artikel des Traktats ausgemacht worden war, daß man die Garantie des Kaiſers nachſuchen wolle; ſo ſchrieb die Königin von Schweden an denſelben, um ihm die von ihr geſchehene Ceſſion bekannt zu machen. Eben dies that auch der König und bat den Kaiſer zugleich um die Garantie.

Der Friede zwiſchen Dänemark und Schweden wurde in eben dieſem Jahre zu Friedrichsburg geſchloſſen; zwiſchen Schweden und dem Czaar aber in dem folgenden Monate. Beyde Friedensſchlüſſe haben zu wenig Beziehung auf Preußen, als daß ich nöthig hätte, etwas Genaueres davon anzuführen. Sie ſtellten indeſſen die Ruhe im Norden wieder her.

Den erſten Beweis von ſeiner Ausſöh- nung mit Schweden gab der König da- durch, daß er die Königin Ulrike bey ſei- ner am 24. Julius neu gebohrnen Tochter zur Gevatterin bat. Die kleine Prinzeſſin erhielt auch in der Taufe die Namen Louiſe

Ulrike. Dies iſt eben die Fürſtin, die jetzt auf dem ſchwediſchen Throne ſitzt.

Während den Wochen der Königin ward die Stadt durch einen traurigen Zufall in das gröſte Schrecken geſetzt. In einem alten Thurme am Ende der ſpandauer Straße, nicht weit von der Garniſonkirche, war ein Pulvermagazin. Der König hatte Befehl gegeben, den Thurm rein zu machen. Man brachte alſo das Pulver daraus weg und hatte auch ſchon eine beträchtliche Quantität mit aller möglichen Vorſicht fortgeſchaft. Dennoch flog am 12. Auguſt um 11 Uhr Morgens der Thurm mit einem ſchrecklichen Gekrache in die Luft. Das Schloß wurde dadurch ſo ſtark erſchüttert, als wenn es ein Erdbeben geweſen wäre. Es blieb auf der Seite nach dem Thurme zu auch nicht eine Fenſterſcheibe ganz, ungeachtet derſelbe über 1500 Schritt davon entfernt ſtand. Neunzehen Kanonierer oder Bombardierer, die gerade darin arbeiteten, wurden erſtickt oder zerſchmettert. Die Garniſonkirche und die umſtehenden Häuſer wurden gänzlich ruinirt. Es kamen überhaupt 76 Perſonen dabey ums

Leben und über funfzig wurden verwundet. Dreyßig Kinder, die in einer nahgelegenen Schule waren, wurden unter den Ruinen begraben. Ein lutheriſcher Prediger, der während der Zeit, daß der Thurm in die Luft flog, auf einem Poſtwagen vorbey fuhr, ward durch einen Stein getödtet; dem Poſtillion wurde der eine Arm zerſchmettert und ein Pferd fiel todt zur Erde. Kurz, man ſahe nie ein traurigeres Schauſpiel. Beynahe hätte der König ſelbſt das Leben dabey verlohren. Er war willens, nach dem Thurme hinzugehen. Glücklicher weiſe kam Etwas dazwiſchen, das ihn zurückhielt; ſonſt würde er gerade in dem Augenblicke des Auffliegens dahin gekommen ſeyn. Der König beſchenkte Diejenigen, die dabey gelitten hatten, reichlich und Jedermann ahmte ſein Beyſpiel eifrigſt nach, ſo daß die zerſtöhrten Häuſer bald wieder völlig hergeſtellt wurden. Der König ließ auch die Garniſonkirche wieder neu aufbauen und gab denen Penſionen, deren Eltern und Verwandte dabey das Leben verlohren hatten.

Kurze Zeit darauf ſtattete Friedrich Wilhelm bey ſeinem Schwiegervater, dem Könige von England, der nach Hanover gegangen war, einen Beſuch ab, der aber nichts Merkwürdiges hervorbrachte. Bey ſeiner Zurückkunft ertheilte er dem ſchwediſchen Geſandten, Grafen von Poſſe, Audienz. Nachdem ſich derſelbe einige Zeit in Berlin aufgehalten hatte, wurde er zurückberufen. Es fand ſich bey ſeiner Abreiſe, daß er viele Schulden hatte. Seine Gläubiger drängten ihn alſo ſehr. Da er nicht bezahlen konnte und ſich auch weigerte, ihnen Sicherheit zu geben; ſo ließen ſie ihn, nachdem er ſeine Abſchiedsaudienz gehabt hatte, in Verhaft nehmen. Dies machte außerordentliches Aufſehen. Alle fremde Miniſter, die ſich an dieſem Hofe befanden, traten zuſammen und behaupteten, das Völkerrecht ſey in ſeiner Perſon verletzt worden. Der Hof antwortete darauf aber, daß es nirgends geſchrieben ſtehe, daß die öffentlichen Miniſter abreiſen könnten, ohne ihre Schulden zu bezahlen. Zugleich ward dem Herrn Grafen von Poſſe eröfnet, daß er ſo lange

in Verhaft bleiben würde, bis er bezahlt hätte. Er ſetzte ſich hierauf mit ſeinen Gläubigern, bezahlte ſie zum Theil und gab ihnen für das Uebrige Sicherheit, ſo daß ſie ihn endlich abreiſen ließen. Um dergleichen Vorfällen künftighin vorzubeugen; ließ der König einen Befehl bekannt machen, wodurch ſeinen Unterthanen verboten wurde, den fremden Miniſtern zu borgen, wenn ſie nicht Gefahr laufen wollten, nicht bezahlt zu werden.

Wenn auch gleich die Verhaftnehmung des Grafen von Poſſe den König nicht mit Schweden entzweyete; ſo fehlte doch nicht viel daran, daß die von den preußiſchen Werbern beynahe in ganz Deutſchland begangenen Exceſſe ihm die Rache des Kaiſers und des ganzen Reichs zuzogen. Es hätten hieraus um ſo verdrüßlichere Folgen entſtehen können, da die Werbungen die eignen Unterthanen des Königs beynahe in Verzweiflung ſetzten. Um dieſen drohenden Gefahren zuvorzukommen; ließ Friedrich Wilhelm ein Edikt bekannt machen, durch welches er jede Gewaltthätigkeit und Liſt bey den Wer-

bungen unter Androhung der härteſten Stra⸗
fen verbot; und um ſeinen Unterthanen Gnü⸗
ge zu thun, ernannte er Commiſſare, vor die
ſie ihre Klagen bringen könnten. Unglückli⸗
cherweiſe aber wurden dieſe Commiſſare aus
den Officieren, den Stiftern dieſes Uebels,
genommen, deren Intereſſe es natürlich war,
das militäriſche Anſehen aufrecht zu erhalten;
ſo daß die Wahrheit nie bis zu dem Könige
drang und die Unterthanen dadurch alſo we⸗
nig Linderung ihrer Leiden erhielten. Dieſen
Punkt abgerechnet, lag Friedrich Wil⸗
helmen das Wohl ſeiner Staaten wirklich
am Herzen. Er wendete auch zu dem Ende
alle möglichen Mittel an, um einigen einge⸗
ſchlichenen Mißbräuchen abzuhelfen. Beſon⸗
ders richtete er ſeine Aufmerkſamkeit auf
Preußen. Er begab ſich ſelbſt dahin und
übte daſelbſt Gerechtigkeit und Güte zugleich
aus. Er erließ den Reichen zum Theil und
den Armen ganz die Zinſen von den Steuern,
die ſie dem öffentlichen Schatze ſchuldig wa⸗
ren, und geſtand den Letztern überdem noch
auf einige Jahre völlige Freyheit von Abga⸗
ben zu. Er hörte Diejenigen, welche Kla⸗

gen anzubringen hatten, willig an, und gab Befehl zur Verminderung ihres Elends.

Aus Preußen ging der König nach Pommern, wo er die Stände des Herzogthums nach Stettin zuſammen berief. Hier nahm er für ſich, ſeine Nachfolger und Erben von allen Ständen der Provinz, von den Herrſchaften und Ländereyen, die ihm von Schweden waren abgetreten worden, die Huldigung ein. Dies geſchahe am 10. Auguſt. An dieſem Tage begab ſich der König in die Hauptkirche und wohnte der Predigt über Petri II. 17. Fürchtet Gott und ehret den König, bey. Nach dem Gottesdienſte ging er mit einer ſtarken Begleitung in den großen Schloßſaal, und ſetzte ſich auf den Thron. Nachdem Jedermann ſeine Stelle eingenommen hatte; befahl er dem erſten Präſidenten der Provinz, Herrn von Maſſow, den Ständen ſeinen Willen kund zu thun. Der Präſident ſagte ihnen hierauf, der König habe ſie zuſammenberufen, um den Eid der Treue, den ſie ihm nunmehr ſchuldig wären, von ihnen zu empfangen. Zugleich gab er ihnen die Verſicherung, daß der König

Hiermit ihnen alle ihre Privilegien beſtätige und ſie immer ihren Geſetzen gemäß regieren werde. Ein Deputirter der Stände antwortete hierauf im Namen des Adels in angemeſſenen Ausdrücken und die Stände leiſteten nun mit lauter Stimme und aufgehobenen Händen den verlangten Eid der Treue. Der Herr von Maſſow las ihnen das Formular vor, worauf ſich die Pauken und Trompeten hören ließen. Die Kanonen wurden drey Mal rund um die Stadt herum gelöſet und der König begab ſich nun auf einen Balcon, der nach dem großen Platze hinausging, wo die Bürgerſchaft verſammlet war, die nunmehr auf eben die Art, wie der Adel, den Eid ablegte. Man warf hierauf goldene und ſilberne Medaillen unter das Volk, und theilte Andere unter die Deputirten aus, die hernach vom Könige bewirthet wurden. Der Adel wurde an die königliche Tafel gezogen. Am Abend war die ganze Stadt erleuchtet und überall ſahe man Freudenfeuer. Den folgenden Morgen ließ der König den Bürgern die Waffen wiedergeben, die man ihnen genommen hatte, als ſie unter ſeine Gewalt gekom-

men waren. Zu gleicher Zeit ließ er auch einige Verordnungen zur Beförderung des Handels der Stadt bekannt machen, errichtete eine franzöſiſche Colonie daſelbſt und ließ gleich an den Feſtungswerken zu arbeiten anfangen. Walrave, der jetzt zu Magdeburg gefangen ſitzt, hatte die Direction bey den Arbeiten, die er ſo weit brachte, daß Stettin nunmehr Eine der beſten Feſtungen in Deutſchland iſt.

1722. Da die Bürger in Berlin ſich zu Anfange dieſes Jahres geweigert hatten, das Regiment des Königs in Garniſon zu nehmen; ärgerte er ſich ſo ſehr darüber, daß er den Entſchluß faßte, künftighin in Potsdam zu wohnen, ungeachtet es noch ein bloßer Flecken war, wo der Churfürſt Friedrich Wilhelm ein Haus im holländiſchen Geſchmacke, mit Gärten umgeben, hatte bauen laſſen. Dieſer Fürſt hatte hier die letzten Jahre ſeines Lebens zugebracht und war auch daſelbſt geſtorben. Sein Sohn Friedrich I. hatte dieſen Ort etwas verſchönert. Da aber der Tod ihn verhindert hatte, das Werk zu vollenden; ſo gab nunmehr Friedrich Wil-

helm Allem, was ſein Großvater und Vater daſelbſt hatten machen laſſen, eine ganz neue Geſtalt. Er ließ die Gärten ruiniren und machte einen Exercierplatz daraus. Das Haus wurde ganz verändert; die ſchönſten Meubles wurden verkauft und durch ſchlechte Tiſche und hölzerne Stühle erſetzt.

Dagegen aber ließ er nun eine große Menge von Caſernen, Häuſern und öffentlichen Gebäuden errichten. Die Neuſtadt ward durch einen nach holländiſcher Art auf beyden Seiten mit Steinen ausgemauerten Kanal abgeſchnitten; die Straßen wurden nach der Schnur angelegt; die moraſtigen Gegenden, die ſich in der neuen Ringmauer befanden, wurden ausgetrocknet. Man machte mit Bäumen beſetzte Plätze daraus und faßte ſie mit Häuſern von gleicher Höhe ein. Der König ließ Kirchen aufbauen und ſtiftete ein Waiſenhaus für 3000 Soldatenkinder. Er diktirte die Vorſchriften, die darin beobachtet werden ſollten, ſelbſt, und man findet darin eben den Geiſt der Ordnung und der Zucht, den er überall auszubreiten ſuchte. Die Kinder werden darin in ihrer zarten Jugend in der Religion

unterrichtet; ſie lernen leſen, ſchreiben und rechnen, und wenn ſie mehr herangewachſen ſind, läßt man ſie dasjenige Handwerk lernen, wozu ſie am meiſten Neigung haben.

Als der König am 9. Auguſt in den potsdammer Gärten ſpatzieren ging; erfuhr er durch das Löſen der Kanonen zu Berlin und zwiſchen Berlin und Potsdam, daß die Königin von einem Prinzen entbunden ſey. Er reiſ'te daher ſogleich ab und kam um 11 Uhr Abends in Berlin an. Zwey Tage darauf wurde der neugebohrne Prinz getauft und bekam die Namen Wilhelm Auguſt. Seine Taufzeugen waren der Prinz von Wales und der Herzog von York, Biſchof von Osnabrück, nebſt der Prinzeſſin von Wales und der Gemahlin des Markgrafen Albrecht, Bruders Friedrichs I.

Ein Streit zwiſchen zwey Brüdern hatte ſehr traurige Folgen und gab dem Könige Gelegenheit, die ganze Strenge der Gerechtigkeit auszuüben. Die beyden Brüder hießen Neuendorf. Der Aelteſte ſtand in däniſchen Dienſten, der jüngere aber war Major unter dem Regimente Glasnap. Sie

lagen

lagen wegen einer Erbſchaft, die ihnen zuge=
fallen war, in einem Prozeſſe. Da ſie nun
das Ende ihres Streites nicht abſahen; ſo
wendeten ſie ſich endlich an den Staatsmini=
ſter von Platau, der einen Vergleich zwi=
ſchen ihnen zu Stande brachte. An dem Ta=
ge, wo dieſes geſchahe, machte er ſie indeſ=
ſen Beyde ſo betrunken, daß ſie ohne Beſin=
nung von ihm gingen. Der Däne lud ſei=
nen Bruder und verſchiedene Andere, die mit
ihnen zu Mittage geſpeiſ't hatten, zum Abend=
eſſen in einen Garten vor dem ſpandauer Tho=
re ein. Die Einladuug ward angenommen;
doch ging man erſt nach Hauſe, um den Rauſch
auszuſchlafen. Der Major Neuendorf
begab ſich nachher zu ſeinem Bruder, wo
man wieder von Neuem anfing zu trinken.
Bald kannten ſich die beyden Brüder nicht
mehr und geriethen in Wortwechſel. Der
Däne, der am wenigſten vertragen konnte,
oder der vielleicht am meiſten getrunken hat=
te, zog den Degen und zwang ſeinen Bruder,
ſich in Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Die=
ſer that es, doch wider ſeinen Willen: er be=
ſchwor ſeinen Bruder, zu bedenken, was ſie

einander ſchuldig wären, und bat ihn, ihn doch nicht aufs Aeußerſte zu treiben. Allein der Däne wurde dadurch immer hitziger und ging auf ſeinen Bruder mit noch größerer Wuth los. Dieſer aber, der weniger betrunken war, als Jener, that Nichts als auspariren und ihm den Degen vorzuhalten. Dadurch durchbohrte ſich Jener ſelbſt die linke Hand, wodurch er außer Stand geſetzt wurde, weiter zu fechten. Die Wunde ſchien anfänglich nicht gefährlich zu ſeyn, wurde es aber bald durch den großen Verluſt des Blutes, deſſen Strömen der Wundarzt nicht hemmen konnte. Er ſtarb kaum vier Stunden darauf. Der Major nahm ſogleich die Flucht. Allein das ihm zugeſtoßene Unglück und die Trunkenheit, die ihn noch nicht ganz verlaſſen hatte, verwirrten ihn ſo ſehr, daß er in dem letzten brandenburgiſchen Dorfe liegen blieb, ob er gleich nur noch eine Viertelſtunde bis an die ſächſiſche Grenze hatte.

Da man ihm nachgeſetzt hatte; ſo nahm man ihn hier in Verhaft und brachte ihn nach Berlin zurück. Der König gab nun ſogleich dem Herrn von Katſch den Befehl,

ihm den Prozeß zu machen. Bey dem erſten Verhöre ließ derſelbe ihn ſtehen und nannte ihn in der Anrede einen Delinquenten. Neuendorf fand ſich dadurch beleidigt und ſagte ihm, er ſey ein Officier und überdem noch ein Edelmann. Wenn er alſo wolle, daß er ihm antworte; ſo möge er ihn ſeinem Stande gemäß behandeln. Katſch, der der ſtolzeſte und rachſüchtigſte Menſch war, verſetzte ihm darauf; er werde ihn als Officier und Edelmann behandeln; allein es ſolle ihm theuer gnug zu ſtehen kommen. Als nun der Prozeß inſtruirt war; ward er von dem Kriegsrathe zu einer dreyjährigen Gefängnißſtrafe verurtheilt. Katſch überbrachte die Sentenz dem Könige zur Beſtätigung und ſagte dabey, der Kriegsrath habe nicht recht gerichtet; denn Neuendorf verdiene den Tod, indem es in der Bibel ſtehe, das Blut des Bruders ſchreye um Rache von der Erde bis zu Gott. Der König befahl alſo, es ſolle ein zweyter Kriegsrath gehalten werden, welchem Katſch nun ſeine ganze Wuth einzuflößen wußte. Neuendorf wurde alſo von demſelben verurtheilt, enthauptet zu werden.

An dem Tage, da man ihm das Urthel vorlas, welches beſtimmte, daß er am folgenden Morgen hingerichtet werden ſollte, ſchrieb er an den König und bat ihn noch um drey Tage Aufſchub, um ſich mit ſeinem Gewiſſen abzufinden und einige häusliche Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Der König antwortete ihm darauf, daß, da er ſich während der zwey Monate, die er im Gefängniſſe ſitze, nicht mit Gott habe ausſöhnen können, er dieſes auch nicht binnen drey Tagen werde thun können; er könne daher nicht zugeben, daß die Vollziehung des Urthels noch länger aufgeſchoben werde. Neuendorf wurde alſo wirklich an dem beſtimmten Tage auf dem neuen Markte enthauptet.

1723. Ungefehr um dieſe Zeit war es, da der König das Generalcommiſſariat mit dem Finanzcollegium vereinigte, worauf dieſes neue Collegium das Generaldirectorium genannt wurde. Die Direction darüber bekamen vier Staatsminiſter, nemlich der Herr von Grumbkow, von Görne, von Kreutz und von Katſch. Der König ſelbſt wollte Präſident deſſelben ſeyn,

und dieſes war nun eigentlich das Geheimerathscollegium, welches alle innere Angelegenheiten des Staats beſorgte. Der König machte ſelbſt eine Vorſchrift, nach welcher die vorkommenden Sachen abgethan werden ſollten. Er war auch bey der erſten Sitzung ſelbſt gegenwärtig. Hernach aber ſtattete ihm das Collegium täglich ſchriftlichen Bericht von dem, was vorgekommen war, ab, und dann billigte oder verwarf es der König, je nachdem er es für recht hielt oder nicht.

Während der König mit der innern Einrichtung ſeiner Provinzen beſchäftigt war; nahm der Czaar Peter I. der ſeit ſeinen ſchwediſchen Eroberungen der Schiedsrichter im Norden geworden war, den kaiſerlichen Titel an, und gab vor, er erneuere dadurch das alte griechiſche Kaiſerthum, indem er der griechiſchen Religion zugethan ſey. Er verlangte alſo von den übrigen Mächten, ihn in ſeiner neuen Würde anzuerkennen. Der wiener Hof aber widerſetzte ſich ſeinen ehrgeizigen Wünſchen: allein der König, der des Czaars Freundſchaft ſuchte, kehrte ſich daran nicht; ſondern erkannte ihn als Kaiſer.

Dieſer Schritt mißfiel dem wiener Hofe, der ſeit der Geſchichte des Clement gegen den berliner Hof außerordentlich kaltſinnig war, ſehr. Einige Religionsſtreitigkeiten verſtärkten dieſen Kaltſinn noch mehr. Der Churfürſt von der Pfalz, Karl Philipp, der zu Heidelberg reſidirte, hatte den Reformirten das Chor der Parochialkirche weggenommen. Dieſe erhoben darüber einen großen Lärmen und hatten ihre Klagen darüber bey dem Corpore Evangelicorum zu Regensburg angebracht. Der König hatte ſich außerordentlich lebhaft für ſie intereſſirt; hatte es aber durch gelinde Vorſtellungen nicht dahin bringen können, daß ſie die Kirche wieder bekommen hätten, ungeachtet ihnen der Beſitz derſelben durch den weſtphäliſchen Frieden zugeſichert worden war. Der König ließ alſo alle katholiſche Kirchen in ſeinen vom Reiche abhängigen Provinzen zuſchließen. Der Kaiſer nahm ihm dieſes ſehr übel und ließ zu dem Ende dem preußiſchen Reſidenten zu Wien, Herrn Kannengießer, eröfnen, daß, da die Procedur des Königs der Conſtitution des deutſchen Reichs zuwi-

derlaufe, er ſich in die Nothwendigkeit ver≈ſetzt ſehe, ſein kaiſerliches Anſehen geltend zu machen. Zu gleicher Zeit ſchrieb er auch an den König einen ſehr ſtolzen Brief, wor≈in er ihm vorwarf, daß er ſich der unter den Mitgliedern des deutſchen Reichs eingeführ≈ten Subordination entzogen habe, und daß ihn daher das Oberhaupt deſſelben, das zu≈gleich oberſter Richter ſey, auf das dringend≈ſte ermahne, ſich ſeiner Entſcheidung zu un≈terwerfen. Dieſes Reſkript erbitterte den König nur noch mehr und er wollte durchaus in einem heftigen Tone darauf antworten. Allein der Staatsminiſter, Herr von Il≈gen, wußte ſeine erſte Lebhaftigkeit zu däm≈pfen. Unterdeſſen ſchrieb der Kaiſer an ſei≈nen Principalcommiſſarius auf dem Reichs≈tage zu Regensburg, den Kardinal von Sachſen≈Zeitz, daß er den Reichsſtän≈den bekannt machen ſolle, daß ſeine Abſicht ſey, den Frieden unter ihnen aufrecht zu er≈halten, und daß er nicht wolle, daß man ſich der Religion wegen beunruhige, indem er ge≈willet ſey, den Proteſtanten eben ſo gut wie den Katholiken Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.

Dieſe Erklärung des Kaiſers ſchien indeſſen dem Könige noch keine hinlängliche Sicherheit zu ſeyn, beſonders, da der pfälziſche Hof die Strenge, mit welcher er gegen die Proteſtanten verfuhr, noch auf keine Weiſe gemildert hatte. Er hielt ſich alſo für berechtigt, zu verlangen, daß den Religionsbeſchwerden abgeholfen werde. Er gab daher ſeinem Reſidenten Kannengießer zu Wien den gemeſſenſten Befehl, ſich zu ihrem Beſten auf das Lebhafteſte zu verwenden. Der Reſident machte nicht viel Umſtände, ſondern beſchuldigte das wiener Kabinet ſowohl als den Kaiſer ſelbſt einer offenbaren Partheylichkeit; ja er mäßigte ſich in Anſehung dieſes Punktes ſo wenig, daß der Kaiſer ihm endlich den Hof und allen Zutritt zu ſeinen Miniſtern verbieten ließ. Sobald der König dieſes erfuhr; fügte er dem kaiſerlichen Reſidenten Voſſius zu Berlin das nemliche Verbot zu. Der Stolz Karls VI. der keine Gleichheit zwiſchen ſich und den übrigen gekrönten Häuptern zuließ, fand ſich dadurch, daß der König eben ſo handeln wolle, als er, aufs Höchſte beleidigt. Er ließ

alſo dem Reſidenten Kannengießer anzudeuten, daß er binnen 24 Stunden Wien, und binnen 8 Tagen ſeine Erbländer verlaſſen ſolle; und damit der König ſeinem Reſidenten Voſſius nicht eben dieſen Befehl geben könne; ſchickte er ihm eine geheime Inſtruction, Berlin und das brandenburgiſche Gebiet ſo eilfertig als möglich zu verlaſſen. Das Dekret zur Abreiſe wurde dem Herrn Kannengießer nicht ehe zugeſtellt, als bis man zu Wien glauben konnte, daß Voſſius ſich nicht mehr in den preußiſchen Staaten befinde. Dieſes Dekret war von der Reichskanzley ausgefertigt und vom Grafen von Schönborn, *) einem perſönlichen Feinde des Königs und dem ſtolzeſten Miniſter, den Oeſtreich vielleicht je gehabt hat, unterzeichnet. Dieſes gewaltſame Verfahren des wiener Hofes brachte den König aufs Aeußerſte auf. Er erklärte öffentlich,

*) Friedrich Karl, Graf von Schönborn, Vice-Kanzler des Reichs, und Staatsminiſter des Kaiſers Karls VI. Er wurde hernach Biſchof von Bamberg und Würzburg und ſtarb im Julius 1746.

daß Alles, was ſein Reſident geſagt und gethan habe, auf ſeinen Befehl geſchehen ſey, und traf ſogleich alle Anſtalten zu einem offenbaren Bruche mit dem öſtreichiſchen Hauſe. Der wiener Hof zog aber auf einmal gelindere Saiten auf und ſuchte durch die Vermittelung der Generalſtaaten eine Ausgleichung zu treffen. Dieſe ließen ſich die Sache wirklich angelegen ſeyn und arbeiteten auch mit ſo glücklichem Erfolge, daß dieſe Streitigkeiten endlich gütlich beygelegt wurden. Der Reſident Voſſius kam nach Berlin zurück; jedoch nur, um einige Tage nachher wieder förmlich abzureiſen. Kannengießer durfte nicht wieder nach Wien zurückkommen; ſondern der König ſchickte ihn nun als ſeinen Miniſter nach Regensburg. Der Herr von Brand *) erhielt ſeine Stelle am kaiſerlichen Hofe, und der Herr von Rabutin **)

*) Friedrich von Brand, ehemahliger Geſandter des Königs Friedrich Wilhelm am kaiſerlichen, ſchwediſchen, däniſchen und polniſchen Hofe, ſtarb als Staatsminiſter Friedrichs II.

**) Er ſtarb zu Petersburg als kaiſerlicher

kam an des Voſſius Stelle nach Berlin. Beyde Miniſter waren gleich geſchickt, das gute Vernehmen an dieſen Höfen wieder herzuſtellen. Sie waren darin auch ſo glücklich, daß ſelbſt die Mächte, die vorzüglich daran gearbeitet hatten, ſie wieder mit einander auszuſöhnen, eiferſüchtig darüber wurden.

Auf dieſe Ausſöhnung erfolgte ein Vertrag zwiſchen dem Könige und dem Markgrafen von Brandenburg-Culmbach in Betreff der bareuther Erbſchaft, auf welche der König ſowohl als der Markgraf Anſpruch machte. Um den Leſer in den Stand zu ſetzen, von dieſer Sache richtig urtheilen zu können, muß ich etwas weiter ausholen.

Johann Georg, Churfürſt von Brandenburg und Vater von 23 Kindern, theilte ſeine Länder unter drey von ſeinen Söhnen. Der Aelteſte, Joachim Friedrich, bekam die Churländer; der Zweyte, Chriſtian, erhielt Bareuth, welches man gemeiniglich das obere Burggrafthum Culmbach nannte; dem Dritten

Ambaſſadeur, und war ein Verwandter des berühmten Grafen von Buſſi-Rabutin.

endlich, Joachim Ernſt, wurde das untere Burggrafthum Culmbach-Anſpach zu Theil.

Chriſtian von Bareuth hatte zwey Söhne, von denen der Aelteſte vor ihm ſtarb. Dieſer Prinz hieß Herrmann Auguſt und hinterließ zwey Söhne. Der Aelteſte, Chriſtian Ernſt, folgte ſeinem Großvater in dem Markgrafthum Bareuth nach; der Jüngere, Georg Albrecht, aber erhielt die Stadt und das Amt Culmbach zu ſeinem Antheile. Chriſtian Ernſt, Markgraf von Bareuth, hinterließ, ungeachtet er drey Male vermählt war, nur einen einzigen Sohn, Georg Wilhelm, welcher ſich noch bey Lebzeiten ſeines Vaters mit der Prinzeſſin Sophie von Sachſen-Weißenfels *) vermählte. Er bekam aus dieſer Ehe drey Söhne, die aber Alle in ihrer zarten Jugend ſtarben; ſo daß die eventuelle Erbfolge auf den Markgrafen Chriſtian Heinrich von Culmbach, einen Sohn

*) Dieſe Prinzeſſin heirathete nach dem Tode ihres Gemahls den jungen böhmiſchen Grafen von Hodiz, in den ſie ſich verliebt hatte.

Georg Albrechts, fiel. Der König Friedrich I. wollte gern aus der Lage deſſelben Vortheil ziehen, und ließ ihm alſo das Anerbieten thun, daß, wenn er zu ſeinem Beſten der bareuther Erbfolge entſagen wolle, er ihm 400,000 Rthlr. zur Bezahlung ſeiner Schulden geben und überdem noch eine jährliche Penſion verſichern wolle, die ihn in den Stand ſetzen ſollte, auf eine ſeinem Stande angemeſſene Art zu leben. Da der Markgraf von Culmbach bedachte, daß die Erbſchaft, auf die er ſich Hofnung machte, ihm entgehen könnte, indem der Markgraf Georg Wilhelm von Bareuth und deſſen Gemahlin ſich in einem Alter befänden, wo ſie noch Kinder bekommen könnten; ſo zog er die Gegenwart einer ungewiſſen Zukunft vor, und unterzeichnete einen Vertrag mit dem Könige, jedoch völlig überzeugt, daß ſeine Verzichtleiſtung nur durch die Genehmigung des Markgrafen von Anſpach und durch die Beſtätigung des Kaiſers ihre volle Gültigkeit erlangen würde. Nun war es aber ausgemacht, daß weder der Kaiſer noch der Markgraf von Anſpach jemals ihre Ein-

willigung zu einem Vergleiche geben würden, der ihrem Intereſſe und der Reichsverfaſſung ſo zuwider war.

Friedrich I. der ſich ſchmeichelte, daß er mit der Zeit die Einwilligung des Kaiſers erlangen und daß er ſich wenig um die Proteſtationen des Markgrafen von Anſpach zu bekümmern haben werde, begnügte ſich für jetzt damit, die Ceſſion des Markgrafen von Culmbach erhalten zu haben. Dieſer Prinz erlebte indeſſen die Vollziehung des Traktats nicht. Er ſtarb mit Hinterlaſſung von vier Söhnen *), zu deren Vormund ſich Friedrich I. als das Oberhaupt des brandenburgiſchen Hauſes, erklärte. Er ließ die beyden Aelteſten nach Berlin kommen, um ſie, wie er vorgab, unter ſeinen Augen erziehen zu laſſen; im

*) Georg Friedrich Karl, der dem Markgrafen von Bareuth in der Regierung folgte und 1735. mit Hinterlaſſung eines Sohnes ſtarb. Albrecht, ſtarb als General in kaiſerlichen Dienſten ohne Nachkommen. Friedrich Ernſt, Gouverneur des Herzogthums Schleßwig für den König von Dänemark und endlich Friedrich Chriſtian, General in däniſchen Dienſten.

Grunde aber bloß, um von ihnen die von ihrem Vater eingegangene Convention ratifiziren zu laſſen. Nachdem ſie unterzeichnet hatten, hielt man keinen einzigen Artikel der Convention. Als endlich die jungen Prinzen volljährig geworden waren; kehrten ſie nach Franken zurück, wo ſie feyerlichſt gegen die Verzichtleiſtungsakte proteſtirten. Sie appellirten deswegen an den Kaiſer und das Reich, ſo wie an des Königs Billigkeit ſelbſt. Alle ihre Gründe machten indeſſen nur wenig Eindruck auf Friedrich I. Er behauptete die Gültigkeit der Verzichtleiſtung und ließ um die Beſtätigung derſelben zu Wien nachſuchen, er lebte aber nicht lange gnug, um ſie zu erhalten. Nach ſeinem Tode erneuerten die Fürſten von Culmbach ihre Proteſtationen und ſtellten dem neuen Könige die Gerechtigkeit ihrer Sache in den ehrfurchtsvolleſten Ausdrücken vor. Friedrich Wilhelm war nicht abgeneigt, ſich mit ihnen in einen Vergleich einzulaſſen; allein verſchiedene andere Angelegenheiten hatten ihn bis dahin daran verhindert. Als endlich der Kaiſer und der ganze fränkiſche Kreis in ihn drang, eine Sache zu be-

endigen, welche Unruhen im Reiche anſtiften könnte; ſo annullirte der König den Vertrag und erkannte es an, daß die bareuther Erbfolge dem culmbachiſchen Hauſe zukomme. Dagegen verſprachen dieſe Fürſten, daß, wenn ſie zu dieſer Erbſchaft gelangen würden, ſie dem Könige 400,000 Thaler bezahlen wollten. Der fränkiſche Kreis garantirte die Bezahlung dieſer Summe. Als nun nach dem Tode Georg Wilhelms von Bareuth der Markgraf Karl von Culmbach ſeine Länder geerbt hatte; ſo legten die fränkiſchen Stände, welche keine Streitigkeiten mit dem Könige haben wollten, zuſammen, um dem neuen Markgrafen die 400,000 Thaler vorzuſchießen, die derſelbe auch ſogleich nach Berlin beförderte.

Da der König Georg I. von England in dieſem Jahre über das Meer geſegelt war, um ſeine deutſchen Staaten, wo es ihm beſſer als in England gefiel, zu beſuchen, ſo begaben ſich der König und die Königin nach Herrenhauſen unweit Hannover, wo ſie von demſelben mit den größten Freundſchaftsbeweiſen empfangen wurden. Der König

nig blieb nur vier Tage daſelbſt und reiſ'te von da nach Cleve: Die Königin aber blieb zurück, um eine doppelte Vermählung zwiſchen dem Kronprinzen von Preußen und der Prinzeſſin Amalia von England und zwiſchen dem Herzoge von Gloceſter *) und der älteſten Prinzeſſin von Preußen zu Stande zu bringen. Die Königin hatte ſchon ſeit langer Zeit hierüber mit der Prinzeſſin von Wales **) unterhandelt: Sie hatte ſelbſt ſchon deswegen an den König, ihren Vater, geſchrieben, der auch nichts dagegen einzuwenden gehabt hatte. Die Königin, die jederzeit das, was ihr ſchmeichelhaft war, für leicht hielt, hatte dieſe Vermählungen ſchon als völlig geſchloſſen angeſehen und in dieſer Vorausſetzung auch mit dem Könige davon geſprochen, ſo daß dieſer bey ſeiner Abreiſe nach Cleve ihr die Vollmacht gegeben hatte, ſie gänzlich zu Stande zu bringen. Man kann ſich daher vorſtellen, wie ſehr dieſe Prinzeſſin erſtaunen mußte, als ihr Vater ihr jetzt ganz kalt zur

*) Starb als Prinz von Wales.

**) Karoline von Brandenburg-Anſpach, geſtorben als Königin von England.

Antwort gab, daß dies eine Sache ſey, an die man dereinſt wohl denken könnte. Die Königin beklagte ſich darüber bey der Herzogin von Kendal, der Favoritin Georgs I. *) die ihr dann ganz unverhohlen ſagte, daß die wenige Neigung zu dieſer Doppelheirath von der Leti komme **), welche Unterhofmeiſterin der jungen Prinzeſſin von Preußen geweſen, aber vom Könige auf eine ziemlich ſchimpfliche Art fortgejagt worden war, weil ſie die Prinzeſſin zu hart behandelt und ihr ſchlechte Grundſätze beygebracht hatte. Die-

*) Irmengard Meluſine von Schulenburg, Herzogin von Kendal, ehemals Hofdame der Churfürſtin Sophie von Hannover, der Mutter Georgs I. Sie war dem Könige nach England gefolgt, wo er ſie zur Herzogin gemacht hatte. Um ihr auch in Deutſchland einen Rang zu verſchaffen, hatte er es bey dem Kaiſer Karl VI. dahin gebracht, daß er ſie unter dem Namen von Eberſtein zur Reichsfürſtin erhoben hatte. Sie überlebte Georg I. deſſen Favoritin ſie über 50 Jahre geweſen war. Sie ſtarb zu London in einem ſehr hohen Alter.

**) Sie war die Tochter des Gregorio Leti, der durch eine große Menge von Schriften bekannt iſt.

ſe Perſon hatte ſich nemlich hierauf nach England zu ihrer Gönnerin, der Milady Arſington, begeben. Hier hatte ſie dann, um ſich an dem Könige zu rächen, ausge‑ ſtreuet, die junge Prinzeſſin ſey verwachſen und der fallenden Sucht unterworfen. Die Königin bat darauf die Herzogin, dem Kö‑ nige doch vorzuſtellen, daß Alles Dieſes er‑ dichtet ſey, und beſchwur ſie zugleich, ihr den Beſuch ihres Vaters in Berlin zu ver‑ ſchaffen, damit er die Prinzeſſin ſehen und ſich mit eignen Augen von den falſchen Aus‑ ſagen der Leti überzeugen könne. Die Her‑ zogin von Kendal brachte es bey dem Kö‑ nige von England auch wirklich dahin, daß er verſprach, vor ſeiner Rückreiſe nach England noch nach Berlin zu kommen. Er erklärte ſogar der Königin, daß, wenn er ſähe, daß die Leti gelogen habe, er der Schließung der Doppelheirath keine weitere Schwierigkeit in den Weg legen werde. Nun, glaubte die Königin, ſey es unmög‑ lich, daß es ihr fehlſchlagen könnte. Sie fertigte daher ſogleich einen Courier an den König ab, um ihm zu wiſſen zu thun, daß

die beyden Heirathen richtig ſeyen und daß der König von England ſelbſt nach Berlin kommen werde, um die letzte Hand ans Werk zu legen. Der König erhielt dieſe Nachricht zu Weſel und reiſ'te unverzüglich wieder von da ab, um eiligſt nach Berlin zurück zu kehren, wo er nun große Vorbereitungen zum Empfange ſeines Schwiegervaters machte. Unter Andern wurden alle Hauseigenthümer gezwungen, ihre Häuſer gelb abputzen zu laſſen, und die Gärten in Charlottenburg, die ſeit dem Tode des vorigen Königs gänzlich vernachläſſigt worden waren, wurden wieder in Ordnung gebracht. Außerdem ließ der König ſeine Garde und ſeine Bedienten neu kleiden und gab den Befehl, daß alle Diejenigen, die bey Hofe erſcheinen wollten, ſich Galakleider machen laſſen ſollten.

Der König von England kam den 8. October gegen Abend in Charlottenburg an. Der König, die Königin und alle Prinzen und Prinzeſſinnen empfingen ihn beym Ausſteigen aus dem Wagen. Er reichte der Königin ſeinen Arm und führte ſie in ihr Zimmer. Sie begaben ſich hierauf in ein

Kabinet, wo ſie ſich einige Zeit lang in Geheim unterhielten. Beym Herausgehen ſtellte der König ſeinem Schwiegervater die Prinzen, die Königin aber die Prinzeſſinnen, vor. Man ſpeiſ'te hierauf an einer ſehr großen Tafel, bey welcher außer den Prinzen und Prinzeſſinnen auch die vornehmſten Perſonen der beyden Höfe zugegen waren. Gegen das Ende der Mahlzeit befand ſich der König von England nicht recht wohl. Der Staatsſekretär, Mylord Thunſen, bemerkte es zuerſt. Er theilte es der Königin mit, die ihrem Vater nun ſogleich den Vorſchlag that, aufzuſtehen. Allein er wollte dieſes nicht thun, ſondern blieb noch einige Zeit ſitzen. Als er endlich aufſtand; fiel er in Ohnmacht und würde einen harten Fall gethan haben, wenn ihn die Lords Thunſen und Carteret nicht gehalten hätten. Man brachte ihn nun auf ein Sopha. Die Aerzte waren nicht vermögend, ihn wieder zu ſich ſelbſt zu bringen und ſo blieb er eine gute Stunde ohne Beſinnung liegen. Als der Markgraf Albrecht, Bruder Friedrichs I ſahe, daß alle ihm gegebenen Mittel nicht wirken wollten; ſo

gab er ihm einige Tropfen Liqueur, den er immer in einem Flacon bey ſich trug. Kaum hatte er dieſe genommen, als er die Augen aufſchlug und ſich faſt ganz wohl wieder befand. Dieſer Zufall, der den ganzen Hof in Unruhe und Beſorgniß verſetzte, hatte indeſſen keine weitern Folgen. Der König hatte eine gute Nacht und befand ſich am folgenden Morgen ſo wohl, daß er nach Berlin fahren konnte, um die Merkwürdigkeiten der Stadt zu beſehen, worauf er wieder nach Charlottenburg zurückkehrte.

Endlich hohlte man auch die Doppelheirath wieder hervor. Der König drang ſehr in ſeinen Schwiegervater, ſie abzuſchließen. Georg I. verſetzte darauf, daß er ihm ſein Verſprechen dazu gebe; ſetzte aber noch hinzu, daß er vor Abſchließung derſelben die Meinung des Parlaments darüber vernehmen müßte, welches er übrigens ſogleich nach ſeiner Rückkunft zuſammen berufen wollte. Friedrich Wilhelm ließ ſich mit dieſer Hofnung abſpeiſen; erneuerte die ehedem mit dem Könige von England geſchloſſenen Verträge und verabredete mit demſelben verſchiedene Maaß-

regeln, um den ehrgeizigen Planen des Czaars zu Gunſten ſeines Schwiegerſohns *) Grenzen zu ſetzen. Als der König von England von Charlottenburg wieder abreiſ'te; verſprach ihm der König, ihn im November in Göhr **) zu beſuchen und ſeine Gemahlin mit dahin zu bringen. Die Abreiſe des Königs ward auf den 9. November, die der Königin auf den zehnten, feſtgeſetzt. Der König, der ganz früh abreiſen wollte, nahm den Abend vorher Abſchied von der Königin und legte ſich früh ſchlafen. Bald darauf weckte man ihn wieder, um ihm zu ſagen, daß die Königin außerordentlich heftige Kolikſchmerzen habe. Er ſprang ſogleich aus dem Bette, warf einen Schlafrock um ſich und lief in das Zimmer ſeiner Gemahlin, die er mitten unter ihren Frauenzimmern, die ihr warme Servietten umſchlugen, laut ſchreyend fand. Der König half ſelbſt Umſchläge machen und war faſt untröſtlich, da

*) Friedrich IV. Herzog von Holſtein, Vater des ruſſiſchen Thronfolgers.

**) Ein Jagdhaus im Herzogthum Celle, unweit Danneberg.

die Aerzte kein Mittel ausfindig machen konn- ten, um ihr Linderung zu verſchaffen. Nach- dem ſie ſo drey bis vier Stunden gelitten hat- te; ward ſie von einer Prinzeſſin *) entbun- den. Der König wurde dadurch ſehr ange- nehm überraſcht, indem er gar nicht gewußt hatte, daß die Königin ſchwanger ſey, weil ſie ſelbſt es nicht wußte. Sie hatte ſeit ſie- ben Monaten bemerkt, daß ihre Taille etwas zunehme; da ſie aber weiter kein Kennzeichen der Schwangerſchaft an ſich wahrgenommen und überdem einer vollkommenen Geſundheit genoſſen hatte; ſo hatte ſie auch nicht die ge- ringſte Vermuthung, daß ſie in andern Um- ſtänden ſey, gehabt. Ihre unverhofte Nie- derkunft wurde wie gewöhnlich durch den Donner der Kanonen angekündigt. Der Kö- nig ſchien außerordentlich erfreuet darüber zu ſeyn, und ergötzte ſich vorzüglich an der gro- ßen Verwirrung, worin Alles war. Es wa- ren weder Wärterinnen noch Säugammen da, um das Kind zu pflegen, noch Wäſche und dergleichen; ſondern man mußte Alles borgen. Der König ließ die kleine Prinzeſ-

*) Amalie, Coadjuterin von Quedlinburg.

ſin noch denſelben Tag taufen und reiſ'te den folgenden Morgen nach Göhr ab, wo alle Diejenigen, welche die Königin vor Kurzem geſehen hatten, es gar nicht glauben wollten, daß ſie niedergekommen ſey. Das Erſtaunen, das auf allen Geſichtern zu ſehen war, machte auf den König einen Eindruck, der für die Königin gar nicht vortheilhaft war, ſo daß er bey gar übler Laune wieder nach Berlin zurückkam. Er pflegte ſonſt gemeiniglich, wenn er von der Reiſe kam, ſogleich zur Königin zu gehen. Dieſes Mal aber that er es nicht, ja er ließ ſich nicht einmal nach ihr erkundigen; ſondern ſchloß ſich in ſein Zimmer ein. Hieher ließ er einige Zeit darauf ſeine Kinder kommen und liebkoſete ſie ſehr; ſagte ihnen aber nicht ein Wort von ihrer Mutter vor. Als er zur Abendtafel ging; kam er mit ihnen durch das Zimmer der Königin, die im Bette lag, das ſie ſeit ihrer Niederkunft noch nicht verlaſſen hatte. Da die Vorhänge zugeſchlagen waren; näherte er ſich nicht dem Bette; ſondern ging durch das Zimmer, ohne ein Wort zu ſagen. Die Königin wußte nicht, was ſie aus die-

ſem ſonderbaren Benehmen ſchließen ſollte; ſie nahm es ſich daher ſogleich vor, ſich nähere Aufklärung darüber zu verſchaffen. Als der König alſo wieder durch ihr Zimmer kam; rief ſie ihn an das Bett und machte ihm zärtliche Vorwürfe über die Gleichgültigkeit, die er gegen ſie beweiſe. Er antwortete ihr auf eine rauhe Art und überhäufte ſie mit Vorwürfen. Die Königin, deren Aufführung noch nie zu dem geringſten Argwohn Veranlaſſung gegeben hatte, antwortete mit einer Zuverſicht, die nur allein die Unſchuld einflößt. Der König wurde darüber noch aufgebrachter und drohete ſogar, ſie zu verſtoßen und einſperren zu laſſen. Als die Königin darauf verſetzte, ſie verachte ſeine Drohungen und ihre Unſchuld ſetze ſie gegen Alles, was er thun könne, in Sicherheit; entrüſtete er ſich ſo ſehr, daß er im Begriff war, ſie zu ſchlagen. Die Oberhofmeiſterin der Königin, die Frau von Kamecke, die neben dem Bette ſtand, wendete den Streich ab, indem ſie ihm den Arm hielt und ihm ſagte, daß, wenn er nur darum gekommen wäre, um der Königin den Tod einzuſchen=

ken, er beſſer daran gethan haben würde, wenn er für ſich geblieben wäre. Der König war ganz erſtaunt, daß dieſe Frau es wagte, in dieſem Tone mit ihm zu ſprechen; da er ſich indeſſen nicht gern vor ihr compromittiren wollte; ſo ging er fort und ſagte, man ſolle bald mehr von ihm hören. Am folgenden Morgen ließ er die Frau von Kamecke, ſeinen erſten Leibarzt Stahl und den Regimentschirurgus Holtzendorf von ſeinem Regimente, welche die Königin täglich ſahen, in ſein Zimmer kommen. Sie mußten ſchwören, daß ſie die Wahrheit ſagen und auf alle Fragen, die er ihnen vorlegen würde, auf ihr Gewiſſen antworten wollten. Er fragte hierauf den D. Stahl und den Chirurgus Holtzendorf, ob eine Frau neun Monate ſchwanger ſeyn könne, ohne es gewahr zu werden. Sie antworteten darauf, die Sache ſey nicht ohne Beyſpiel und fügten noch hinzu, daß die Königin ſich gerade in dieſem Falle befinde, indem es ganz ausgemacht ſey, daß Diejenigen, die ſie täglich geſehen hätten, nicht das geringſte Kennzeichen der Schwangerſchaft an ihr bemerkt hätten.

Hierauf fragte er die Frau von Kamecke, ob ſie eben der Meinung ſey. „Allerdings, „antwortete ſie; ich bin völlig derſelben Mei- „nung, und alle ehrliche Leute, welche die „Königin kennen, können unmöglich anders „denken.„ Der König verſetzte darauf, ſie ſey vermuthlich die Vertraute der Königin in dieſem Punkte geweſen. Bey dieſen Worten konnte ſich die Frau von Kamecke nicht länger halten. Sie vergaß Alles, was ſie dem Könige ſchuldig war und ſagte ihm geradezu, ſie würde, wenn er nicht ihr Kö- nig wäre, ihn auf der Stelle erwürgen. So aufgebracht der König auch war; ſo mußte er doch hierüber lachen. Er behandelte ſie nun wie eine Perſon, die ihren Verſtand verlohren hat. „Thun ſie das immerhin, verſetzte die „Frau von Kamecke hierauf; aber geſtehen „Sie auch, daß Sie der Königin nicht Ge- „rechtigkeit widerfahren laſſen und daß Sie „eine ſolche Gemahlin gar nicht verdienen.„ So wenig Ehrfurcht auch dieſe Worte verrie- then; ſo viel wirkten ſie doch auf den Ver- ſtand des Königs. „Sie haben Recht, ſagte „er; ich habe meiner Gemahlin Unrecht ge-

„than; ich werde ſie gleich um Verzeihung „bitten.„ Er ging auch wirklich den Augenblick zur Königin und verſicherte ſie, daß das, was vorgefallen ſey, nichts als übermäßige Zärtlichkeit zum Grunde habe. Die Königin, die an die Ausbrüche ſeiner Lebhaftigkeit ſchon gewöhnt war, ſöhnte ſich leicht wieder mit ihm aus. Sie verſprachen einander, daß Alles vergeſſen ſeyn ſollte: allein die Verſöhnung war nicht von langer Dauer. Das Benehmen des Königs von England gab zu neuen Mißhelligkeiten Anlaß. Als derſelbe nemlich wieder nach London gekommen war; dachte er nicht daran, ſein gegebenes Verſprechen wegen der vorgeſchlagenen Doppelheirath zu erfüllen. Der König hielt ſich deswegen an die Königin und ſchwur ihr, daß, wenn die Heirathen binnen zwey Monaten nicht in Richtigkeit gebracht wären, er nichts mehr davon hören wolle, ſondern ſich ſelbſt einen Mann für ſeine Tochter ſuchen werde.

Der Fürſt von Anhalt, der bey dieſer Unterredung gehorcht hatte, wollte ſich die Stimmung des Königs zu Nutze machen und ſchlug ihm vor, er ſolle ſich den Markgrafen

Friedrich von Schwedt zum Schwieger⸗ ſohne wählen. Es war ihm dabey nicht ſo⸗ wohl um das Glück ſeines Neffen zu thun; als vielmehr ſuchte er dadurch ſeinen Haß gegen das hannöverſche Haus an den Tag zu legen, weil ihm daſſelbe das Herzogthum Lauen⸗ burg, das ehedem dem Hauſe Ascanien, aus welchem er abſtammte, gehört hatte, ent⸗ riſſen hatte. Dieſes Mal aber gelang es ihm nicht, den König in ſein Intereſſe zu ziehen. Der Herr von Grumbkow arbeitete ihm unter der Hand entgegen; denn dieſer hatte ſich während der Anweſenheit des Königs von England zu Charlottenburg wieder mit der Königin ausgeſöhnt, welches ihm einen Ring von hohem Werthe vom Könige von England zuwege gebracht hatte. Er wußte nunmehr den Streich, den der Fürſt von Anhalt der Königin verſetzen wollte, glücklich abzuwenden und brachte es bey dem Könige dahin, daß es dieſer Prinzeſſin ganz überlaſſen bleiben ſolle, wegen der Doppel⸗ heirath weiterhin zu unterhandeln. Die Kö⸗ nigin glaubte nun in jeder Rückſicht geſichert zu ſeyn und hielt es nicht für nöthig, des

Fürſten von Anhalt und des Herrn von Grumbkow weiter zu ſchonen: aber ein geringfügiger Umſtand vereitelte alle ihre Projekte; der König veruneinigte ſich auf einmal mit dem Könige von Großbritannien.

Unter allen Planen, mit denen Friedrich Wilhelm umging, intereſſirte ihn keiner mehr, als der, ſeinen Schatz zu füllen und große Leute für ſein Regiment zu bekommen. Während daher auf der einen Seite ſeine Miniſter alles Mögliche anwendeten, um ſeine Einkünfte zu vermehren; ließen auf der Andern ſeine Officiere keinen Weg unverſucht, um ihm große Leute zu verſchaffen. Sie ſuchten ſie ſelbſt in den entfernteſten Winkeln Europas auf und bedienten ſich dabey aller Art von Liſt, um alle junge Leute in Deutſchland von mehr als gewöhnlicher Größe in ihr Netz zu ziehen. Sie nahmen weg, was ſie konnten und ſahen dabey weder auf Stand noch Geburt, wie dieſes der Fall mit dem Herrn von Bentenrieder, außerordentlichem Geſandten des Kaiſers beym Könige von England, war. Dieſer Miniſter wurde bey ſeiner

Durchreiſe durch Halberſtadt angehalten. Man wollte ihn durchaus zum Soldaten machen, weil ſeine Größe wirklich rieſenmäßig war. Er hatte nemlich nicht weit von der Stadt ſeinen Wagen zerbrochen und zeigte ſich deswegen, weil er ſeine Bedienten bey demſelben zurück ließ, ganz allein als Fußgänger an dem Thore. Der Officier fragte ihn, wer er ſey. Er antwortete auf gut öſtreichiſch: Bothſchafter des Kaiſers. Der Officier war ein Pommeraner, der die Bedeutung dieſes Wortes nicht verſtand, ſondern ihn für einen gewöhnlichen Bothen hielt. Er glaubte alſo ein kaiſerlicher Bothe ſey nicht zu gut zum preußiſchen Soldaten und ſo führte er ihn in die Wachtſtube. Der Herr von Bentenrieder merkte den Irrthum und ließ ſich zum Commandeur des Regiments führen. Dieſer freuete ſich nicht wenig über den ſchönen Fund und dachte ſchon darauf, wie er ihn dem Könige zuſchicken wolle. Als aber die Equipage deſſelben angekommen war und ſeine Bedienten ihm den Titel Excellenz gaben; waren der Commandeur ſowohl als der Officier ganz beſchämt und machten dem

Ge=

Geſandten alle mögliche Entſchuldigungen. Dieſer lachte nun darüber, ſagte ihnen aber bey der Gelegenheit, daß ſie ins künftige wohl thun würden, ihren Eifer bey vorkommenden Fällen etwas zu mäßigen.

Da aber die Werber alle Provinzen Deutſchlands durchſtrichen; ſo wurden auch die hannöverſchen und lüneburgiſchen Staaten nicht von ihnen verſchont. Die hannöverſche Regierung beſchwerte ſich mehrere Male darüber beym Könige, der darauf verſchiedene Befehle ausgehen ließ, welche die öffentliche Sicherheit ſichern zu müſſen ſchienen. Allein entweder wurden ſie nicht befolgt, oder man gab ſie in der Abſicht, daß ſie nicht befolgt werden ſollten: gnug die Bedrückungen hörten noch nicht auf. Der Kö- 1724 nig von England ſchrieb daher ſelbſt an Friedrich Wilhelm, um ihn zu bitten, Ordnung zu halten; allein er bekam nicht einmal Antwort darauf. Darüber verlohr er endlich alle Geduld. Er gab alſobald ſeinen hannöverſchen und lüneburgiſchen Unterthanen den Befehl, auf alle preußiſche Werber Jagd zu machen. Dieſes Edikt war

die Sturmglocke, welche die meiſten übrigen Fürſten aufrief, ein Gleiches zu thun. Nun fand man überall in Verhaft genommene Werber, denen man als Verletzern der öffentlichen Sicherheit den Prozeß machte. Die königlichen Miniſter an den fremden Höfen hatten Nichts zu thun, als Vorbitten für ſie einzulegen: Allein aller ihrer Vorſtellungen ungeachtet ließ der Churfürſt von Bayern und der Landgraf von Heſſen verſchiedene Werber hängen, indem ſie überführt waren, daß ſie in ihren Staaten Gewaltthätigkeiten verübt hatten.

Friedrich Wilhelm, der ſich hier auf einer Seite angegriffen ſahe, wo es ihn am meiſten ſchmerzte, wurde aufs Höchſte gegen ſeinen Schwiegervater aufgebracht. Er beſchuldigte ihn, er habe die Reichsfürſten gegen ihn aufgehetzt und erklärte der Königin, er wolle in keiner weitern Verbindung mit ihm ſtehen und ſie ſolle daher an keine Vermählung des Kronprinzen mit der Tochter deſſelben weiter denken; ſondern er ſey dagegen feſt entſchloſſen, ſeine Tochter dem Markgrafen von Schwedt zu geben. Die Königin

war ganz in Verzweiflung. Sie nahm endlich ihre Zuflucht zum Herrn von Grumbkow, der es auch dahin brachte, daß der König ſich wieder etwas beruhigte. Er ließ hierauf einige Hannoveraner, die man kürzlich aufgehoben hatte, wieder los und dadurch wurde das gute Vernehmen zwiſchen den beyden Königen wieder völlig hergeſtellt, ſo daß Friedrich Wilhelm auch in dem folgenden Jahre dem Könige von England, der wieder nach Deutſchland gekommen war, einen Beſuch in Hannover abſtattete. Die beyden Könige unterzeichneten hierauf einen Allianztraktat mit Frankreich. Man wollte indeſſen bemerken, daß ſie nicht mehr mit der Herzlichkeit, die ſie ehedem bey ihren Zuſammenkünften gezeigt hatten, mit einander umgingen. Gerade zu der Zeit, da der König in Hannover war, begingen die Werber neue Ausſchweifungen. Der König von England beklagte ſich darüber und Friedrich Wilhelm verſprach wie gewöhnlich, für Ordnung zu ſorgen. Als er bald darauf wieder die vorhabende Doppelheirath aufs Tapet brachte; ſagte Georg I.

es ſey jetzt noch nicht Zeit, ſie zu ſchließen; indeſſen könne er auf ihn ſicher rechnen. Die beyden Könige nahmen hierauf ſehr kalt Abſchied von einander und waren vielleicht Beyde gleich feſt entſchloſſen, das, was ſie verſprochen hatten, nicht zu halten. So viel iſt gewiß, daß die Werber lediglich die Urſache der Kälte waren, in welcher ſie ſeitdem gegen einander lebten; eine Kälte, die auf ihre Kinder übergegangen iſt und die man vielleicht noch bey ihrer ſpäten Nachkommenſchaft antreffen wird.

Unterdeſſen war der Fürſt von Anhalt, der es ſehr gern geſehen hätte, wenn es zu einem offenbaren Bruche gekommen wäre, ſehr böſe auf den Herrn von Grumbkow, daß er ſie wieder ausgeſöhnt hatte. Er ſagte ganz öffentlich, derſelbe habe ſich vom Könige von England beſtechen laſſen. Der Herr von Grumbkow grif nun, um ſich zu rächen, den Fürſten von Anhalt auf ſeiner ſchwachen Seite an. Er foderte von ihm 5000 Thaler, die derſelbe Einer ſeiner Töchter, die er über der Taufe gehalten, wie er vorgab, verſprochen hätte zu ſchenken, wenn ſie

ſich einmal verheirathen würde. Der Fall trat jetzt ein. Das junge Fräulein heirathete den Grafen von Flemming auf Buko. Der Herr von Grumbkow ließ ihn alſo auffodern, ſich ſeines Verſprechens zu entledigen. Der Fürſt leugnete es in deſſen gerade zu. Der Herr von Grumbkow blieb aber bey ſeiner Behauptung; der Streit ward heftig und es kam ſchon zu Schimpfworten. Sobald der König dies erfuhr; übernahm er es, die ſtreitenden Partheyen wieder mit einander zu verſöhnen. Als er aber hörte, daß ſie ſich einander ſchon geſchimpft hatten; erklärte er, daß er ſich weiter nicht darein miſchen werde und daß ſie nun ihre Sache nach ihrem eignen Belieben ausmachen mögten. Der Fürſt that hierauf dem Herrn von Grumkow den Vorſchlag, ſich zu ſchlagen. Da dieſer denſelben annahm; ſo begaben ſie ſich vor das Cöpenicker Thor. Der Fürſt war zuerſt auf dem Platze und ſchäumte vor Zorn. Sobald er ſeinen Gegner noch weit in der Ferne erblickte; rief er ihm zu, er ſolle den Degen ziehen und auf ſeine Vertheidigung denken. Grumbkow näherte ſich indeſſen mit

langſamen Schritten. Der Fürſt entblößte ſeinen Degen; worauf der Herr von Grumbkow ihm den Seinigen mit den Worten präſentirte, er bitte Seine Durchlaucht unterthänigſt, das Vorgefallene zu vergeſſen und ihm ſeine Gnade wieder zu ſchenken. Der Fürſt von Anhalt warf ſtatt aller Antwort einen Blick voll Verachtung auf ihn, kehrte ihm den Rücken zu, ſchwang ſich auf ſein Pferd und ritt wieder nach der Stadt zu. Der Herr von Grumbkow war ganz außer ſich vor Aerger; und ſchwur nunmehr dem Fürſten von Anhalt einen unverſöhnlichen Haß und ich ſtehe dafür, daß nie ein Schwur heiliger gehalten worden iſt als Dieſer.

Der König ſchien anfänglich unzufrieden zu ſeyn, daß die Sache ſo abgethan worden war, und hätte gewünſcht, daß der Herr von Grumbkow mehr Herzhaftigkeit gezeigt hätte. Als er hernach aber bedachte, daß ſie dadurch nun auf immer zerfallen ſeyn müßten; war es ihm ſehr angenehm, daß ſie ihren Streit nicht förmlich beygelegt hatten: denn das war Friedrich Wilhelms Politik, daß er es gern ſahe, wenn Uneinigkeit zwi-

ſchen ſeinen Miniſtern und den Perſonen, die um ihn waren, herrſchte, weil er behauptete, er werde dann weit beſſer bedient, indem ein Jeder, wenn er einen Aufpaſſer zu fürchten habe, ſeine Pflichten gewiſſenhafter erfülle.

Der Hof und die Stadt nahm Parthey in dieſer Streitigkeit. Der Fürſt von Anhalt hatte die Kränkung, zu ſehen, daß ſein Feind mehr Freunde habe als er und daß die Königin ihn in Schutz nahm. Dieſe Prinzeſſin ſprach mit ſo weniger Zurückhaltung vom Fürſten von Anhalt, daß der König endlich, als es ihm zu Ohren kam, ihr Stillſchweigen gebot. Was aber das Unangenehmſte bey dieſer Sache für ſie war, iſt dieſes, daß ſie ſich nur einen Undankbaren verbindlich machte, der ihr in der Folge unſäglichen Kummer verurſachte.

Die Privathändel haben mich ganz von den öffentlichen Angelegenheiten abgebracht. Ich will alſo nunmehr den Faden der Erzählung wieder anknüpfen und damit anfangen, was ſich in Thorn, einer anſehnlichen Stadt im Polniſchen Preußen, ereignete.

Doch ſcheint es mir vorher nöthig zu ſeyn, einen kurzen Begriff von dieſer Stadt und ihrer Verfaſſung zu geben. Thorn liegt an der Weichſel in der Woiwodſchaft Culm. Ihre Sicherheit von der Landſeite her beruhet auf einer doppelten Mauer, die in kleinen Zwiſchenräumen mit Thürmen verſehen iſt. Ueberdem iſt ſie noch mit Feſtungswerken nach neuer Art gedeckt. Auf der andern Seite beſpühlt die Weichſel die Mauer. Gegenüber bildet dieſelbe eine kleine Inſel, welche einen Waffenplatz abgiebt, zwiſchen den beyden Hälften der Brücke, welche 1770 Ellen lang ſeyn ſoll. Dieſe Stadt war anfänglich ganz frey. Die deutſchen Ritter bemächtigten ſich aber derſelben und machten ſie zur Feſtung. Sie wurden aber in der Folge wegen ihrer Strenge, mit der ſie die Einwohner behandelten, wieder daraus vertrieben und Thorn begab ſich darauf unter polniſchen Schutz. Die Könige von Polen ſuchten die Stadt ſich immer mehr und mehr geneigt zu machen und ertheilten ihr zu dem Ende verſchiedene ſehr wichtige Freyheiten, unter Andern, daß ſie eben ſo wie Danzig einen Re-

ſidenten bey Hofe halten durfte. Die meiſten Einwohner ſowohl als der Magiſtrat gehörten mit zu den Erſten, die die augsburgiſche Confeſſion annahmen; ſie ließen aber dabey den Katholiken die freye Ausübung ihrer Religion. Dieſe fingen aber bald an, Eingriffe in die Rechte der Proteſtanten zu thun, und ſtellten auch die Prozeſſion am Fronleichnamsfeſte wieder her. Dieſe Ceremonie gerade war es, die unglücklicherweiſe zu einem Tumulte Anlaß gab, der den 16. Julius ſeinen Anfang nahm. Ein Streit, der zwiſchen einigen Bürgern und den Schülern der Jeſuiten entſtanden und im Grunde eine wahre Kleinigkeit war, die durch das Anſehen der Obern leicht hätte abgethan werden können, artete in eine Art von bürgerlichem Kriege aus, der traurige Folgen hatte. Die Einwohner, welche von den Schülern angegriffen wurden, verfolgten dieſelben bis in das Collegium. Der Lärmen nahm immer zu; das Collegium wurde endlich belagert und gewaltſam erbrochen. Die Jeſuiten ließen hierauf ihre Klagen durch ganz Polen ertönen und es wurde ihnen leicht, eine Sentenz gegen Diejenigen, die

Theil an dieſem Tumulte genommen hatten, zu erhalten. Der Fürſt Lubomirsky wurde zum Vollzieher der ſtrengen Befehle der Republik ernannt. Er machte ſich alſo mit einem Detachement der Kronarmee auf den Weg; rückte in die Stadt ein, beſetzte die Päſſe und ließ zehen Einwohner, die zu Schlachtopfern ausgewählt worden waren, hinrichten. Der Präſident des Rathes befand ſich unter ihnen. Er wurde enthauptet, während die Uebrigen auf andere Art vom Leben zum Tode gebracht wurden. Allein damit begnügte ſich der polniſche Reichsrath noch nicht. Man nahm den Lutheranern die Kirche U. L. F. und gab ſie den Katholiken; ja man ſetzte ſogar katholiſche Mitglieder in den Senat. Die Jeſuiten verlangten 50000 polniſche Gulden *) zur Entſchädigung für die Verwüſtungen, die man während des Tumultes an ihren Gebänden verübt hatte. Das war weit mehr, als ihr Haus und ihre Kirche wirklich werth waren. Die Republik ge-

*) Ein polniſcher Gulden macht 4 Groſchen nach unſerer Münze und alſo ein Viertel eines deutſchen Gulden.

ſtand ihnen daher auch nur 22000 Gulden zu. Die ganze Execution gegen Thorn konnte indeſſen nicht ſo ſchnell vor ſich gehen, daß nicht die proteſtantiſchen Mächte, die bey der Aufrechthaltung des Friedens zu Oliva intereſſirt waren, Zeit gehabt hätten, dem Hofe und der Republik Polen zu Gunſten dieſer Stadt Vorſtellungen zu thun. Friedrich Wilhelm, als contrahirender Theil des oliviſchen Friedens, ſchlug ſich vorzüglich für ſie ins Mittel. Er ſchrieb dem Könige mit den nachdrücklichſten Worten, und um ſeinem Briefe noch mehr Gewicht zu geben, ſchickte er ihn durch den Kurt Chriſtoph von Schwerin *), deſſen Bruder Hans Bogislav von Schwerin **) als außerordentlicher Envoye' des Königs zu Warſchau reſidirte, an den daſelbſt verſammleten Reichstag. Die beyden Brüder thaten ihren Inſtructionen zufolge den Polen die dringendſten Vorſtellungen; aber ohne alle Wirkung. Da der blutdürſtige Lubomirsky

*) Dies iſt der jetzige Marſchall, Graf von Schwerin.

**) Starb als Landjägermeiſter.

fürchtete, die proteſtantiſchen Mächte mögten durch ihre Dazwiſchenkunft ihm ſeine Schlachtopfer entreißen; ſo hatte er ſich die Erlaubniß ausgewirkt, die Execution drey Tage früher zu vollziehen. Dieſen Beſchluß konnte Nichts rückgängig machen. Der König ärgerte ſich, daß die Polen ſo wenig Rückſicht auf ſeine Vorſtellungen genommen hatten; aber das Schickſal der Einwohner von Thorn machte noch mehr Eindruck auf ſein Herz. Ich habe ihn mehr als einmal ſagen gehört, daß unter allen zu ſeiner Zeit vorgefallenen Begebenheiten keine Einzige ſey, für die er ſich ſo ſehr und ſo ganz intereſſirt habe, als die thorner Revolution. Er machte auch gar kein Geheimniß aus ſeinem Kummer; ſondern ſchrieb, ſobald er erfuhr, daß die Befehle des Reichsraths vollzogen ſeyen, in der Bitterkeit ſeines Herzens dem Könige von Polen einen Brief, der ins lateiniſche überſetzt wurde, damit er von den Polen deſto beſſer verſtanden werden möge. Er enthielt erſtlich viele Klagen über die traurige Scene in Thorn. Darauf verlangte der König, daß der Stadt ihre Privilegien wieder gegeben würden und

daß ſie Alles wieder auf den Fuß ſetzen ſollten, wie es vor der Revolution geweſen wäre. Zu⸗ letzt fügte er noch heftige Drohungen hinzu und verſicherte, daß er das Wiedervergeltungs⸗ recht gegen die in Preußen wohnenden Ka⸗ tholiken ausüben würde, wofern man ihm ſein Verlangen nicht erfüllte.

So nachdrücklich und dringend dieſer 1725. Brief auch war; ſo wenig wirkte er auf die Polen. Der König ließ ſich dadurch aber nicht abſchrecken. Er ſchrieb an alle prote⸗ ſtantiſchen Mächte, die bey dem oliviſchen Frieden intereſſirt waren, und lud ſie ein, ſich mit ihm zur Vertheidigung der Stadt Thorn zu vereinigen. Allein er fand weni⸗ gen Eifer bey ihnen, ſo daß er endlich aus Mangel an Unterſtützung ſich genöthigt ſahe, die Stadt ihrem unglücklichen Schickſale zu überlaſſen.

Bald auf die thorner Revolution erfolgte der Tod Peters I. Kaiſers von Rußland, der dafür, daß er der Geſetzgeber eines ſo mächtigen Reichs geweſen, wohl den Namen des Großen verdient hat. Er ſtarb am 8. Februar d. J. Er hatte in ſeinem Teſta⸗

mente ſeine Gemahlin Katharine zum Nachtheil ſeines Enkels *) und der beyden Töchter **), die er von der Katharine hatte, zur Thronerbin ernannt. Denn er hatte vorher ein Geſetz gemacht, daß ein jeder Hausvater über ſeine Güter disponiren könne, ohne Rückſicht auf ſeine Kinder zu nehmen.

Friedrich Wilhelm, der durch das Abſterben des ruſſiſchen Kaiſers einen treuen Bundsgenoſſen verlohr, bewarb ſich ſorgfältig um die Freundſchaft ſeiner hinterlaſſenen

*) Peter II. ein Sohn des unglücklichen Czaarowitz und der Prinzeſſin Charlotte Chriſtine von Wolfenbüttel. Er folgte der Katharine auf dem Throne und regierte nur 3 Jahre. Nach ſeinem Tode übertrugen die Ruſſen die Krone der verwittweten Herzogin von Curland, Anna, einer Tochter des Czaars Johann Alexiowitz, des älteſten Bruders Peters I.

**) Anna Petrowna, vermählt mit Friedrich, Herzog von Holſtein-Gottorp. Sie ſtarb zu Kiel vor ihrem Gemahl, und hinterließ einen Sohn, der jetzt zum Nachfolger der Kaiſerin Eliſabeth ernannt iſt. Eliſabeth, die zweyte Tochter Peters I. welche jetzt auf dem ruſſiſchen Throne ſitzt.

Witwe. Er ſchickte zu dem Ende den Baron von Martefeld nach St. Petersburg, um die Verträge, die ſchon ſeit langer Zeit zwiſchen Rußland und Brandenburg exiſtirten, zu erneuern. Es wäre vielleicht zu wünſchen, daß dieſe Verträge noch ſubſiſtirten, da wir durch die Aufhebung derſelben nichts gewonnen haben; dagegen aber unendlich viel verliehren würden, wenn wir je mit Rußland in Krieg gerathen ſollten.

Während der König das Bündniß mit der Kaiſerin Katharine erneuerte; endigte der Kaiſer und der König von Spanien den Congreß zu Cambray, den ſie eröfnet hatten, um verſchiedene Streitigkeiten, die zwiſchen dem öſtreichiſchen und bourboniſchen Hauſe obwalteten, beyzulegen. Der madridter Hof, den der langſame Gang der Geſchäfte auf dem Congreſſe ermüdete, that den erſten Schritt zur Schließung des Friedens. Er ſchickte in dieſer Abſicht den Herzog von Ripperda, der erſt holländiſcher Geſandter zu Madrid geweſen und hernach in ſpaniſche Dienſte getreten war, nach Wien. Hier war er katholiſch geworden und hatte,

ob er gleich wenig Verdienſte, aber deſto mehr Dreuſtigkeit und hohe Einbildung von ſich ſelbſt hatte, ſich das uneingeſchränkte Vertrauen ihrer katholiſchen Majeſtäten zu erwerben gewußt. Sobald er zu Wien angekommen war; warf er von allen Seiten Gold aus. Er geſtand Subſidien zu und ging Alles ein, was das wiener Miniſterium nur verlangte. Es ſchien, daß er recht darauf ausginge, den Kaiſer auf Spaniens Ruin zu begünſtigen. Er ſchlug auch eine Vermählung zwiſchen dem Infanten Don Carlos, jetzigem Könige beyder Sicilien, und der Prinzeſſin Maria Thereſia, jetziger Kaiſerin und Königin von Ungern, vor. Der wiener Hof ſtellte ſich, als genehmige er den Vorſchlag. Der Kaiſer verſprach dem Infanten Don Carlos die Belehnung über die Herzogthümer Parma und Piacenza und willigte darein, daß dieſer Prinz nach dem Tode des Herzogs von Parma nach Italien gehe. Durch dieſen Vertrag und dieſe Heirath konnten die öſtreichiſchen Staaten zum zweyten Male mit Spanien vereinigt werden, welches daher die Aufmerkſam-

ſam-

ſamkeit von ganz Europa erregte und Gelegenheit zu einem Bündniſſe zwiſchen dem verſailler, londoner und berliner Hofe gab. Dieſer Traktat wurde zu Hannover unterzeichnet. Die contrahirenden Mächte gaben vor, daß dieſes bloß in der Abſicht geſchehe, um die münſterſchen und oliviſchen Friedensſchlüſſe aufrecht zu erhalten, und luden zugleich die Generalſtaaten dazu ein. Dieſe antworteten aber, daß man ihnen vorläufig einige Erläuterungen geben mögte, wozu der hannöverſche Traktat ſie eigentlich verbindlich machen ſolle, weil ſie, da ſie den weſtphäliſchen und oliviſchen Frieden nicht mit garantirt hätten, auch nicht ſo geradezu einem Bündniſſe beytreten könnten, das bloß die Aufrechthaltung dieſer Traktaten zum Zwecke habe.

Der wiener Hof glaubte, daß das hannöverſche Bündniß mehr auf ihn als auf ſonſt irgend Etwas gerichtet ſey. Er ſchien daher gegen die beyden Könige, die daſſelbe unterzeichnet hatten, höchſt aufgebracht zu ſeyn und bewegte zu Regensburg Himmel und Hölle, um den Reichstag zu überreden, daß

dieſe Prinzen durch eine Vereinigung mit Frankreich die Conſtitution des Reichs verletzt und den Lehnseid gebrochen hätten. Er ließ auch ſogar ein Memoire darüber bekannt machen, in welchem er die beyden Könige mit vielem Stolze behandelte. Dieſe antworteten darauf aber in Ausdrücken, die ihre Würde geltend machten, dabey aber dem gar nicht entgegen waren, was ſie dem Reichsoberhaupte ſchuldig zu ſeyn anerkannten. So gemäßigt und beſcheiden ihre Antwort auch war; ſo blieb dennoch der wiener Hof ſtandhaft bey ſeinen Grundſätzen. Glücklicherweiſe aber befand er ſich nicht in der Lage, ſeine Dekrete geltend machen zu können. Ja, er unterließ ſogar nicht, gegen den berliner Hof bald wieder ganz andere Geſinnungen zu zeigen. Die wenige Neigung des Königs von Großbritannien zur Doppelheirath, die Friedrich Wilhelm ihm vorgeſchlagen hatte, gab die Veranlaſſung dazu. Georg I. hatte verſprochen, daß der hannöverſche Traktat die Schließung dieſer Heirath beſchleunigen ſollte. Dies vorzüglich hatte Friedrich Wilhelm bewogen, ihn zu unterzeichnen. Allein der Erſtere brachte immer wieder einen

neuen Vorwand zum Vorſchein, um der Erfüllung ſeines Verſprechens auszuweichen. Der König wollte indeſſen die Sache einmal beendigt ſehen. Als er daher eine Reiſe nach Cleve machte; ging er bey der Gelegenheit mit nach Hannover, um ſeinen Schwiegervater zu ſprechen, und ließ die Königin daſelbſt, um alle die Schwierigkeiten zu heben, welche die Vollziehung der Doppelheirath noch länger hindern könnten. Die Königin fand anfänglich die engliſchen Miniſter recht gut für die Beendigung dieſer Sache geſtimmt, ſo daß ſie ſie auch ſchon für abgethan hielt. Sie ſchickte daher ſchon einen Courier an den König ab, um ihm zu eröffnen, daß Alles richtig ſey und daß es jetzt nur noch darauf ankomme, die Vorbereitungen zu der Vermählungsfeyer zu machen. Der König kehrte alſo aufs ſchleunigſte nach Berlin zurück. Unterdeſſen aber nahm die Königin bald wahr, daß ſie ſich zu ſehr übereilt habe; denn als ſie die engliſchen Miniſter zu ſich bat, um den Contrakt aufzuſetzen; erklärten ihr dieſe geradezu, daß ſich ihre Vollmacht nicht ſo weit erſtrecke. Die Königin

gab ihrem Vater ihre Verwunderung darüber zu erkennen, der ihr aber ganz kalt antwortete, ſeine Miniſter handelten nach ſeinen Befehlen, indem der Herzog von Glouceſter noch zu jung wäre, um ihn jetzt ſchon vermählen zu können; er bäte ſie daher, die Sache für jetzt noch auf ſich beruhen zu laſſen.

Da die Königin ſahe, daß hier Nichts zu machen ſey; ſo reiſ'te ſie voll Aerger und Verdruß von Hannover wieder nach Berlin ab. Sie fand aber den König nicht daſelbſt. Denn als derſelbe von dem ſchlechten Erfolge ihrer Unterhandlung Nachricht erhalten hatte; wollte er nicht bey ihrer Ankunft in Berlin ſeyn. Er kam indeſſen einige Tage nach ihr an; ſprach aber ſeine Gemahlin nicht. Um gegen allen Zutritt von Seiten derſelben geſichert zu ſeyn; ließ er die Thüren, die zwiſchen ſeinen und der Königin Zimmern die Gemeinſchaft unterhielten, zumauern: Dies dauerte einige Wochen hindurch. Der Herr von Grumbkow ſtiftete endlich wieder eine Ausſöhnung zwiſchen ihnen. Eine von den Bedingungen dieſer Ausſöhnung, die der König verlangte, war, daß die Königin auf

immer der Verbindung mit England entſagen und eine jede andere Verbindung, die er für ſeine Kinder zu treffen für gut finden werde, genehmigen ſollte.

Das folgende Jahr fing unter glücklichen 1726. Vorbedeutungen an. Die Königin wurde am 18. Januar, als am Krönungstage Friedrichs I. von einem Prinzen entbunden, welcher der eingeführten Sitte gemäß im Zimmer der Königin getauft wurde. Er bekam die Namen Friedrich Heinrich Ludwig. Der Kronprinz hielt ihn über der Taufe. Man hohlte darüber ein Gutachten von den Gottesgelehrten ein, weil man zweifelhaft war, ob ein Bruder Taufzeuge des Andern ſeyn könne. Die Frage wurde bejahet. Die übrigen Taufzeugen waren der König von Dänemark, die Herzoge von Orleans und Bourbon, und die Königinnen von Frankreich und Polen.

Da der König ſeinen entworfenen Plan, Preußen wieder eben ſo blühend, als es vor der Peſt geweſen war, zu machen, nie aus den Augen verlohr; ſo begab er ſich dies

ſes Jahr noch einmal dahin, um ſelbſt zu ſe- hen, ob alle ſeine Befehle gehörig befolgt würden. Ich will bey Gelegenheit dieſer Reiſe nur überhaupt bemerken, daß alle Rei- ſen, die Friedrich Wilhelm machte, für ihn nur Spatzierfahrten waren. Ob Kö- nigsberg gleich von Berlin 80 deutſche Meilen entfernt liegt; ſo legte er dieſen Weg doch immer in weniger als vier Tagen zurück. Daher iſt es denn auch nicht zu verwundern, daß, nachdem er am 13. May die Revüen gehalten hatte, er nach Preußen gehen, daſelbſt ſeine Befehle ertheilen, am Ende des Monats wieder in Berlin ſeyn und den 1. Junius nach Cleve abreiſen konnte. Dieſe außerordentliche Schnelligkeit hielt die in ſeinen Dienſten ſtehenden Perſonen in ſte- ter Furcht, durch ſeine unerwartete Ankunft überraſcht zu werden. Gewöhnlich beſtand ſein Gefolge in fünf oder ſechs Wagen; er nahm nie einen Koch mit ſich und aß unter- weges oder in Königsberg immer bey ſeinen Generalen oder andern vornehmen Per- ſonen. Dieſes geſchahe aber wirklich nicht aus Sparſamkeit, wie Viele ausgeſprengt

haben; denn die Geſchenke, die er Denen, bey welchen er abgetreten war, machte, überſtiegen bey weitem die Ausgaben, die er ohnedies gehabt haben würde. Er that dieſes bloß, weil er Alles, was das Anſehen von Pomp hatte, ſo wie die Unruhen, die ein großes Gefolge verurſacht, haßte.

Die Generalſtaaten, die lange Zeit zweifelhaft geweſen waren, ob ſie dem hannöverſchen Bündniſſe beytreten ſollten, gaben endlich den dringenden Bitten des Königs von England nach und unterzeichneten die Beytrittsakte am 19. Auguſt. In einem geheimen Artikel wurde feſtgeſetzt, daß, wenn die Generalſtaaten wegen dieſes Beytritts angegriffen oder beunruhigt werden ſollten, ſo daß ſie genöthigt wären, zu ihrer Vertheidigung ſogleich die Waffen zu ergreifen, und die erfoderliche Zeit, den Erfolg der Verwendungen abzuwarten, ſie den heftigſten Angriffen ausſetzen könnte, u. ſ. w. ſo wie in allen Fällen, welche die Republik einer offenbaren Gefahr bloß ſtellten; Ihre allerchriſtlichſte, großbritanniſche und preußiſche Majeſtäten ſogleich die ſtipulirte Hülfe leiſten ſollten.

ſelbſt ohne den Erfolg der Verwendungen und Unterhandlungen, die ſie deswegen bey dem angreifenden Theile angefangen haben könnten, abzuwarten. Da in einem beſondern Artikel von dem Handel in den öſtreichiſchen Niederlanden die Rede war; ſo wurde er zwar von den Deputirten Ihro Hochmögenden auf der einen Seite unterzeichnet; aber von Seiten der drey Kronen unterzeichneten nur der Marquis von Fenelon und Herr von Tinch; denn der preußiſche Miniſter, Herr von Meinertshagen, erklärte, daß er keine Vollmacht dazu habe. Dies war der erſte Beweis, den der König von ſeinem Kaltſinn in Abſicht auf den Hannöverſchen Traktat gab. Wirklich traten auch zwey Urſachen ein, die die Wichtigkeit dieſes Beytrittes für ihn ſehr verminderten. Die Religionsbeſchwerden in Polen und die bey Gelegenheit der Werbungen der preußiſchen Officiere auf dem Gebiete der Republik vorgefallenen Umſtände hatten zu einigen Mißhelligkeiten mit dem warſchauer Hofe Anlaß gegeben. Da der königliche Geſandte zu St. Petersburg, Baron von Mar-

tefeld, die Kaiſerin von Rußland nicht ſonderlich zufrieden mit den Polen fand; ſo benutzte der König dieſe Stimmung der Kaiſerin dazu, mit ihr einen Traktat zu ſchließen, durch welchen ſich die contrahirenden Theile ihre jetzigen Beſitzungen garantirten und ſich gegenſeitige Hülfe verſprachen, im Falle Einer von ihnen angegriffen würde. In einem geheimen Artikel war noch ausgemacht, daß, wenn die ruſſiſche Kaiſerin ſich genöthigt ſehen ſollte, ihrem Schwiegerſohne, dem Herzoge von Holſtein, beyzuſtehen, um ihm eine billige Entſchädigung wegen des Herzogthums Schleßwig, welches die Krone Dänemark ſchon ſeit geraumer Zeit in unrechtmäßigem Beſitze hatte, zu verſchaffen, der König ſeine guten Dienſte überall, wo es nöthig ſeyn könnte, verwenden ſolle, damit der Herzog ſobald als möglich zu einem annehmlichen und ihm genügenden Vergleiche gelangen möge. Im Fall die bloßen Verwendungen nicht hinreichend wären, und man alſo wirkſamere Mittel ergreifen müßte, machte ſich der König anheiſchig, eine ſtrenge Neutralität zu beobachten.

Die ruſſiſchen Miniſter ſuchten den König während dieſer Unterhandlung zu überreden, ſeine Macht mit der Armee der Kaiſerin zu verbinden, welche ſie im Nothfall zu Gunſten des Herzogs von Holſtein in Thätigkeit ſetzen würde. Allein der König blieb ſtandhaft und weigerte ſich, eine Verbindlichkeit zu übernehmen, die ihm unausbleiblich einen gefährlichen Krieg in Nieder-Deutſchland würde zugezogen haben, indem der König von Dänemark hinlängliche Unterſtützung gefunden haben würde, um ſich im Beſitze von Schleßwig zu behaupten. Man ſchränkte ſich endlich darauf ein, daß man ſich den freyen Durchmarſch der nöthigen Truppen ausbedingen wollte. Allein der König ſetzte ſich aus eben den Gründen dagegen. So ſehr auch die ruſſiſchen Miniſter deswegen in ihn drangen; ſo war doch Alles vergeblich und der König war unerbittlich in dieſem Punkte.

Der wiener Hof war anfänglich außerordentlich beſorgt wegen des hannöverſchen Bundes geweſen: nach und nach kam er aber von ſeiner erſten Beſtürzung zurück. Die lang-

ſame Art, mit der die vereinigten Provinzen über den Beytritt berathſchlagten, und die Einſchränkungen, die ſie damit verbanden, zeigten ihm deutlich, daß er mit ihnen leicht fertig werden würde; wenn er ihnen die Vortheile, welche Spanien der oſtendiſchen Compagnie zugeſtanden hatte, aufopferte, und rechnete zugleich auch auf die Subſidien, zu denen dieſe Krone ſich anheiſchig gemacht hatte. Ueberdem fand er auch Gelegenheit, mit dem Könige eine Unterhandlung anzufangen, wodurch er die ganze Kette endlich zerbrach. Der Kaiſer wählte zur Vollendung dieſer wichtigen Unterhandlung ſeinen General, den Grafen von Seckendorf.

Der Graf kam gerade zwey Tage vor der großen Revüe, welche der König gewöhnlich alle Jahre hielt, zu Berlin an. Er gab vor, daß die Neugierde, die am beſten diſciplinirten Truppen Europens zu ſehen, ihn zu dieſer Reiſe veranlaßt habe. Unterdeſſen aber entdeckte er ſich dem Herrn von Grumbkow, den er in Flandern und bey der Belagerung von Stralſund kennen gelernt hatte. Er fand aber dieſen Mi-

niſter ſehr gegen den wiener Hof eingenommen; wußte ihn indeſſen bald durch ſeine Verſprechungen für ſich einzunehmen. Sie wurden nunmehr einig, daß der Graf, um den franzöſiſchen und engliſchen Miniſtern in Berlin gar keinen Verdacht einzuflößen, nicht um die Erlaubniß anſuchen ſollte, dem Könige vorgeſtellt zu werden, ſich aber ſo oft als möglich in der Ferne vor ihm zeigen ſollte. Das Uebrige übernahm der Herr von Grumbkow. Er hinterging ihn auch nicht. Um gar keine Zeit zu verliehren, ſpatzierte der Graf von Seckendorf noch am nemlichen Abend auf dem Paradeplatze herum, auf den gerade das Zimmer des Königs ſtieß. Der König, der gerade am Fenſter ſaß und ſeine Pfeife rauchte, erblickte ihn bald, und fragte ſogleich, wer er wäre. Der Herr von Grumbkow, der mit im Tobackskollegium war, ſagte ihm, daß es der Graf von Seckendorf ſey, der bloß der Revüe wegen nach Berlin gekommen ſey und nachher ſogleich wieder nach Wien zurückgehen werde. Er ſetzte zugleich hinzu, daß der Graf ganz vorzüglich über die Taktik ſprechen kön-

ne und auch beſonders in allen Staatsſachen tiefe Kenntniß beſitze. Der König fragte ihn, ob er ihn nicht zu ſprechen bekommen würde. Der Herr von Grumbkow verſetzte, er habe ihm geſagt, er ſey zu ſehr preſſirt, als daß er ſich dem Könige zu Füßen werfen könne. Der König, den jeder Widerſpruch ſogleich in Hitze brachte, erwiederte, er wolle ihn ſogleich ſprechen, und rief ihm zu gleicher Zeit aus dem Fenſter zu, daß er herauf kommen ſolle. Der Graf kam; der König begegnete ihm ganz außerordentlich freundlich und ſchenkte ihm von dem Augenblicke an ſeine Gnade und ſeine Achtung. Ehe ich etwas von der Unterredung dieſes Generals und des Königs ſage; wird es nicht undienlich ſeyn, ihn etwas genauer zu beſchreiben. Er affectirte deutſche Redlichkeit, die er doch nicht kannte, und befolgte unter der trügeriſchen Außenſeite der Frömmigkeit alle Grundſätze des Macchiavel. Mit dem ſchmutzigſten Eigennutze verband er grobe Manieren. Lügen waren ihm ſo zur Gewohnheit geworden, daß er den Gebrauch der Wahrheit gänzlich aus den Augen verlohren hatte. Es war die

Seele eines Wucherers, die bald in den Körper eines Kriegsmannes, bald in den eines Kaufmannes hinüberwanderte. Falſche Schwüre und die abſcheulichſten Niederträchtigkeiten koſteten ihm Nichts, ſo bald er nur ſeinen Entzweck erreichte. Er war geizig mit ſeinem eignen Gute, aber verſchwenderiſch mit dem Gelde ſeines Herrn, und gab von Beydem täglich die auffallendſten Beweiſe. Und gerade dieſen Mann ſahe man eine Zeitlang an der Spitze der kaiſerlichen Armeen und am Ruder des Staats und des deutſchen Reichs.

In der erſten Unterredung machte Seckendorf dem Könige eine ſehr vortheilhafte Schilderung von der Macht des Kaiſers, von ſeinen Schätzen, und von den wohlthätigen Geſinnungen deſſelben gegen ſeine Unterthanen ſowohl, als gegen das Reich überhaupt. Hierauf fiel das Geſpräch auf die gegenwärtigen Zeitläufte. Der Graf von Seckendorf erhob ein großes Geſchrey über die Ungerechtigkeit der Seemächte, daß ſie die oſtendiſche Compagnie aufheben und den

ganzen Handel an ſich allein ziehen wollten. Beſonders redete er gegen den König von England und ſagte unter Andern, ſeine Gedanken ſeyen lediglich darauf gerichtet, ſeine Macht in Deutſchland auszudehnen, welches ſeinen Nachbarn gewiß ſehr gefährlich werden könne. Noch ſey es Zeit, ſeinem Ehrgeize Grenzen zu ſetzen; und das ſey auch wirklich nicht ſchwer. Er zweifele gar nicht daran, daß der Kaiſer die Hände dazu bieten würde, ſobald er auf den Beyſtand der Reichsſtände rechnen könnte. Der König gab dem Grafen hierin Beyfall und verſetzte darauf: Es ſey zu wünſchen, daß der Kaiſer wirklich ſolche Geſinnungen hege; es werde ihm gewiß nicht an Bundesgenoſſen fehlen; es habe auch nicht an ihm gelegen, daß er nicht mit dazu gehöre; allein man habe ſich zu Wien ſo wenig aus ſeiner Freundſchaft gemacht und ſich ſo ſtolz gegen ihn benommen, daß er ſich genöthigt geſehen habe, dem hannöverſchen Bunde beyzutreten: Er habe indeſſen nie aufgehört, diejenigen Geſinnungen gegen den Kaiſer zu hegen, die er ihm als Churfürſt und Patriot ſchuldig ſey,

Der Graf von Seckendorf ſchob Alles, was dem Könige von Seiten des Kaiſers habe Anlaß zum Mißvergnügen geben können, auf die Miniſter zu Wien. Er verſicherte ihn, daß ſein Herr den ganzen Werth der Freundſchaft des Königs kenne und daß ihm ſehr daran gelegen ſey, in gutem Vernehmen mit ihm zu ſtehen; und daß er für ſeine Perſon überzeugt ſey, der Kaiſer werde alles Mögliche, was an ihm ſey, thun, um die gute Harmonie, die ſtets zwiſchen dem öſtreichiſchen und brandenburgiſchen Hauſe ſtatt gefunden habe, wieder herzuſtellen und fortzuſetzen. Der König unterbrach ihn hierauf und ſagte, wenn der Kaiſer wirklich ſo denke; ſo wollten ſie bald einig werden. Was ihn betreffe, ſo wünſche er von ganzem Herzen, ſich mit dem Kaiſer recht eng zu verbinden. Er bat den Grafen zugleich, dem Kaiſer davon Nachricht zu geben und fügte hinzu, er könne nicht fürchten, daß der Kaiſer etwas dagegen haben werde. Seckendorf affektirte nunmehr eine übermäßige Freude, und pries die Vorſehung, die ihn nach Berlin geführt und ihn zum Werkzeuge der Ausſöhnung

zweyer

zweyer ſo groſsen Fürſten gemacht habe. Er ſetzte noch hinzu, daſs, ob er gleich die gemeſſenſten Befehle erhalten habe, ſich nach Wien zurück zu begeben, er es dennoch auf ſich nehmen wolle, mit Genehmigung Sr. Majeſtät noch ſo lange in Berlin zu bleiben, bis der Courier, den er an den Kaiſer abfertigen wolle, zurück komme. Der König verſetzte darauf, daſs es von ihm abhängen ſolle, ſo lange zu bleiben als er wolle; er werde ihn zu aller Zeit mit Vergnügen ſehen und er danke ihm recht ſehr für den Eifer, den er zeige, ihn wieder mit dem Kaiſer auf einen guten Fuſs zu ſetzen.

Sobald der Graf den König verlaſſen hatte; fertigte er Einen von ſeinen Bedienten nach Wien ab. Allein derſelbe ging nicht weiter als nach Baruth in Sachſen; ſechs Meilen von Berlin. Hier blieb er ſo lange Zeit, als er ungefehr gebraucht hätte, um den Weg nach Wien zu machen; worauf er mit einer Antwort vom Kaiſer zurück kam, die lauter Freundſchaftsverſicherungen und Betheurungen enthielt, daſs der Kaiſer es ſich beſonders angelegen werde ſeyn laſſen,

den König zu überzeugen, welchen großen Werth eine Verbindung mit ihm für ihn habe. Er bat zugleich den König, Allem, was der Graf von Seckendorf ihm von seiner Seite ſagen werde, vollen Glauben beyzumeſſen und es zu genehmigen, daß derſelbe in der Eigenſchaft eines bevollmächtigten Miniſters an ſeinem Hofe bleibe.

Der Herr von Seckendorf wußte dem Könige beſonders auf zwey reizbaren Seiten beyzukommen. Er verſprach ihm nemlich, daß der Kaiſer nichts unterlaſſen werde, um ihm die Herzogthümer Jülich und Berg nach dem Tode des Churfürſten von der Pfalz zu verſchaffen, und dann, daß er ihm Leute von ganz vorzüglicher Größe ſchicken wolle. Er überredete auch den Kaiſer wirklich, dem Könige Einige zu ſchenken und den preußiſchen Officieren zu erlauben, dergleichen Leute in ſeinen Erbländern anwerben zu dürfen. Hierdurch erwarb er ſich die Zuneigung des Königs ſo ſehr, daß wohl noch nie ein auswärtiger Miniſter in einem ſolchen Kredite geſtanden hatte. Er ward daher auch von Jedermann gefürchtet. Er verkaufte die Stel-

len, die Gnadenbezeugungen, ja die Gerechtigkeit ſelbſt und wies auch nicht den kleinſten Vortheil von ſich. Der König that Nichts ohne ſeinen Rath, und es würde ihm ſehr ſchwer angekommen ſeyn, irgend Etwas ohne ſein Vorwiſſen zu verfügen. Die mehreſten Perſonen, die ſich dem Könige nähern durften, waren von dem Grafen gewonnen. Der Herr von Grumbkow und Herr von Derſchau, General-Adjutant des Königs, auf den er ein beſonderes Vertrauen ſetzte, hatten ſich durch die Beſtechungen und Verſprechungen des Grafen einnehmen laſſen. Die Königin war die Einzige, über die er Nichts vermogte. Sie hatte ihn ehemals in Hannover gekannt, da er noch Obriſtlieutenant in anſpachiſchen Dienſten war. Er hatte es damahls an der ſchuldigen Ehrfurcht gegen ſie fehlen laſſen, und ſo hatte ſie ihn von der Zeit an nicht leiden können. Ihr Widerwille gegen ihn nahm zu, als ſie erfuhr, daß er den Auftrag habe, den König von dem hannöverſchen Bunde abzuziehen. Als der Graf von Seckendorf ſich daher einſt an des Königs Tafel befand, und in wenig ehrerbie-

tigen Ausdrücken vom Könige von England ſprach; ſo war ſie ihrer ſo wenig mächtig, daß ſie die ihr ſonſt ſo natürliche Höflichkeit aus den Augen ſetzte und ihn für einen ſchlechten Menſchen erklärte. Der Graf antwortete ihr, daß ihn dafür Niemand halte. Sollte ſich aber unglücklicher Weiſe Jemand finden, der ſo von ihm denke; ſo würde er ihn gewiß deſſen gereuen machen. Die Königin erfuhr es in der Folge nur zu ſehr, daß er nicht der Mann war, der in dieſem Stücke leere Verſprechungen that.

1727. Der Traktat, den der König mit dem Kaiſer einging, hob das hannöverſche Bündniß nicht auf. Friedrich Wilhelm machte ſich darin verbindlich, die Kaiſerkrone in dem öſtreichiſchen Hauſe zu erhalten zu ſuchen, und verſprach, 10000 Mann zum Beſten des Kaiſers marſchieren zu laſſen, im Fall Böhmen oder ſeine übrigen deutſchen Erbländer angegriffen würden. Dagegen ſollte der Kaiſer dem Könige 12000 Mann zu Hülfe ſchicken, im Fall man ihn in ſeinen Staaten beunruhigen ſollte: überdem beſtätigte er ihm die Erbfolge in Jülich und Berg, ſo wie

den Beſitz der Grafſchaft Tecklenburg, den die Grafen von Bentheim ihm ſtreitig machten, indem ſie die rechtmäßigen Herren derſelben zu ſeyn behaupteten. Sie hatten darüber ſchon einen langwierigen Prozeß mit den Grafen von Solms geführt, welche die Grafſchaft nach Erlöſchung des tecklenburgiſchen Hauſes in Beſitz genommen hatten. Der Reichshofrath, vor welchem ſie ihre Sache führten, hatte zu Gunſten der Grafen von Solms-Greifenſtein den Ausſpruch gethan. Demungeachtet hatten die Grafen von Bentheim Jene in ihrem Beſitze unabläßig geſtöhrt, ſo daß der Graf von Solms endlich, um allen Chikanen weiterhin vorzubeugen, im J. 1707. Tecklenburg an den König Friedrich I. für 300000 Thaler überlaſſen hatte. Die Grafen von Bentheim hatten zwar wider dieſen Verkauf proteſtirt, und ſich deswegen an den Reichshofrath gewendet; hatten auch ſogar verſchiedene günſtige Reſolutionen von demſelben erhalten. Da hierauf aber nie geachtet wurde; ſo verblieb Tecklenburg der Krone Preußen und wahrſcheinlich wer-

den ſich die Grafen von Bentheim damit begnügen müſſen, daß ſie Titel und Wappen davon führen. Unterdeſſen ſchickte es ſich zwiſchen dem wiener und londoner Hofe immer mehr zu einem Bruche an. Der König ſchickte daher den Herrn von Polentz *) nach London mit einem Briefe an den König Georg I. in welchem er ihn anfänglich ermahnte, den Frieden in Deutſchland aufrecht zu erhalten, und hernach von ihm verlangte, daß er ſein königliches Wort geben ſolle, daß, im Fall er mit dem Kaiſer gänzlich bräche, er den Krieg weder nach Böhmen, noch in Eins von den deutſchen Erbländern des öſtreichiſchen Hauſes ſpielen wolle. Dagegen wollte ihm der König dafür ſtehen, daß der Kaiſer die vom Churfürſtenthum Hannover abhängigen Provinzen nicht angreifen ſolle. Georg I. antwortete darauf, daß er mit Frankreich und den

*) Er war damahls Capitain der Garde. Er ſtarb in Meißen an einer Wunde, die er in der Schlacht bey Keſſelsdorf erhalten hatte. Er war Generalmajor und Inhaber eines Infanterieregiments.

Generalſtaaten im Bunde ſtehe, daß er alſo in Rückſicht des Kaiſers Nichts unternehmen oder verſprechen könne, ohne dieſe Mächte davon zu benachrichtigen; daß deren Meinungen die Seinige ſeyn würden; daß er aber unterdeſſen über die Mittel berathſchlagen werde, die er anwenden könne, um den Kaiſer und ganz Europa von der Geradheit ſeiner Denkungsart zu überzeugen.

Dieſe Antwort war zu unbeſtimmt, als daß ſie den wiener Hof hätte beruhigen können: er dachte daher mit Ernſt auf ſeine Vertheidigung. Zum Glück für denſelben wußte der franzöſiſche Premierminiſter, Kardinal von Fleury, der den Frieden ſehr liebte, die Sache ſo einzuleiten, daß es zu einem Vergleiche kam. Man unterzeichnete den Traktat den 13. May. In demſelben ſuspendirte der Kaiſer auf ſieben Jahre die Octroy, die er der oſtendiſchen Compagnie zugeſtanden hatte, und verbot zugleich ſeinen flamändiſchen Unterthanen allen Handel nach Indien: überdem beſtätigte er noch den utrechter und badenſchen Frieden und das hannöverſche Bündniß. Die Seemächte wil-

ligten in die Rückkehr der Schiffe, die im vorigen Jahre von Oſtende aus nach Indien geſegelt waren. Die Engländer blieben im Beſitz von Gibraltar, welches ein Triumph für ſie war: Und endlich wurde ausgemacht, daß die Feindſeligkeiten auf ſo viele Jahre, als die Octroy dauerte, aufgehoben ſeyn ſollten.

Die Freude der Engländer über den fernern Beſitz von Gibraltar wurde bald durch den Verluſt ihres Königs in Traurigkeit verwandelt, die um ſo größer war, da Georg I. durch ſeine Weisheit, Gerechtigkeit und Güte ſich die allgemeine Liebe ſeiner Unterthanen und die Hochachtung von ganz Europa erworben hatte. Da er den Aufenthalt in Hannover ſehr häufig dem Aufenthalt in London vorzog, weil er daſelbſt ungezwungener leben konnte; ſo hatte er ſich den 17. Junius wiederum zu Schiffe begeben, um nach ſeinem Vaterlande zu reiſen. Er kam am folgenden Tage zu Helvoetsluis an und ſetzte von da ſeine Reiſe fort. Als er am 20ten von Delden abgereiſet und einige Meilen gefahren war; ward ihm übel.

Der hannöverſche Obermarſchall, Baron von Hardenberg, der bey ihm im Wagen ſaß, bat ihn, im erſten Dorfe ſtill halten zu laſſen: allein der König ſagte, es habe Nichts zu bedeuten und befahl, ſo ſchnell als möglich zu fahren, um Osnabrück zu erreichen. Unterdeſſen verfiel der König in eine Schlafſucht, aus der man ihn nicht wieder ermuntern konnte. In dieſem Zuſtande kam er nach Osnabrück zu ſeinem Bruder, dem Herzoge von York. Man öfnete ihm eine Ader, aber umſonſt. Er lebte noch bis zum 22ten und ſtarb endlich um 2 Uhr Morgens in eben dem Zimmer, in welchem er gebohren war.

Die Königin von Preußen gerieth über den Tod ihres Vaters in die gröſte Betrübniß. Was ihren Schmerz noch vermehrte, war die Furcht, daß die Doppelheirath, mit welcher ſie ſich doch immer noch geſchmeichelt hatte, nunmehr nicht ſtatt finden würde. Um ſie zu tröſten, ſchickte der König Jemanden an den neuen König von England, um ihm zur Thronbeſteigung Glück zu wünſchen und ihn um ſeine Freundſchaft zu bit-

ten. Allein Georg II. beantwortete das ſo zuvorkommende Schreiben Friedrich Wilhelms ſo kalt, daß dieſer wohleinſahe, daß er auf ſeinen Schwager nicht viel rechnen könne. Er beſchloß daher, dem Kaiſer ſtandhaft treu zu bleiben. Dieſe Verbindung ward ihm auch bald nachher vortheilhaft in einem Streite, den er mit dem Könige von Polen wegen der Unordnungen hatte, die ſeine Werber in Sachſen anrichteten, und zu welchen der Capitain Natzmer von der Infanterie Gelegenheit gegeben hatte. Der König von Polen hatte denſelben in Dresden in Verhaft nehmen laſſen. Man machte ihm hier den Prozeß und verurtheilte ihn zum Tode. Man wartete zur Vollziehung des Urthels nur noch auf die Beſtätigung des Königs von Polen, der ſich damahls in Warſchau befand. Friedrich Wilhelm war höchſt aufgebracht, daß man ſich unterſtanden hatte, Einen von ſeinen Officieren zum Tode zu verurtheilen. Er ließ daher durch den Staatsminiſter von Katſch dem polniſchen Geſandten, Herrn von Suhm ſagen, daß er das Wiedervergel-

tungsrecht brauchen und mit ihm, dem Geſandten des Königs von Polen, eben ſo verfahren würde, wie man in Dresden mit dem Herrn von Natzmer verfahren werde. Dieſe Nachricht ſetzte den ſächſiſchen Miniſter ins gröſte Schrecken. Er reiſ'te daher unverzüglich in der Stille ab und zwar ſo ſchnell, daß er ſchon in Dresden war, ehe man einmal in Berlin wußte, daß er die Flucht genommen hatte. Der König von Polen mißbilligte ſeine übereilte Abreiſe ſehr und würde ihm ſeine Empfindlichkeit darüber noch mehr bewieſen haben, wenn der Graf von Flemming, der den Herrn von Suhm in ſeinen beſondern Schutz genommen hatte, ihn nicht gegen die Wirkungen der üblen Laune ſeines Herrn in Sicherheit geſetzt hätte. Unterdeſſen beklagte ſich der König von Polen ſehr laut über die ſeinem Geſandten zugefügte Beleidigung. Er hielt ſich beſonders an den Ausdruck Wiedervergeltungsrecht, deſſen Katſch ſich bedient hatte, und verlangte Gnugthuung dafür. Der König, der recht gut einſahe, von welcher Wichtigkeit dieſe Sache war, antwortete, daß, ſo-

bald er die ſchnelle Abreiſe des polniſchen Miniſters erfahren habe, er den Herrn von Katſch habe kommen laſſen, um ihn zu fragen, ob er den Ausdruck Wiedervergeltungsrecht gebraucht habe. Der Miniſter habe ihn auf ſein Gewiſſen, welches in dieſem Falle der einzige Zeuge der Wahrheit ſey, verſichert, er habe ſich dieſes Ausdrucks gegen den ſächſiſchen Miniſter nicht bedient, ſondern ſich damit begnügt, ihm vorzuſtellen, daß man ihn für das, was die ſächſiſche Regierung gegen Natzmer verhängen werde, zur Verantwortung ziehen könnte, indem man die Verhaftnehmung deſſelben zu Berlin für die gröſte Ungerechtigkeit halte. Nach der Erklärung des Herrn von Katſch zu urtheilen, müſſe man glauben, daß der Herr von Suhm die Worte deſſelben unrecht ausgelegt habe und daß daher die Inſinuationen dieſes Miniſters ungegründet und folglich nicht in Erwägung zu ziehen ſeyen. Er wiſſe zu gut, fuhr der König weiter fort, was er dem Geſandten eines Monarchen ſchuldig ſey, den er ganz beſonders in Ehren halte und deſſen Freundſchaft ihm zu werth ſey,

als daß er das Geringſte thun ſollte, was den Herrn deſſelben beleidigen könnte, und noch weniger werde er jemals zugeben, daß irgend ein Anderer ihm eine Beleidigung zufüge. Dieſe Antwort that indeſſen dem Könige von Polen noch kein Gnüge. Er beſtand auf eine avthentiſche Gnugthuung und verlangte, daß Katſch beſtraft werden und ſeinem Geſandten Abbitte thun ſollte, worauf er dann den Herrn vor Suhm zurückberufen und einen andern Miniſter an ſeine Stelle ſchicken wolle, der dem Könige angenehmer wäre. Friedrich Wilhelm wollte aber davon Nichts hören und weigerte ſich ſtandhaft, eine andere Gnugthuung zu geben, als er ſchon gegeben hatte. Der König Auguſt mußte alſo endlich, da er mit Rußland nicht in dem beſten Vernehmen ſtand, und auf den Beyſtand der unter ſich uneinigen Polen keine ſonderliche Rechnung machen konnte, ſeinen Premierminiſter, Grafen von Flemming, nach Berlin ſchicken. Da dieſer ein Unterthan des Königs und im Herzen mehr brandenburgiſch als ſächſiſch geſinnt war; ſo willigte er in Alles, was

der König nur verlangte. Natzmer wurde wieder in Freyheit geſetzt und ſein Prozeß niedergeſchlagen. Der Herr von Suhm nahm ſeinen vorigen Poſten ohne eine andere Gnugthuung wieder ein, und mußte ſich damit begnügen, daß er vom Könige und von den Miniſtern gut aufgenommen wurde.

Ehe dieſe Sache noch ganz beendigt war, verfiel der König in eine Art von Melancholie. Er ſprach von Nichts als von Abdanken und überließ ſich der ſtrengſten Bigotterie. Da dieſe Lebensart indeſſen gar nicht nach dem Geſchmacke des Herrn von Grumbkow und des Grafen von Seckendorf war; ſo unternahmen ſie es, den König durch allerhand Luſtbarkeiten zu zerſtreuen, und überredeten ihn endlich, dem Könige von Polen in Dresden einen Beſuch abzuſtatten. Der König zeigte anfänglich eine große Abneigung gegen dieſe Reiſe. Allein ſie wußten ſie ihm als äußerſt nothwendig darzuſtellen, um den König von Polen in das mit dem Kaiſer geſchloſſene Bündniß zu ziehen, ſo daß er ſich endlich beynahe wider Willen dazu entſchloß.

Er reiſ'te alſo den 13. Januar des fol- 1728.
genden Jahres von Berlin ab und kam den folgenden Morgen zu Dresden an. Da er es ſich ausbedungen hatte, ohne alle Ceremonien behandelt zu werden; ſo ſtieg er bey dem Grafen von Wackerbarth, Feldzeugmeiſter und Gouverneur von Dresden, ab. Noch am nemlichen Abend erſchien er auf der Redoute, wo er ſich aber nicht demaskirte.

Am folgenden Morgen erhielt er vom Könige von Polen einen Beſuch, den er eine Stunde darauf erwiederte, worauf ihn derſelbe zur Königin führte. Hier wurde zu Mittage an einer Tafel von 24 Couverts geſpeiſet. Darauf ging man in die Comödie und nach Endigung derſelben begab ſich der König nach Hauſe. Kaum hatte er ſich niedergelegt; ſo entſtand in ſeiner Wohnung eine ſo heftige Feuersbrunſt, daß er kaum noch die Zeit hatte, ſeinen Schlafrock anzuziehen und ſeine Schatulle über die Seite bringen zu laſſen. Kaum hatte er ſein Zimmer verlaſſen, ſo ſtürzte die Decke deſſelben ein und das Feuer griff ſo ſchnell um ſich, daß in weniger als

einer Stunde der ganze Pallaſt in Aſche lag. Nur ſehr wenige Sachen wurden gerettet und drey Perſonen verlohren das Leben in den Flammen. Der König begab ſich zum Grafen von Flemming, wo der Kronprinz, der eben erſt angekommen war, logirte.

Dieſer Zufall verurſachte indeſſen keine Veränderungen in den Karnevalsbeluſtigungen. Der König von Polen erfand täglich neue Feſte, um dem Könige von Preußen Vergnügen zu machen. Das Vergnügen der Tafel war indeſſen unter Allen Dasjenige, an welchem Friedrich Wilhelm den meiſten Antheil nahm und das er oft bis zum Uebermaaß genoß. Doch hatten die Folgen deſſelben keinen nachtheiligen Einfluß auf die Reinheit ſeiner Sitten. Eines Tages begaben ſich die beyden Könige nach der Tafel in Domino auf die Redoute. Auguſt wollte dieſe Gelegenheit benutzen, um ſich ſelbſt davon zu überzeugen, ob der Widerwille gegen das ſchöne Geſchlecht, den man dem Könige beylegte, wirklich gegründet ſey. Er hatte zu dem Ende eine junge Perſon von außerordentlicher Schönheit in ein Nebenzimmer führen

laſ-

laſſen. Sie lag auf einem Ruhebette in einem ſehr reizenden und nachläßigen Gewande und ließ, ob ſie gleich maskirt war, doch ſo viele Reize ſehen, daß man von denen, die verſteckt waren, nicht anders als ſehr günſtig urtheilen konnte. Der König von Polen näherte ſich ihr mit dem galanten Weſen, das ihm ſo viel Glück beym Frauenzimmer verſchafte. Er bat ſie, die Maske abzunehmen; ſie weigerte ſich aber anfänglich, es zu thun. Er gab ſich hierauf zu erkennen und ſagte ihr, er hoffe, ſie werde zweyen Königen, die ſie darum bäten, dieſe Gefälligkeit erweiſen. Sie nahm hierauf ſogleich die Maske ab und zeigte Eins der ſchönſten Geſichter auf der Welt. Auguſt ſchien ganz bezaubert davon zu ſeyn und ſagte zu ihr, gleichſam als wenn er ſie zum erſten Male in ſeinem Leben ſähe, er begreife gar nicht, wie ſo viele Reize ihm bis jetzt hätten unbekannt bleiben können. Friedrich Wilhelm konnte nicht umhin, ſeine Blicke auf ſie zu richten. Er ſagte zum Könige von Polen: Sie iſt ſehr ſchön; das muß man geſtehen. Zu gleicher Zeit aber wendete er die Augen wieder von

ihr und verließ das Zimmer ſowohl als die ganze Redoute unverzüglich, ging nach Hauſe und verſchloß ſich in ſein Zimmer. Er ließ hierauf den Herrn von Grumbkow hohlen und beklagte ſich bitterlich gegen ihn, daß der König von Polen ihn habe verführen wollen. Der Herr von Grumbkow, der weder ſo keuſch noch ſo gewiſſenhaft wie der König war, wollte aus der ganzen Geſchichte einen Spaaß machen: allein der König nahm einen ſehr ernſthaften Ton an und befahl ihm, dem Könige von Polen in ſeinem Namen zu ſagen, daß er ihn ſehr bitte, ihn dergleichen Vorfällen nicht weiter auszuſetzen, wenn er nicht wolle, daß er Dresden auf der Stelle verlaſſe. Der Herr von Grumbkow entledigte ſich ſeines Auftrages. Der König von Polen lachte herzlich darüber, ging ſogleich zu Friedrich Wilhelm und entſchuldigte ſich bey ihm. Der König verließ aber ſeine ernſthafte Miene nicht, ſo daß Auguſt abbrach und ein anderes Geſpräch anfing.

Die beyden Könige lebten übrigens zuſammen mit einer Herzlichkeit, die unter den

Großen wirklich ſelten iſt. Um ſich gegenſeitige Beweiſe der Freundſchaft zu geben, ertheilte der König von Polen dem Kronprinzen von Preußen ſeinen weißen Adlerorden und Friedrich Wilhelm nahm den Grafen von Rutowsky, einen natürlichen Sohn Auguſts, in ſeine Dienſte, machte ihn zum Feldmarſchall und gab ihm ein Infanterieregiment. Der König reiſ'te endlich, ſehr zufrieden mit der ihm von Auguſt erwieſenen Ehre, ungern wieder von Dresden ab und brachte nunmehr den noch übrigen Theil des Winters in Berlin zu, wo er Befehl gab, dem Andenken ſeines Vaters, Friedrichs I. eine bronzene Statue zu errichten, die derſelbe noch bey ſeinen Lebzeiten hatte gießen laſſen, um ſie im Hofe des von ihm erbaueten Zeughauſes aufſtellen zu laſſen: aber der Tod hatte ihn hernach verhindert, ſeinen Vorſatz auszuführen. Friedrich Wilhelm legte ſelbſt den Grundſtein zum Fußgeſtelle dieſes Monumentes, das er auf dem Molkenmarkte aufführen ließ. Die Statue war in mehr als natürlicher Größe und ſtand auf einem marmornen Piedeſtal,

an deſſen vier Ecken bronzene Sklaven befind=lich waren. Da indeſſen die Stelle des Mo=numents, ſo wie das Monument ſelbſt, in der Folge Friedrich Wilhelmen nicht gefiel; ſo ließ er es wieder niederreiſſen, um es am Eingange der Hauptallee auf der Neu=ſtadt aufſtellen zu laſſen. Hier ſollte eine gro=ße marmorne Säule errichtet werden, unge=fehr wie die Säule des Trajanus, und auf dieſe Säule ſollte alsdann die Statue ge=ſetzt werden. Der Grund zu dieſem neuen Monumente war auch ſchon fertig und der Marmor lag bereit, als der Tod den König hinrafte. Es blieb daher Alles liegen und die Statue befindet ſich jetzt im Gießhauſe des Arſenals. Da es den Anſchein hat, daß der jetzt regierende König keinen großen An=theil an dem Ruhme ſeines Großvaters nimmt; ſo wird ſie wahrſcheinlich das Loos der Ver=geſſenheit treffen.

Am 16. May erhielt Friedrich Wil=helm einen Beſuch vom Könige von Polen in Potsdam. Am 29ten kamen ſie Beyde nach Berlin. Der Churprinz von Sach=

ſen und die Gräfin von Orſelska *), eine natürliche Tochter Auguſts, hatten ihren Vater begleitet. Letztere diſtinguirte der König von Polen außerordentlich und beſuchte ſie ſehr oft, ſo daß man nicht anders glauben konnte, als daß er mehr als väterliche Liebe für ſie empfände. Sie war ſehr gut gewachſen, hatte etwas Großes in ihrem Anſtande und eine allerliebſte Laune. Sie erſchien ſehr oft in Mannskleidern, die ihr ſehr artig ſtanden. Man ſagte, daß ſie ſehr wohlthätig ſey; wenigſtens war ſie außerordentlich freygebig, ſo daß der König ihr kaum gnug Geld zu ihren Ausgaben anweiſen konnte; denn ſie gab Alles her. Nach dem Tode ihres Vaters hatte ſie daher weiter Nichts mehr, als ihre Edelſteine, deren Werth ſich etwa auf 1,500,000 Thaler belief. Allein der Graf Sulkowsky, Günſtling und Premierminiſter Auguſts III. ließ ihr dieſelben unter

*) Anna, Gräfin von Orſelska, nachher vermählt mit Karl Ludwig, Herzoge von Holſtein-Beck. Dieſe Verbindung wurde in der Folge aber wieder getrennt, und die Prinzeſſin begab ſich nach Avignon.

dem Vorwande wegnehmen, daß dieſelben dem ſächſiſchen Hauſe gehörten. Das Kränkendſte für die Gräfin bey dieſem Verfahren war, daß ſie die Gemahlin des Grafen Sulkowsky bald darauf mit einem Theile derſelben bey Hofe erſcheinen ſahe. Sie ſchien indeſſen nicht bewegt darüber zu ſeyn, ſondern ſagte, daß ſie durch den Verluſt ihres Vaters Alles verlohren habe und daß Vermögen, Ehre und Glücksgüter keinen Reiz weiter für ſie hätten.

Der König von Polen blieb zwey und zwanzig Tage in Berlin, während welcher Friedrich Wilhelm Nichts ſparte, um ihm den Aufenthalt daſelbſt angenehm zu machen und es demſelben an Pracht gleich zu thun. Er hatte zu dem Ende in Augsburg für mehr als 12000 Thaler Kronleuchter, Tiſche, Gueridons und anderes Geräthe von Silber machen laſſen, welches er ſeitdem durch große Summen vermehrt hat, ſo daß die Sachſen, welche das potsdammer Schloß mit dem Pallaſte des Pharasmanes verglichen hatten, das berliner dem des Darius gleich ſchätzten.

Unter andern Luſtbarkeiten, die Friedrich Wilhelm ſeinem Gaſte zu Ehren anſtellte, befand ſich auch eine Revüe über 16000 Mann, die auf der Ebne bey Tempelhof gehalten wurde. Die Königin nebſt vielen Damen vom Hofe wohnten derſelben bey. Auguſt bewunderte hauptſächlich die vortrefliche Kriegszucht unter den Truppen; betrachtete Alles mit den Augen des Kenners und ſprach auch als Kenner davon. Sobald er wieder nach Hauſe gekommen war; führte er dieſelbe auch bey ſich ein, ſo daß, als Friedrich Wilhelm ihn 1730. zum zweyten Male in Dresden beſuchte, Auguſt ihm eine Armee zeigte, welche die Eiferſucht dieſes Fürſten erregte.

Der König von Polen ging bey ſeiner Abreiſe von Berlin über Frankfurt an der Oder und von da nach Frauenſtadt in Polen, wo er einen Senat, Senatus conſilium, hielt, um die Polen zu beſänftigen, welche über die Bündniſſe, welche er mit dem Kaiſer und dem Könige geſchloſſen hatte, unruhig zu werden anfingen. Darauf kehrte er wieder nach Dresden zurück.

Der König aber ging nach Preußen, wo er über 14000 Mann, die er bey Welau verſammlet hatte, die Revüe hielt. Hierauf machte er eine Reiſe durch das Königreich, um die Niederlaſſungen der aus verſchiedenen Ländern gekommenen neuen Einwohner ſelbſt in Augenſchein zu nehmen. Zugleich ließ er ſich von der Verwaltung der Gerechtigkeit genaue Rechenſchaft ablegen, half den eingeſchlichenen Mißbräuchen ab und kam endlich nach Berlin zurück. Der Hof brachte den Herbſt in Wuſterhauſen zu, wo der König gewöhnlich den Hirſchen und Rebhähnern nachjagte.

Der Herzog Ferdinand Albrecht von Braunſchweig-Bevern machte dieſes Jahr dem Könige auch die Aufwartung und hatte ſeinen Sohn, den Prinzen Karl, bey ſich, für den er um die dritte Tochter des Königs, die Prinzeſſin Philippine Charlotte, anhielt. Der König willigte ſogleich darein. Dieſe Verbindung machte indeſſen der Königin weniger Vergnügen, als es ihr gemacht haben würde, wenn ſie verſichert geweſen wäre, ihre älteſte Tochter nach

England bringen zu können. Allein das Mißverſtändniß, das immer noch zwiſchen den beyden Höfen herrſchte, erlaubte ihr nicht, zu hoffen, die Sache bald zu Stande gebracht zu ſehen, um ſo mehr, da ſie ſehr wohl wußte, daß der Graf von Seckendorf täglich der Erfüllung ihrer Wünſche Hinderniſſe in den Weg legte. Sie hatte daher einen ſolchen Widerwillen gegen dieſen Miniſter gefaßt, daß ſie ihn nicht ohne Entſetzen ſehen und ihm auch nicht einmal ihre Geſinnungen verbergen konnte. Als derſelbe ſich einſt an ihrem Spieltiſche zeigte; ſagte ſie ihm geradezu, ſie müſſe ſich wundern, daß er ſich in Sachen miſche, die ihn Nichts angingen, und ſie könne nicht glauben, daß der Kaiſer es billige, daß er ſich um die häuslichen Angelegenheiten des Königs, und beſonders um Familienſachen, bekümmere. Seckendorf antwortete, daß er dem Kaiſer allein Rechenſchaft von ſeinem Benehmen gebe, und Dieſer habe daſſelbe bis jetzt auch gebilligt, welches ihm gnug ſey. Dieſe ſo unehrerbietige Antwort brachte die Königin aufs höchſte auf. Sie erwiederte ihm, ſie habe eine zu gute

Meinung vom Kaiſer, als daß ſie ſich einbilden könne, derſelbe mache etwas aus ihm: Was ſie ſelbſt aber betreffe, ſo müſſe ſie ihm ſagen, daß ſie ihn verachte, daher ſie ihn bäte, ſich nie wieder vor ihr zu zeigen. Von dieſem Augenblicke an dachte der Graf von Seckendorf an Nichts, als die Königin aufs Aeußerſte zu bringen. Er that daher dem Könige den Vorſchlag, den Kronprinzen mit der Prinzeſſin Eliſabeth von Braunſchweig-Bevern, einer Schweſter des Prinzen Karl, und ſeine für den Prinzen von Wales beſtimmte Tochter mit dem Prinzen Johann Adolph von Sachſen-Weißenfels zu vermählen, indem dieſes das wahre Mittel ſey, ſeine Bündniſſe mit dem Kaiſer und dem Könige von Polen zu befeſtigen und ſeine Ruhe zu ſichern. Er ſetzte noch hinzu, daß eine Prinzeſſin von Bevern und ein Prinz von Weißenfels ſich durch eine Verbindung mit ſeiner Familie ſehr geehrt finden, eine Prinzeſſin von England und ein Prinz von Wales hingegen ſich wenig daraus machen, und folglich weit weniger Gefälligkeit und

Achtung für ihn haben würden. Auch würde die Verbindung, welche die Königin ihm vorſchlage, ihm weit größere Ausgaben verurſachen, indem eine engliſche Prinzeſſin ihm viermal mehr als eine Prinzeſſin von Bevern koſten würde. Die Erſtere, welche an den königlichen Pomp gewöhnt wäre, würde denſelben auch an ſeinem Hofe einführen; ſie würde große Ehrfurcht verlangen, und dennoch würde ſie Alles weit ſchlechter finden als Das, was ſie in London geſehen hätte. Dies hieß den König recht auf ſeiner ſchwachen Seite angreifen. Er haßte Alles, was nur das Anſehen eines Hofſtaats haben konnte, noch weit mehr als die Koſten, die dazu erfodert wurden, ſo daß er von dieſer Stunde an auf die engliſche Prinzeſſin Verzicht that. Er eröfnete es auch ſogleich der Königin mit dem Beyfügen, daß Alles, was er zu ihrem Beſten thun könne, darin beſtehe, daß er ſeine Einwilligung zur Vermählung ſeiner Tochter mit dem Prinzen von Wales gebe. Da die Königin nicht zweifelte, daß ihr Bruder ſich beleidigt finden würde, wenn man ſeine Tochter ausſchlüge, und dabey auch

fürchtete, daß er ſeinerſeits ſich auch weigern würde, ſeinen Sohn mit ihrer Tochter zu vermählen: ſo überredete ſie den Kronprinzen, an die Königin von England zu ſchreiben und ſie zu bitten, in Alles zu willigen, was der König, ſein Vater, verlangen würde, mit der Verſicherung, daß, es möge auch daraus entſtehn, was da wolle, er nie eine andere Gemahlin, als die Prinzeſſin Amalie, ihre Tochter, nehmen würde.

Während dieſes vorging; überwarf ſich die Königin mehr als jemals mit dem Herrn von Grumbkow, deſſen Einigkeit mit dem Grafen von Seckendorf ihr zuwider war. Der Herr von Grumbkow hatte ſie um ihr Portrait gebeten und die Königin hatte es ihm verſprochen. Durch dieſes Verſprechen glaubte ſich der Herr von Grumbkow berechtigt, ſich das Portrait, welches ſie durch den Mahler Peine für die Königin von Dänemark verfertigen ließ, von demſelben geben zu laſſen. Als er einige Tage darauf bey dem Könige zur Mittagstafel eingeladen war; benutzte er die Gelegenheit, der Königin für die ihm erzeigte Gnade zu danken.

Der Königin fiel es bey, daß ſie erſt ſeit ei-
nigen Tagen dem Mahler Peine den Be-
fehl ertheilt hatte, eine Copie von ihrem Por-
trait für den Herrn von Grumbkow zu
machen, und wunderte ſich daher über die
Geſchwindigkeit deſſelben. Sie fragte alſo
den Herrn von Grumbkow, wie er es
angefangen habe, um den Mahler dahin zu
bringen, daß er ſo ſchnell gearbeitet habe;
worauf er verſetzte, daß er ein fertiges Ori-
ginal bey demſelben gefunden habe, welches
er ſich habe geben laſſen. Die Königin er-
wiederte darauf, daß ſie an Privatperſonen
keine Originale zu verſchenken pflege und daß
er ſich mit der Ehre begnügen ſolle, die ſie
ihm durch die Schenkung einer Copie habe er-
weiſen wollen. Der Herr von Grumb-
kow antwortete, der König habe die Gnade
gehabt ſich für ihn mahlen zu laſſen, und
er habe alſo geglaubt, ſie werde eben dieſe
Gnade für ihn haben. Die Königin fand
ſich durch dieſe Antwort ſehr beleidigt und
ſagte ihm mit vieler Bitterkeit, daß der Kö-
nig thun könne, was ihm beliebe; was ſie
aber betreffe; ſo hielte ſie es unter ihrer Wür-

de, ſich für einen Andern, als für erlauchte Perſonen, mahlen zu laſſen; und es ſey gar nicht ihre Meinung, ihn vor Andern aus⸗zeichnen zu wollen. Der König, welcher ſei⸗ne Gemahlin in ſolcher Bewegung ſahe, ſtand von der Tafel auf. Der Herr von Grumb⸗kow, der jetzt über ſeinen begangenen Fehler nachgedacht hatte, näherte ſich hierauf der Königin, bat ſie um Verzeihung deswegen und flehete ſie in den demüthigſten Ausdrü⸗cken an, ihn im Beſitz des Portraits zu laſ⸗ſen. Die Königin, die ſich von ihrem Zorn gar nicht wieder erhohlen konnte, ſagte ihm aber, ſie wollte es lieber ins Feuer werfen, als ihm laſſen. Nachdem ſie ſich in ihr Zim⸗mer begeben hatte; kam der Marſchall, Graf von Fink, zu ihr. Dieſem klagte ſie ſo⸗gleich, was ihr eben begegnet ſey. Der Mar⸗ſchall, dem es nicht unangenehm war, Gele⸗genheit zu finden, dem Herrn von Grumb⸗kow einige Kränkungen zuzuziehen, rieth ihr, ihr Portrait zurück fodern zu laſſen. Die Königin gab alſo ihrem Kammerdiener Bock den Auftrag, es abzuhohlen. Der Herr von Grumbkow, der nicht geglaubt

hatte, daß es ſo weit kommen würde, erſchrack ſehr über dieſe Botſchaft. Er gab indeſſen das Portrait zurück und ließ der Königin durch ihren Kammerdiener ſagen, er könne, da er das Portrait des Königs habe, das Ihrige leicht entbehren. Er trieb ſeine Frechheit ſo weit, daß er ſich beym Könige über die ihm von der Königin angethane Beleidigung beklagte und ſogar von ihm verlangte, daß die Königin ihm eine Ehrenerklärung thun ſolle. Der König wollte anfänglich Scherz aus der ganzen Sache machen und gab zur Antwort, daß er ſich nicht in Weiberkabbalen miſche. Da indeſſen die Königin auch ihrerſeits ihre Klagen vor ihn brachte; ſo befahl er dem Herrn von Grumbkow, ſich bey der Königin zu entſchuldigen und ſich wieder mit ihr auszuſöhnen zu ſuchen. Grumbkow gehorchte auch und warf ſich der Königin zu Füßen. Dieſe ſagte ihm aber, ſie nehme ſeine Entſchuldigungen bloß an, weil es der König ſo wolle; übrigens werde ſie ihn ſtets verachten, wie er es verdiene.

Unterdeſſen lief die Antwort der Königin von England auf den Brief des Kronprin-

zen ein. Sie war in ſehr unbeſtimmten Ausdrücken abgefaßt. Die Königin ſagte unter andern darin, ſie ſowohl als der König, ihr Gemahl, wünſchten es ſehnlichſt, die Bande der Verwandſchaft, die ſie mit dem preußiſchen Hauſe verbänden, noch enger zu knüpfen; ſie ſähen aber nicht ab, wie ſie zu ihrem Zwecke gelangen könnten, wenn nicht der König in die Doppelheirath willigte. Da dieſes der Fall nicht ſey; ſo bitte ſie die Königin und den Kronprinzen, Nichts zu übereilen und es der Zeit zu überlaſſen, die Sache zu ihrer gegenſeitigen Zufriedenheit zu beendigen.

Dieſer Brief ſetzte die Königin um ſo mehr in Verzweiflung, da der König in ſie drang, in die vom Grafen von Seckendorf in Vorſchlag gebrachten Heirathen zu willigen. Sie wußte jetzt nicht mehr, wie ſie dem Könige Widerſtand thun ſolle, als auf einmal ein hannöveriſcher Officier, Namens la Mothe, *) ein Anverwandter des

Herrn

*) Der Herr von la Mothe iſt ein Franzoſe von Geburt und war Obriſtlieutenant unter den hannö-

Herrn von Saſtot, damahligen Kammerherrn und jetzigen Oberhofmeiſter der Königin Mutter, in Berlin eintraf. Er verlangte eine geheime Audienz bey der Königin, in welcher er ihr eröfnete, daß er von Seiten des Prinzen von Wales komme, um Ihre Majeſtäten zu fragen, ob ſie es erlaubten, daß er heimlich nach Berlin kommen dürfe, um ſeine Verlobung mit der Prinzeſſin Friedrike gewiß zu machen. Dabey laſſe derſelbe aber bitten, daß Niemand als die Königin und der König Etwas von ſeinen Abſichten erführe, weil er ſie ſonſt nicht erreichen könnte. Die Königin konnte ſich bey dieſer Nachricht kaum vor Freude laſſen und verſprach ihm, ein unverbrüchliches Stillſchweigen zu beobachten. Als indeſſen am folgenden Tage der engliſche Geſandte, Herr von Dubourgeai, bey Hofe erſchien; eröfnete ſie ihm das ganze Geheimniß und fügte hinzu, ſie halte ihn zu ſehr für ihren Freund, als daß ſie nicht glauben ſollte, er

hannöverſchen Truppen. Er trat nachher in preußiſche Dienſte und iſt jetzt Generallieutenant und Souverneur von Geldern.

werde an ihrer Freude Theil nehmen. Sie erſtaunte aber nicht wenig, als ihr der Miniſter ſagte, er ſey ſehr unglücklich, daß ſie ihm ein Geheimniß anvertrauet habe, das er nothwendig dem Könige, ſeinem Herrn, eröfnen müſſe; welches er auch unverzüglich durch einen Courier thun würde. Die Königin, die jetzt ihre begangene Unvorſichtigkeit einſahe, beſchwor ihn hierauf, ſeinem Hofe Nichts davon wiſſen zu laſſen; allein ſie erhielt Nichts über ihn; ſondern er ſchickte den Courier ab.

Die Königin, die ihrem Gemahle die vom Prinzen von Wales erhaltene Botſchaft ſogleich nach Wuſterhauſen berichtet hatte, und die nun vorausſahe, daß ihre Unvorſichtigkeit dieſen Prinzen verhindern würde, ſeinen Vorſatz auszuführen, befand ſich nunmehr in der gröſten Verlegenheit, beſonders da der König jetzt nach Berlin zurück kam, um den Prinzen daſelbſt zu erwarten. Es verging ein Monat, ohne daß man einige Nachricht von demſelben erhielt. Endlich erfuhr man, daß er über das Meer gegangen ſey. Der König ſowohl als die Kö-

nigin hatten ihn einige Zeitlang im Verdacht des Leichtſinns und glaubten, er ſey mit ſeinem Vater einverſtanden, um ſich über ſie luſtig zu machen. Indeſſen war es ſehr wahr, daß Georg II. ſeinen Sohn wider 1729. ſeinen Willen nach England zurück gerufen hatte. Lange gnug hatte er ſich den Wünſchen der Engländer, welche den Kronerben gern ſehen wollten, widerſetzt. Er fürchtete nemlich, der junge Prinz mögte ſich durch die Oppoſitionspartheÿ verführen laſſen. Er hatte ihm daher ohne Vorwiſſen ſeiner Miniſter geſchrieben, daß er heimlich nach Berlin gehen und ſich mit der Prinzeſſin Friedrike verloben ſolle, damit die Engländer glauben mögten, er habe es wider ſeinen und der Königin Willen gethan. Dieſes würde ihm dann das Recht gegeben haben, ſich aufgebracht über den Prinzen von Wales zu ſtellen, und ſo hätte er dann einen Vorwand gehabt, ihn nicht nach England kommen zu laſſen. Unglücklicherweiſe hatte nun des Herrn von Dubourgeai Bericht ſeinen ganzen Plan vereitelt, ſo daß, da er ſein Geheimniß verrathen ſahe, er dem

Prinzen ſogleich den Befehl zuſchickte, zu ihm zu kommen. Er ließ zu dem Ende den hannöverſchen Obriſten Launai*) von London abreiſen, um ihn abzuhohlen. Der Prinz von Wales reiſ'te hierauf beym Weggehen von einem Ball in Begleitung des Obriſten Launai und eines einzigen Kammerdieners von Hannover ab. Unterweges gab er ſich für einen bloßen Edelmann aus, ging ſo durch Holland und ſchiffte ſich zu Helvoetsluis in das Packetboot ein, ſo daß er zu St. James ankam, ohne von Jemanden erkannt zu ſeyn. Sein Vater empfing ihn ſehr kalt. Man glaubte anfänglich, es ſey Verſtellung; aber die Folge hat gezeigt, wie ſehr ihm dieſe Kälte Ernſt war.

Unterdeſſen wurde la Mothe, den der Prinz von Wales nach Berlin geſchickt hatte, bey ſeiner Rückkunft nach Hannover in Verhaft genommen und nach der Feſtung Hameln gebracht, wo er zwey Jahre ſitzen mußte, damit man in England

*) Er iſt zu Aachen als Generallieutenant unter den hannöverſchen Truppen geſtorben.

glauben mögte, der König habe keinen Theil an ſeiner Geſandſchaft gehabt.

Das Verfahren des engliſchen Hofes brachte den König Friedrich Wilhelm ſo ſehr gegen ſeinen Schwager und deſſen ganze Familie auf, daß die Königin nicht einmal mehr den Namen des Prinzen von Wales in ſeiner Gegenwart ausſprechen durfte.

In dieſer Kriſis hatte er zu Lübben eine Zuſammenkunft mit dem Könige von Polen, in deſſen Gefolge auch der Prinz Johann Adolph von Sachſen-Weißenfels war. Der König fand ihn ganz nach ſeinem Geſchmacke, und fragte ihn gleich, ob er ſein Schwiegerſohn werden wolle. Der Prinz, der nie geglaubt hatte, daß der König ihm ſeine Tochter geben würde, bildete ſich erſt ein, der König ſcherze. Als Dieſer ihm aber verſicherte, daß es ſein völliger Ernſt ſey; antwortete er, daß er die ihm zugedachte Ehre mit vielem Danke annehme, daß er ſelbſt nach Berlin kommen werde, um der Prinzeſſin ſeine Aufwartung zu machen, und wenn er dann ſo glücklich ſey, ihre Genehmigung zu erhalten; ſo würde ſich Niemand ſe-

liger preiſen als er. Friedrich Wilhelm war mit dieſer Antwort ſehr zufrieden und ſagte ihm, er werde ſeine Tochter ſchon zum Gehorſam zu bringen wiſſen. Er erklärte hierauf ſogleich öffentlich, daß die Prinzeſſin mit dem Prinzen von Weißenfels verlobt ſey. Ja er ging bey ſeiner Abreiſe von Lübben noch weiter: er beſuchte den Prinzen auf ſeinem Schloſſe zu Dahme, behandelte ihn ganz als ſeinen Schwiegerſohn und lud ihn nach Wuſterhauſen ein, wo er die Verlobung feyern wollte. Allein dieſer ganze Plan wurde verrückt. Der König fand ſeine Tochter bey ſeiner Ankunft in Berlin in den vollen Blattern und es fehlte wenig, ſo wären die Vorbereitungen zur Hochzeit beynahe in Leichenanſtalten verwandelt worden. Der König ſagte indeſſen ſeiner Gemahlin Nichts von dem, was er dem Prinzen von Weißenfels verſprochen hatte, und es war überhaupt während der ganzen Krankheit der Prinzeſſin gar keine Rede davon.

Friedrich Wilhelm war ganz und gar nicht mit den Hofmeiſtern des Kronprinzen zufrieden, weil ſie ihm ſeiner Meinung

nach nicht gnug Neigung zum Kriegsweſen einflößten. Er beſchloß daher, die Bildung des jungen Prinzen ſelbſt über ſich zu nehmen. Er nahm ihn alſo von nun an auf allen ſeinen Reiſen mit und ſprach ihm von Nichts als Oekonomie oder Militairangelegenheiten vor. Der Prinz, der ſich mit wichtigern Dingen in ſeinen Gedanken beſchäftigte, ſchien ſich um das, was der König ihm beybringen wollte, wenig zu bekümmern. Sobald ſein Vater dieſes merkte; nahm er es ſich recht ernſtlich vor, ihn zu kränken, und behandelte ihn nunmehr mit ſolcher Strenge, daß er ihn bald zur Verzweiflung brachte.

Nachdem der König die bisherigen Hofmeiſter des Kronprinzen entfernt hatte; gab er ihm den Herrn von Rochow, Oberſten von der Kavallerie, und den Herrn von Kaiſerling, einen kurländiſchen Edelmann, zur Seite. Der Erſtere war ein Mann von guten Sitten und überall als ein ehrlicher Mann bekannt. Er hatte eine ängſtliche Höflichkeit an ſich, drückte ſich auf eine geheimnißvolle Art aus und ſchien nie deſſen,

was er ſagte oder that, gewiß zu ſeyn. Kaiſerling hingegen war lebhafter und unruhiger als ein Gaskogner. Er konnte ſprechen, wie ein Buch; und zwar Deutſch, Franzöſiſch, Italieniſch, Lateiniſch, Polniſch und Holländiſch, ja zuweilen redete er alle dieſe Sprachen auf einmal in Geſellſchaften, ſo daß es für Diejenigen, die weniger gelehrt waren als er, nöthig geweſen wäre, einige Dollmetſcher zu haben. Sein Gedächtniß diente ihm ſtatt des Verſtandes: er wollte immer Alles beſſer machen können, als ein Anderer; ſeinen Aeußerungen nach wußte er Alles Mögliche, und doch waren alle ſeine Kenntniſſe ſehr ſeicht. Allein dieſer Fehler ungeachtet hatte er ſehr liebenswürdige Eigenſchaften. Ueber ſeine Herzensgüte ging wirklich Nichts: er trieb es ſo weit damit, daß er Jedermanns Freund war, daher man ſich im Ganzen wenig aus ſeiner Freundſchaft machte. Ehre und Redlichkeit waren die Richtſchnur aller ſeiner Handlungen. Einige freye Reden hatten ihm die Feindſchaft einiger Frömmlinge zugezogen, die ihn beſchuldigten, daß er keine Religion

habe. Ob er viel vom chriſtlichen Glauben hielt, weiß ich nicht; daß er aber die Sittenlehre des Chriſtenthums ausübte, iſt gewiß, daher er auch nach ſeinem Tode allgemein bedauert wurde. Der Kronprinz war ſein großer Freund und blieb es auch noch auf dem Throne und ſo lange Kaiſerling noch lebte. Er ſowohl als Keith, ein Page des Königs, machten den einzigen Troſt des Kronprinzen aus, und in ihrem Umgange vergaß er alles Ungemach. Keith, der einen ſanften, mitleidsvollen und an dem Schickſale der Unglücklichen theilnehmenden Charakter hatte, konnte die Strenge, mit welcher der König den Kronprinzen behandelte, nicht ohne inniges Mitgefühl ſehen. Ueberdem wünſchte er ſehr, eine bedeutendere Rolle in der Welt zu ſpielen und ein glänzenderes Glück zu machen. Es war daher natürlich, daß die Beweiſe der Güte von Seiten des Kronprinzen gegen ihn eben ſo viele Bande waren, die ihn immer mehr an ſeine Perſon feſſelten. Er gab ihm unter Andern von Allem Nachricht, was bey dem

Könige vorging, wodurch derſelbe manchem Ungemach zu entgehen wußte.

Wollte ich in dieſen Memoiren mich ganz genau an die Zeitfolge binden; ſo hätte ich das Jahr mit der Beſchreibung einer großen Jagdparthie anfangen müſſen, welche den 15. Januar unweit Köpenik gehalten wurde. Der König wurde bey dieſer Gelegenheit von einem wilden Schweine verwundet und hätte das Leben dabey verliehren können, wenn ihm nicht einige Jäger zu Hülfe gekommen wären. Dieſe Arten von Jagden waren immer die gefährlichſten und es wurden Wenige vollendet, ohne daß dabey Jemand getödtet oder wenigſtens verwundet wurde. In ein viereckigtes Gehege von 6 bis 700 Schritten, das von Leinen eingeſchloſſen war, ließ man oft zwey oder dreyhundert wilde Schweine von jedem Alter und jeder Größe einlaufen. Hier erwarteten ſie die Jäger, je zwey und zwey, mit ihren Fangeiſen und hielten ſie ihnen vor, ſobald ſie auf ſie loskamen. Verfehlten ſie das Thier, oder zerbrach etwa das Fangeiſen; ſo wurden ſie oft über den Haufen geſtoſſen und von dem

verwundeten Schweine übel zugerichtet. Zuweilen nöthigte der König auch wohl ſeine Pagen oder Jäger, die Gröſten unter denſelben anzugreifen, ſie bey den Ohren zu faſſen und auf Gefahr ihres Lebens ſo lange feſtzuhalten, bis er dazu kommen und es mit dem Fangeiſen tödten konnte. Die beyden Pagen oder Jäger, die ſich am meiſten der Gefahr ausſetzten, erhielten große Lobſprüche; Diejenigen hingegen, die ihr Leben für eine beſſere Gelegenheit aufſparen wollten, wurden für Feige erklärt. Daher kam es, daß viele Perſonen einen verſtümmelten Körper hatten.

Von Köpenik begab ſich der König nach Pommern ebenfalls zur wilden Schweinejagd, wo er in dieſem Winter 1882 Stück erlegte, unter denen 300 von außerordentlicher Größe waren. In den Wäldern der Churmark waren ſchon 1720 Stück getödtet worden. Er mußte indeſſen das Vergnügen, das er auf dieſer Jagd genoß, ſehr theuer bezahlen. Er pochte nemlich zu ſehr auf ſeine ſtarke Natur und trotzte der ſtrengen Jahrszeit zu unüberlegt. Er reiſ'te von

dem Orte, wo er ſich befand, des Morgens um 5 Uhr ab und machte zwey oder drey Meilen in einem offenen Wagen, um nach dem beſtimmten Platze zu kommen. Die Jagd hob mit Anbruch des Tages an und dauerte bis um 3 oder 4 Uhr Nachmittags. Oft aß er unter freyem Himmel zu Mittag und das ganze Mahl beſtand wohl in Nichts als gefrornem Fleiſche. Dadurch zerrüttete er ſeine Geſundheit; allein er bemerkte es nicht ehe, als bis ihn die heftigſten Schmerzen nöthigten, das Bett zu hüten.

Schon drey Jahre vorher hatte er einige Anfälle vom Podagra gehabt: da die Schmerzen aber nicht ſehr heftig geweſen waren und er ſeit der Zeit auch keine weitern Folgen davon geſpührt hatte; ſo dachte er gar nicht daran, daß ſie wieder kommen könnten. Allein in dieſem Jahre bekam er nur zu große Gewißheit von der Wirklichkeit dieſes Uebels. Es traten die heftigſten Schmerzen ein und zwangen ihn zu einer gänzlichen Unthätigkeit, die für einen Fürſten von ſeinem Charakter eine wahre Marter war. Dadurch wurde er bald ungeduldig und verdrüßlich, welches

Diejenigen büßen mußten, die in dieſen trau-
rigen Augenblicken um ihn zu ſeyn verpflich-
tet waren. Man muß indeſſen auch geſte-
hen, daß ſeine natürliche Billigkeit es nicht
zuließ, daß er lange böſe blieb, und daß,
ſobald der Schmerz nachließ und er nun über
die angethanen Kränkungen nachdenken konn-
te, er ſogleich eilte, dieſelben durch einige
verbindliche Worte oder wohl ſelbſt durch Be-
lohnungen wieder gut zu machen.

Während der 5 oder 6 Wochen, daß die-
ſer heftige Anfall dauerte, ermangelte er je-
doch nicht, eben ſo, als wenn er geſund ge-
weſen wäre, zwey Stunden des Vormittags
den Regierungsgeſchäften zu widmen, wel-
ches er gewiß nie zwey Tage hinter einander
unterließ. Er brachte mehrere Nächte ganz
ſchlaflos zu und konnte ſich erſt gegen 4 oder
5 Uhr des Morgens des Schlummers, der
ihn alsdann überfiel, ein wenig zu Nutze
machen. Sobald er dann erwachte; nahm
er ſeine Geſchäfte vor und ertheilte oder un-
terzeichnete die nöthigen Befehle. Um Mit-
tag erhob er ſich aus dem Bette, wenn ſein
Zuſtand es ihm erlaubte, und ſetzte ſich mit

der Königin und ſeinen Kindern zu Tiſche. Nach Endigung der Mahlzeit legte er ſich, je nachdem ſein Befinden war, wieder ins Bett, wo er ſich mit Mahlen oder Zeichnen die Zeit vertrieb. Er hatte alsdann immer einen Mahler bey ſich, der ihm die Farben zubereitete, und dieſes war hernach ſeine gewöhnliche Beſchäftigung, ſo oft er das Podagra hatte. Auf jedem Gemählde, das er bey dieſer Gelegenheit verfertigte, ſteht der Tag, der Monat und das Jahr, wo es beendigt worden, nebſt den Worten: Fridericus Wilhelmus in tormentis pinxit. Der jetzige Marſchall, Herr von Bodenbrock, und der damahlige Obriſt, Herr von Derſchau *), waren den ganzen Tag in ſeinem Zimmer, in welches Niemand ungerufen kommen durfte. In den Augenblicken der Ruhe mogte er gern ſeine Familie um ſich haben; aber Jedes von ſeinen Kindern mußte ſich mit Etwas beſchäftigen. Die Unterredungen, die er während ſeiner Krankheit mit den Perſonen, die er ſeines Ver-

*) Er ſtarb als Feldmarſchall und Chef eines Infanterieregiments.

trauens würdigte, hatte, betrafen hauptſächlich Züge aus der Geſchichte, verſchiedene Einrichtungen, politiſche Betrachtungen über die Zeitläufte und endlich die Staatswirthſchaft und Verwaltung der Ländereyen; zuweilen war es auch wohl erlaubt, weniger ernſthafte Geſpräche zu führen: mit unter mißbrauchte man auch dieſe Erlaubniß, worüber der König aber nicht ungehalten war, wenn nur die Königin und die Prinzeſſinnen nicht zugegen waren.

Ich habe mich bey dieſer Materie etwas länger aufgehalten, weil das Podagra eine periodiſche Krankheit iſt, die nach einem kürzern oder längern Zwiſchenraume wieder kömmt. Da nun der König in der Folge ebenfalls mehrere Anfälle davon hatte; ſo brauche ich hernach nicht wieder zu ſagen, wie er dieſe traurige Zeit, wo die Krankheit ihn im Bette oder im Zimmer hielt, zubrachte.

Um dieſe Zeit ungefehr ſchickte der Markgraf von Anſpach ſeinen Geheimenrath Bremer nach Berlin, um wegen ſeiner Vermählung mit der Prinzeſſin Friedrike Louiſe, der zweyten Tochter des Königs,

zu unterhandeln. Als der Markgraf ſicher war, daß ihm die Prinzeſſin nicht würde verweigert werden; ſchrieb er an den König und bat ihn, ihm eine Zeit zu beſtimmen, wo er nach Berlin kommen könne, um ſeine Verlobung und hernach die Vermählung zu feyern. Derſchau, Generaladjutant des Königs, brachte ihm die Antwort nach Anſpach und erhielt den Auftrag, dem Markgrafen wegen dieſer Verbindung Glück zu wünſchen.

Der Graf von Seckendorf, der einen Bruder und einen Vetter in Anſpach hatte, überreichte dem Könige den Brief des Markgrafen. In demſelben lag ein anderer für die Prinzeſſin Friedrike Louiſe. Der König war im Bette. Die Königin, die königlichen Kinder und verſchiedene Perſonen von Stande waren im Zimmer. Nachdem der Graf von Seckendorf dem Könige und der Königin die Briefe des Markgrafen übergeben hatte; überreichte er auch der Prinzeſſin den Ihrigen. Die Prinzeſſin nahm ihn zwar an, reichte ihn aber ſogleich dem Könige hin, der ihn wieder der

Königin gab, um ihn herzuleſen, welches ſie auch mit lauter Stimme that. Der König ſagte hierauf zur Prinzeſſin, es ſey jetzt noch Zeit, ihre Erklärung von ſich zu geben; ſie ſolle ihm alſo ganz frey ſagen, ob ſie lieber nach Anſpach gehen oder bey ihm bleiben wolle; wenn ſie, ſetzte er hinzu, die letzte Parthie ergriffe; ſo würde er Sorge tragen, daß ſie ſo viel bekomme, um lebenslang ein reichliches Auskommen zu haben. Dieſes Compliment ſetzte die Prinzeſſin in einige Verlegenheit. Sie erröthete. Als ſie ſich von ihrem erſten Erſtaunen wieder erhohlt hatte; küßte ſie dem Könige die Hand und ſagte ihm, daß, wenn er es ſo gut fände, ſie nach Anſpach gehen wolle. Der König billigte ihre Aufrichtigkeit, gab ihr ſeinen Segen und wünſchte ihr tauſendfaches Glück zu ihrem Vorhaben.

Nachdem der König von dieſem hartnäckigen Anfalle wieder hergeſtellt war; brachte er einige Wochen in Potsdam zu. Der Markgraf von Anſpach kam in der Mitte des May auch dahin. Bey ſeiner Ankunft wollte er dem Könige die Hand küſſen; al-

lein dieſer zog ſie zurück und umarmte ihn mit Zärtlichkeit. Er führte ihn hierauf zur Königin, wo der junge Prinz ſeine Braut zum erſten Male ſahe. Den folgenden Tag wurde die Verlobungsceremonie gefeyert und einige Tage darauf die Hochzeitfeyer ſelbſt vollzogen, wobey mehr Pracht herrſchte, als Friedrich Wilhelm ſonſt bey ſeinen Luſtbarkeiten zu zeigen pflegte. Da er aber die Prinzeſſin unter allen ſeinen Kindern am meiſten liebte; ſo wollte er dieſes Mal Nichts ſparen. Sonderbar war es, daß die Prinzeſſin zwey Tage vor ihrer Vermählung zur lutheriſchen Kirche überging. Der König hatte dieſes ſo gewollt, weil der Markgraf ſich zu dieſer Kirche bekannte, gleichſam als ob derſelbe es ſich nicht zur Ehre hätte rechnen müſſen, ſeine Tochter zur Gemahlin zu bekommen, ſie mögte auch eine Religion haben, welche ſie wolle. Allein der König glaubte, daß es zu einer guten Ehe nothwendig ſey, daß der Mann und die Frau einerley Religion hätten. Ueberdem war es ihm auch angenehm, öffentlich zu zeigen, daß nach ſeiner Meinung die beyden proteſtanti-

ſchen Religionen in Anſehung der Grundleh-
ren gar nicht von einander verſchieden ſeyen.

Im Monat Junius wäre es beynahe zu einem offenbaren Bruch zwiſchen dem Könige Friedrich Wilhelm und dem Könige Georg II. von England, als Churfürſten von Hannover, gekommen. Das Mißverſtändniß hatte ſchon im Jahre 1726. noch zur Zeit Georgs I. ſeinen Anfang genommen. Nach dem Tode Deſſelben hatten die Mißhelligkeiten unter ſeinem Sohne Georg II. durch die zwiſchen Letzterm und dem Könige von Preußen beſtehende natürliche Antipathie immer mehr und mehr zugenommen. Einige Gewaltthätigkeiten, welche die preußiſchen Werber auf hannöverſchem Gebiete verübten, brachten die Sache immer mehr in Gährung. Der König von England hatte mehrmals Klagen darüber bey Friedrich Wilhelm geführt, aber ſtets nur unbeſtimmte Antwort darauf erhalten. Er hatte alſo endlich ein Edikt bekannt machen laſſen, durch welches er den Hannoveranern befahl, alle preußiſche Soldaten, die ſich in den Churlanden ſehen laſſen

würden, in Verhaft zu nehmen. Friedrich Wilhelm wußte ſich vor Zorn nicht zu laſſen, als er den Inhalt des Edikts erfuhr. Er ließ ſogleich 19 Regimenter ſowohl Infanterie als Kavallerie zuſammenſtoßen und ſie bis an die Elbe vorrücken. Auch der König Georg verſammlete ſeine Truppen und verſtärkte ſie durch die in Sold habenden Heſſen und Dänen. Unterdeſſen gaben beyde Könige Manifeſte heraus, um ihre Rüſtungen zu rechtfertigen. Friedrich Wilhelm mußte aber zu ſeinem Leidweſen wahrnehmen, daß das Publikum wider ihn war. Seine Nachbarn beklagten ſich, daß die Werber ihnen ihre ſchönſten jungen Leute entführten; daß ſie ihre Unterthanen nie wieder zurückkommen ſähen; daß dieſelben lauter Sklaven wären und daß es Denen, die man für Geld anwerbe, nicht beſſer ginge; daß die Cartelle wegen der Deſerteurs nicht gehalten würden, indem der König die gut gewachſenen Leute behalte und nur die Untauglichen zurückſchicke; daß endlich kein einziger Mann von einer anſehnlichen Größe mehr ſeiner Freyheit ſicher wäre und daß es ſchiene,

der König habe ein Recht, die Unterthanen anderer Fürſten zu rauben.

Der König gab vor, die Regierung zu Hannover ſchikanire ihn wegen der Grenzen ſeiner Staaten; die Werbungen, über die man ſich beſchwere, ſeyen wider ſeinen Willen geſchehen; er habe ſich erboten, die Urheber derſelben zu beſtrafen, wenn man ſie ihm mit Zuverläßigkeit angeben könnte; dagegen habe man ihm Rekruten auf dem hannöverſchen Gebiete angehalten, unter dem nichtigen Vorwande, es ſeyen Hannoveraner, ob man gleich habe erweiſen können, daß kein einziger Unterthan des Königs von England darunter geweſen ſey, u. ſ. w.

Man kam indeſſen mitten unter den Kriegsrüſtungen dem völligen Ausbruche der Feindſeligkeiten noch zuvor. Es traten nemlich gemeinſchaftliche Freunde ins Mittel. Die beyden Könige wurden darauf einig, Bevollmächtigte nach Braunſchweig zu ſchicken, wo es durch die Vermittlung der Herzoge von Braunſchweig und Gotha endlich zu einem Vergleiche kam. Der Erſtere war Vermittler von Seiten des Königs

von England und der Zweyte von Seiten Friedrich Wilhelms. Wenn nun gleich dieſe Unterhandlung zwiſchen den beyden Höfen keine vollkommene Freundſchaft zu Stande brachte; ſo verhinderte ſie doch wenigſtens einen öffentlichen Ausbruch, der für die Ruhe Deutſchlands nicht anders als von traurigen Folgen hätte ſeyn müſſen.

Die Königin wollte nunmehr aus der Ausſöhnung der beyden Könige ihren Vortheil ziehen und ſetzte daher die Unterhandlungen wegen der Doppelheirath wieder in Bewegung. Der Kronprinz wünſchte dieſelbe jetzt mehr als jemals, weil er hofte, mehr Freyheit zu genießen, wenn er vermählt wäre. Die Königin bediente ſich dazu des engliſchen Geſandten, Herrn von Dubourgeai. Der Miniſter erhielt auch von ſeinem Hofe eine ſo günſtige Antwort, daß die Königin der Erfüllung ihrer Wünſche ſchon ganz nahe zu ſeyn glaubte, wenn ſie nur dem Könige ſeinen Widerwillen gegen eine Verbindung mit Hannover benehmen könnte. Sie überredete ſich bald, die Sache ſey nicht unmöglich, wofern ſie nur den erſten Kam-

merdiener des Königs, Namens Eversmann, in ihr Intereſſe ziehen könnte. Dieſer Mann war aber ſchon dem Herrn von Grumbkow und dem Grafen von Seckendorf verkauft. Die Königin erniedrigte ſich indeſſen ſo weit, daß ſie ihm 1000 Dukaten gab. Er nahm ſein Geld an; allein ſtatt ihr nunmehr zu dienen, zeigte er dem Könige an, daß ſeine Gemahlin mit den engliſchen Miniſtern in Unterhandlungen ſtehe. Man kann ſich leicht denken, daß der König höchſt aufgebracht über dieſe Nachricht wurde. Da die Königin nicht mit in Potsdam war; ſo ſchickte er den Herren von Finck, von Borck und von Grumbkow den Befehl zu, ſich zur Königin zu verfügen und ihr zu ſagen, daß er ihrer Intriguen, die ſie mit dem engliſchen Hofe ſpiele und die ihm und ſeiner Familie nur zur Unehre gereichten, endlich müde ſey; daß er ihr hiermit geradezu verböte, ſie weiter fortzuſetzen; daß er jetzt verlange, daß ſie ſich entſchließe, ihre Tochter jedem Andern als dem Prinzen von Wales zu geben und daß er endlich aus einem Ueberreſte von Freundſchaft

für ſie ihr noch die Freyheit laſſen wolle, unter dem Markgrafen von Schwedt und dem Prinzen von Weißenfels für ihre Tochter zu wählen. Zugleich ließ er ihr noch eröfnen, daß ihre Einwilligung allein ihr ſeine Freundſchaft erhalten könne und daß, im Fall ſie dieſelbe verweigere, er feſt entſchloſſen ſey, gänzlich mit ihr zu brechen und ſie nebſt dem Kronprinzen, den er nicht weiter für ſeinen Sohn erkennen würde, nach Brandenburg zu verweiſen.

Bey dieſem Befehle befand ſich ein Billet des Königs an die drey Generale, denen er den Auftrag gegeben hatte, der Königin ſeinen Willen zu eröfnen. In demſelben hieß es: Thut eure Schuldigkeit als treue Diener, und verſuchet alle Mittel, meine Gemahlin dahin zu bringen, daß ſie ſich meinem Willen unterwirft. Ich werde es euch jederzeit Dank wiſſen. Thut ihr es aber nicht; ſo ſollet ihr nebſt euren Kindern es gewiß empfinden.

Die drey Generale entledigten ſich ihres Auftrags mit aller der Königin ſchuldigen

Ehrfurcht. Sie baten ſie, ſich den Wünſchen des Königs zu fügen und der Verbindung mit England zu entſagen. Die Königin antwortete, daß ſie ſehr gut wiſſe, was eine Frau ihrem Manne, und noch beſſer, was ſie dem Könige ſchuldig ſey. Sie werde es ſich jederzeit zur Ehre anrechnen, ihm in allen billigen Stücken Gehorſam zu leiſten: nie aber werde ſie ihre Tochter zwingen, einen Gemahl unter zweyen Prinzen zu wählen, die, wie ſie wiſſe, ihr zuwider ſeyen, oder jüngere Prinzen einem Erben dreyer Kronen vorzuziehen; ſie fürchte übrigens die Verbannung nach Brandenburg nicht im Geringſten; denn das Tadelnswürdige dieſer Handlung werde ganz auf den König zurückfallen; er könne thun, was ihm beliebe; ſie hingegen ſey feſt entſchloſſen, nie gegen das Intereſſe ihrer Kinder zu handeln. Alles, was ſie thun könne, ſey dieſes, daß ſie nach England ſchreibe und von ihrem Bruder eine kathegoriſche Antwort verlange: wenn dieſe Antwort ungünſtig ausfalle; ſo würde ſie ihre Einwilligung dazu geben, ihre Tochter zu vermählen, wofern man ihr an-

nehmlichere Parthien als die jetzigen vorſchla=
gen könne.

Die Königin, die eben ſchwanger war und mit ziemlicher Heftigkeit geredet hatte, befand ſich hierauf nicht wohl. Man rief alſo ihre Frauenzimmer herbey, die ſie wieder zu ſich ſelbſt brachten. Sie ſagte, man hätte ihrer ſchonen ſollen, und verlangte Papier, nebſt Feder und Dinte, worauf ſie an den König ſchrieb und ihn bat, daß er ſie nicht aufs Aeußerſte bringen, noch ſeine Tochter unglücklich machen mögte. Der König ſchickte am folgenden Tage die drey Generale von Neuem zu ihr, um ihr zu erklären, daß er von einer Verbindung mit England durchaus nichts mehr wiſſen wolle, ſondern ihr befehle, Einen von den beyden vorgeſchlagenen Prinzen zu wählen und ihre Tochter dahin zu bringen, denſelben zu ihrem Gemahl zu nehmen. Die drey Generale fügten zu den vorigen Drohungen noch hinzu, daß, wenn die Prinzeſſin es wagen würde, ſich dem Willen des Königs zu widerſetzen, ſie in irgend ein Schloß eingeſperrt werden und aus demſelben nie wieder heraus kommen,

auch der Kronprinz eine noch weit härtere Behandlung als bisher erfahren werde. Allein alle dieſe Drohungen machten keinen Eindruck auf die Königin. Sie antwortete, der König könne ihr das Leben nehmen, werde ſie aber nie vermögen, in das Unglück ihrer Tochter zu willigen. Weiter konnten die Abgeſandten Nichts von ihr erhalten.

Nachdem ſie ſich bereits entfernt hatten; ließ die Königin den Herrn von Borck zurückrufen und ſagte ihm, ſie wolle in dieſem Augenblick vergeſſen, daß er ein Miniſter des Königs ſey; ſie betrachte ihn jetzt als ihren Freund und als einen Mann, den ſie als einen aufrichtigen Anhänger des königlichen Hauſes kenne; ſie frage ihn alſo jetzt um Rath und verſpreche ihm, denſelben zu befolgen. Der Herr von Borck antwortete ihr darauf, er glaube, Alles, was ſie thun könne, ſey, daß ſie Zeit zu gewinnen ſuche, um unterdeſſen die wahren Geſinnungen des Königs von England in Anſehung der Heirath des Prinzen von Wales zu erfahren: bis dahin, ſey er der Meinung, wage man Nichts, wenn man dem Könige einen dritten

Schwiegerſohn in Vorſchlag bringe, und das könne der Erbprinz von Bareuth ſeyn: es ſey zwar dies im Grunde ebenfalls keine ſonderliche Parthie für die Prinzeſſin; allein doch immer noch ungleich vortheilhafter, als die vorgeſchlagenen.

Die Königin pflichtete der Meinung des Herrn von Borck bey und gab ihm zugleich den Auftrag, mit dem Könige darüber zu ſprechen. Er nahm es auch über ſich; konnte aber denſelben von dem Vortheilhaften dieſes Vorſchlages nicht überzeugen. Der König gerieth mehr wie jemals gegen die Königin in Zorn. Er kam ſelbſt nach Berlin mit dem feſten Entſchluſſe, ſie zum Gehorſam zu bringen. Gleich nach ſeiner Ankunft ging er in das Zimmer ſeiner Gemahlin und ſagte mit drohender Stimme zu ihr, er komme, ihren letzten Entſchluß zu vernehmen; er ſey aller ihrer Kabbalen müde, und ſie müſſe ſich jetzt für Einen der beyden vorgeſchlagenen Prinzen erklären, indem ihre Tochter nothwendig Einen von ihnen nehmen müſſe. Der Himmel ſoll mich bewahren, antwortete ihm die Königin, daß ich

meine Tochter einem Eigenſinne aufopfern ſollte, der wieder vergehen wird, und worüber Sie mir einſt Vorwürfe machen würden, daß ich mich demſelben nicht widerſetzt hätte. Der König verſetzte darauf, daß, da er ſie nicht zur Vernunft bringen könne, er jetzt fortgehe, um die Sache mit dem Markgrafen von Schwedt in Richtigkeit zu bringen. Er ließ auch wirklich anſpannen und fuhr zur Mutter dieſes Prinzen, um für ſeine Tochter um ihren Sohn anzuhalten. Die Markgräfin fragte ihn ſogleich, ob die Königin und die Prinzeſſin auch damit zufrieden ſeyen. Er antwortete, Nein; es thue aber Nichts zur Sache, denn er werde ſie ſchon zur Vernunft zu bringen wiſſen. Die Markgräfin erwiderte darauf, daß ſie von der Gnade, die der König für ihren Sohn habe, durchdrungen ſey; daß ſie aber auch nie zugeben werde, daß ihr Sohn ſich mit der Prinzeſſin wider derſelben und der Königin Willen vermähle; daß, wenn ſie nur im Geringſten merken würde, ihr Sohn ſey fähig, die Ehrfurcht, die er der Königin und

der Prinzeſſin ſchuldig ſey, aus den Augen zu ſetzen, ſie ihn nicht mehr für ihren Sohn erkennen und ihn nie wieder vor ſich kommen laſſen werde. Der König, der ſich einer ſolchen abſchlägigen Antwort gar nicht verſehen hatte, fragte die Markgräfin, ob ſie denn die Prinzeſſin lieber mit dem Prinzen von Weißenfels vermählt ſehen wolle. Ihre Tochter gehört Ihnen, Sire, verſetzte ſie; Sie können ſie Einem nach Ihrem Belieben geben; Das aber ſoll man niemals ſagen können, daß mein Sohn ſie unglücklich gemacht habe. Da der König ſahe, daß er nichts über die Markgräfin gewinnen würde; kehrte er zur Königin zurück und ſagte ihr, daß die Markgräfin ihre Tochter für ihren Sohn nicht haben wolle und daß ſie ſich alſo noch glücklich ſchätzen müſſe, wenn der Prinz von Weißenfels ſie nehmen wolle. Die Königin, die den Markgrafen von Schwedt im Nothfalle doch noch lieber als den Prinzen von Weißenfels zum Schwiegerſohne hätte haben mögen, wendete nun Thränen und Bitten an, um ihn zu überreden, nicht

weiter an dieſen Prinzen zu denken: allein es war Alles vergeblich. Sie ſagte ihm endlich in der Verzweiflung, daß, da er glaube, das Wohl des Staats und ſeine perſönliche Ruhe ließen es nicht zu, ſeine Kinder mit Perſonen aus dem großbritanniſchen Hauſe zu vermählen, ſie auch der Sache in ihren Gedanken nicht weiter Raum geben wolle. Dagegen aber ſolle auch Er verſprechen, ſeine Tochter weder dem Markgrafen von Schwedt, noch dem Prinzen von Weißenfels, geben zu wollen, und ſie werde alsdann zu einer jeden andern Verbindung ihre Einwilligung geben. Giebt es denn noch andere Parthien für Ihre Tochter? fragte der König. Da iſt der Erbprinz von Bareuth, antwortete die Königin. Er gehört zu Ihrem Hauſe und wird einſt regierender Herr. Er iſt ungefehr in Einem Alter mit Ihrer Tochter und ich glaube, daß er in aller Abſicht den beyden von Ihnen gewählten Prinzen vorzuziehen iſt. Der König erwiederte endlich, er ſey es zufrieden; allein er werde

die Prinzeſſin nicht ausſtatten; ſie möge ſelbſt für die Mitgift und die Hochzeitkoſten Sorge tragen. Die Königin willigte vor Freuden in Alles.

Den folgenden Tag ſchrieb der König an den Markgrafen von Bareuth und ſagte ihm, daß er ihm ſeinen Sohn ſchicken ſolle. Da er aber dieſes Briefes gegen den Grafen von Seckendorf und den Herrn von Grumbkow erwähnte; redeten dieſe es ihm wieder aus und die Sache blieb auf ſich beruhen. Die Königin hatte aber doch wenigſtens Dieſes gewonnen, daß er ſie nicht weiter mit den beyden andern Prinzen quälte.

Der Kummer, den die Königin ſeit einiger Zeit gehabt hatte, äußerte einen ſtarken Einfluß auf ihre Geſundheit, ſo daß ſie ſehr gefährlich krank wurde. Man ſchickte daher einen Courier an den König, der zu einer heimlichen Zuſammenkunft mit dem Könige von Polen abgereiſet war. Er kam ſogleich in der gröſten Eil zurück und fand die Königin faſt ohne alle Hofnung der Geneſung. Er war darüber in der lebhafteſten Verzweiflung, beſonders, da ſie es ihm gar nicht verhehlte,

hehlte, daß lediglich der Kummer, den er ihr verurſacht habe, ſie in dieſen Zuſtand verſetzt habe. Er bat ſie um Verzeihung, verſprach ihr, Alles wieder gut zu machen und beſchwor die Aerzte, ihre ganze Kunſt aufzubieten, um ihr Leben zu retten. Der Erfolg entſprach endlich ſeinen Wünſchen. Sie ward wieder geſund; aber nur, um bald neuen Kummer zu empfinden.

Es war der Königin endlich geglückt, die Einwilligung des Königs und der Königin von England zur Doppelheirath zu erhalten. Der Ritter Hotham kam deswegen nach Berlin und hatte beym Könige in Charlottenburg Audienz. Er begehrte die älteſte Tochter deſſelben für den Prinzen von Wales und fügte hinzu, daß der König, ſein Herr, und die ganze engliſche Nation das Vertrauen hätte, er werde, da ſie ihm dieſen Freundſchaftsbeweis gäben, auch ſeinerſeits in die Vermählung des Kronprinzen mit der engliſchen Prinzeſſin Amalie willigen, um ſo mehr, da der König von England es zufrieden ſey, daß die Vermählung des Prinzen von Wales zuerſt

vollzogen werde, und es dem Könige gänzlich überlaſſe, auf welche Zeit er die zweyte Vermählungsfeyer anſetzen wolle. Der König war ganz außer ſich vor Freuden. Er that dem Ritter Hotham die Ehre an, ihn zu umarmen, verſicherte ihn, daß er von Stund an gut engliſch geſinnt, und ein treuer Bundesgenoſſe des Königs von England ſeyn werde. Er bewilligte ſeine Tochter dem Prinzen von Wales; berührte aber die Vermählung des Kronprinzen mit keinem Worte. Hotham bemerkte Dieſes und wollte ihn gern zu einer Erklärung zwingen: allein der König ließ ihm nicht Zeit dazu, ſondern lief in ſein Kabinett und ſchrieb der Königin ein Billet, durch welches er ihr bekannt machte, daß ihre Tochter doch noch Prinzeſſin von Wales werden werde. Bald darauf ſetzte man ſich zur Tafel. Hotham hatte die Ehre, mit dem Könige zu ſpeiſen. Friedrich Wilhelm ſchien ſehr aufgeräumt und vergnügt zu ſeyn und brachte die Geſundheit des Prinzen von Wales und ſeiner Braut aus. Alle, die bey der Tafel zugegen waren, ſtanden hierauf auf und ſtatteten ihren Glück-

wunſch ab. Der engliſche Geſandte war der Einzige, der kein Wort dazu ſagte: er ſchien vielmehr über Das, was er hörte, ſehr beſtürzt zu ſeyn. Die Mahlzeit dauerte ſehr lang und es wurde ſtark dabey getrunken. Als der König endlich aufgeſtanden war; begehrte der Geſandte eine zweyte Audienz vom Könige. Der König, der im Begriff war, nach Potsdam zu reiſen, ſagte ihm, daß ſein Wagen ſchon auf ihn warte, und daß ſie ein anderes Mal von Geſchäften ſprechen wollten, denn heut müßte man ſich nur der Freude überlaſſen. Hotham ließ ſich dadurch nicht abweiſen. Da er ſahe, daß der König ihn nicht unter vier Augen ſprechen wollte; ſagte er ihm geradezu, er ſehe ſich in die Nothwendigkeit verſetzt, den König zu bitten, von der Vermählung ſeiner Tochter mit dem Prinzen von Wales Nichts weiter bekannt werden zu laſſen, weil dieſelbe nie ſtatt haben werde, wenn er nicht vorher die Erklärung von ſich gäbe, daß ſich der Kronprinz mit der engliſchen Prinzeſſin verbinden ſolle. Der König, der ſich nicht gern beſtimmt darüber erklären wollte, ſagte, daß er ſich für

jetzt nicht länger aufhalten könne, daß er aber nach dreyen Tagen nach Berlin kommen werde, wo ſie Alles beendigen wollten.

Der König kam auch wirklich nach Verlauf dieſer Zeit zurück. Er ging zur Königin; allein anſtatt ihr Etwas von der Doppelheirath zu ſagen, eröfnete er ihr, daß er ſeine dritte Tochter, Charlotte, mit dem Prinzen Karl *) von Braunſchweig-Bevern vermählen wolle. Die Königin, in deren Augen eine jede andere Verbindung außer der Engliſchen unwichtig war, verſetzte, daß er Herr ſey, zu thun, was ihm beliebe, und daß ſie Nichts darwider habe. Zugleich aber konnte ſie ihm ihre Verwunderung nicht bergen, daß er ihr nicht ſagte, wie weit er mit dem Ritter Hotham gekommen ſey. Er antwortete ihr aber ganz trotzig, er habe wichtigere Dinge im Kopfe als die Heirath ſeiner Tochter, und er werde daran denken, ſobald er Zeit dazu haben werde.

Am folgenden Tage ſprach er indeſſen den Herrn Hotham, der ihm wiederhohlte,

*) Der jetzt regierende Herzog von Braunſchweig.

was er ihm in Charlottenburg in Betreff der Doppelheirath geſagt hatte und fügte noch hinzu, der König von England begehre auch, daß, ehe irgend Etwas unterzeichnet würde, der König den Herrn von Grumbkow verabſchieden ſolle, weil er denſelben als ſeinen perſönlichen Feind betrachte und wiſſe, daß er mit Nichts umgehe, als ein Mißverſtändniß zwiſchen den beyden Höfen zu unterhalten. Er beſchuldigte ihn zugleich der Treuloſigkeit und ſagte, er mache ſich anheiſchig, das, was er geſagt habe, durch Briefe zu beweiſen, die Grumbkow an den preußiſchen Reſidenten Reichenbach in London geſchrieben habe und die aufgefangen worden ſeyen. Hierauf erklärte er, daß, wenn der König ſeinem Herrn dieſe Gnugthuung geben wolle, derſelbe es zufrieden ſey, daß die Vermählung des Prinzen von Wales mit der Prinzeſſin von Preußen ſogleich vor ſich gehe, jedoch bleibe es immer eine Hauptbedingung, daß die Verlobung des Kronprinzen mit der Prinzeſſin von England zu gleicher Zeit geſchehe. Ueberdem erklärte er noch, daß der König

von England keine Mitgift für die künftige Prinzeſſin von Wales verlange, ſeiner Tochter aber 100,000 Pfund Sterling zum Brautſchatz mitgeben wolle.

Der König hatte der Rede des Geſandten mit einer ihm ſonſt nicht gewöhnlichen Geduld zugehört. Er verſetzte endlich darauf, daß, wenn man ihn von der Treuloſigkeit des Herrn von Grumbkow durch eigenhändige Briefe deſſelben überführen könnte, er in ſeine Entfernung willige: was aber die Vermählung ſeines Sohnes betreffe, ſo könne dieſelbe in Rückſicht der groſzen Jugend dieſes Prinzen noch nicht vollzogen werden; zu der Verbindung ſeiner Tochter mit dem Prinzen von Wales aber biete er gern die Hand. Der Geſandte erwiederte ſogleich, daß die Eine Vermählung ohne die Andere gar nicht ſtatt finden könne. Nun, ſo ſey es denn drum, ſagte der König endlich; ich bin es zufrieden; jedoch unter der Bedingung, daß der König von England meinen Sohn zum Statthalter von Hannover mache und derſelbe in dieſer Eigenſchaft mit ſeiner Gemahlin ſich in dieſer Stadt aufhalte,

bis er durch meinen Tod zu meinem Throne gelangt. Hotham antwortete darauf, seine Instruktionen autoriſirten ihn nicht, hierüber Etwas zu beſtimmen: er werde indeſſen einen Courier an ſeinen Hof ſchicken, um die Geſinnungen ſeines Königs darüber zu vernehmen.

Der Herr von Grumbkow benutzte die Zwiſchenzeit von der Abreiſe bis zur Zurückkunft des engliſchen Couriers zu ſeinem Vortheile. Seine Freunde mußten unterdeſſen aus allen Kräften arbeiten, um das ihn bedrohende Ungewitter abzuwenden. Am eifrigſten diente ihm der Graf von Seckendorf. Er überredete den König, Georg II. beſtehe auf die Entfernung des Herrn von Grumbkow bloß auf Anſuchen der Königin, die dieſen Miniſter gern über die Seite geſchaft wiſſen wollte, weil ſie alsdann mehr Gewalt und mehr Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten zu bekommen hoffe: Was der engliſche Miniſter durch aufgefangene Briefe gegen ihn beweiſen zu wollen vorgebe, ſey eine bloße Erdichtung; denn wahrſcheinlich ſeyen dieſelben eben ſo untergeſchoben,

wie die von dem elenden Clement vorgebrachten; die ganze Sache laufe auf eine Kabbale hinaus, die man geſchmiedet habe, um ihm einen guten Miniſter zu rauben. Der König, deſſen Redlichkeit man leicht hintergehen konnte, glaubte Alles, was Seckendorf ihm ſagte: ſeine Abneigung gegen den König von England nahm dadurch immer mehr zu und er erklärte nun der Königin, daß ſeine Tochter immerhin nach England gehen möge; ſein Sohn aber ſolle nie eine Engländerin heirathen. Vergebens ſuchte die Königin ihm zuzuſprechen: ſie ſagte ihm ganz freymüthig, ſie ſehe wohl, daß die beyden Emiſſarien des wiener Hofs, der Herr von Grumbkow und der Graf von Seckendorf, ihn ſtets von einer Verbindung mit dem engliſchen Hauſe abzuhalten ſuchen würden: aber er könne verſichert ſeyn, daß Alles, was dieſe Leute thäten, darauf abzwecke, ihn in eine gewiſſe Abhängigkeit vom Kaiſer zu ſetzen, und daß ſie ihn eben ſo verkauften, wie Judas unſern Heiland verkauft habe. Der König achtete indeſſen wenig auf das, was ſeine Gemahlin ſagte. Als

aber einige Tage nachher der däniſche Geſandte, Herr von Leuenöhr, den er ſeines Vertrauens würdigte, faſt eben daſſelbe vorſtellte; ſo bat er ihn, dem Herrn Hotham zu ſagen, er werde dem Herrn von Grumbkow den Abſchied geben; allein noch vorher müſſe ſeine Tochter Prinzeſſin von Wales werden. Dieſes Alles geſchahe indeſſen nur, um die Königin hin zu halten; denn es war nie ſein Ernſt, ſeine Kinder mit dem hannöverſchen Hauſe in Verbindung zu bringen: ich habe es ihn ſelbſt mehrmals ſagen gehört, und in Augenblicken der üblen Laune pflegte er auch wohl hinzuzuſetzen, er habe ſchon zu viel von dieſem Blute in ſeiner Familie und wolle daher Nichts weiter davon hineinkommen laſſen.

So ſtanden die Sachen, als Friedrich Wilhelm ſich nach Potsdam begab. Der Kronprinz begleitete ihn dahin. Die harte und kränkende Begegnung des Königs gegen ihn dauerte noch immer fort. Der Prinz mußte Fähndrichsdienſte thun. Indeſſen war es nicht gerade dieſes, was ihm kränkte; denn er begrif wohl, daß er dadurch

dem Adel ein gutes Beyſpiel gab und daß er ſich ſo deſto beſſer zum Befehlen vorbereiten würde. Was ihn eigentlich ſchmerzte, war, daß der König ſich ſeinem Studieren widerſetzte und nicht wollte, daß er Etwas mehr, als was Bezug auf die Regierung hätte, lernen ſollte. Er tröſtete ſich unterdeſſen mit ſeinen beyden Günſtlingen, Kaiſerling und Katt. Dieſer Letztere ſtand unter den Gens d'armes. Er hatte dem Prinzen gefallen, ungeachtet er kein einnehmendes Aeußere und keine beſondern Verdienſte hatte. Er war klein, hatte außerordentlich von den Blattern gelitten, war von der Sonne verbrannt und hatte dicke Augenbranen, welches ihm ein trauriges und melancholiſches Anſehen gab. Er hatte Verſtand und wenig Beurtheilungskraft, war dabey aber außerordentlich von ſich eingenommen; auch fehlte es ihm nicht an Ehrgeiz, ſo daß er auf Alles Anſpruch machte. Die Gunſt des Prinzen verrückte ihm endlich den Kopf vollends und er betrug ſich dabey, wie ein indiskreter Liebhaber in Anſehung ſeiner Geliebten: Ueberall zeigte er die Briefe deſſelben vor; erhob ihn

bis zu den Wolken; tadelte hingegen Alles, was der König that, öffentlich. Denen, die ihn anhören wollten, verſicherte er, daß der Kronprinz einſt Jedermann glücklich machen würde, und dabey reizte er Jeden, den Vater zu verlaſſen, um es mit dem Sohne zu halten. Seine Sitten waren nicht regelmäßiger als ſein Verſtand. Er war ein Wüſtling bis zum Uebermaaß, affektirte, gar keine Religion zu haben und überließ ſich mit einem Worte allen möglichen Ausſchweifungen. Vielleicht hätten die zunehmenden Jahre den Herrn von Katt gebeſſert; gnug ſo war er zur Zeit ſeiner Gunſt beſchaffen, und ſo überlaſſe ich es der Beurtheilung des Leſers, ob er derſelben würdig geweſen ſey. Er war es hauptſächlich, der die Unzufriedenheit des Prinzen mit ſeinem Vater täglich vermehrte; denn er ward von demſelben in allen Stücken zu Rathe gezogen. Nichts that er ohne ihn, und Katt war politiſch gnug, dem Prinzen nur immer angenehme Dinge zu rathen. Es wäre für ihn und den Prinzen gut geweſen, wenn ſie einander nie kennen gelernt hätten.

Unterdeſſen traf die Antwort des Königs von Großbritannien ein. Er war mit der hannöverſchen Statthalterſchaft zufrieden, ſo wie mit Allem, was der König in Betreff ſeines Sohnes vorgeſchlagen hatte; machte es ſich aber zur Präliminarbedingung, daß der Herr von Grumbkow fortgeſchickt werde. Der Graf von Seckendorf war Einer von den Erſten, die den Inhalt dieſes Schreibens erfuhren. Er zitterte für ſeinen Freund und begab ſich, um ſeinen Sturz zu hintertreiben, ſogleich nach Potsdam, unter dem Vorwande, daß er dem Könige Verſchiedenes zu hinterbringen habe. Das Tabackscollegium, das der König alle Abende hielt, war der Areopag, wo Alles ausgemacht wurde. Der Graf von Seckendorf unterließ daher nicht, ſich daſelbſt einzufinden. Da man darin gewöhnlich von den Zeitläuften ſprach; ſo lenkte er das Geſpräch bald auf England. Er ſagte dem Könige, er habe Briefe aus London, worin man ihm melde, daß die Vermählung des Kronprinzen mit der Prinzeſſin Amalie nun gewiß ſey und daß derſelbe Statthalter von

Hannover werden ſolle, jedoch unter der Bedingung, daß der Herr von Grumbkow vorher verabſchiedet werde. Diejenigen, die Ihnen Dieſes ſchreiben, verſetzte der König darauf, müſſen davon mehr wiſſen, als ich ſelbſt. „Ich habe die Nachrichten auch wirklich gleich „für falſch gehalten, erwiederte der Graf.„ Aber geſetzt, ſie wären gegründet, fragte der König, was würden ſie wohl dazu ſagen? „Ich würde ſagen, Sire, „antwortete der Graf, daß es Eure Majeſtät „einſt vielleicht gereuen könnte; weil eine eng„liſche Prinzeſſin Ihren Hof mit Intriguen „und Kabbalen anfüllen würde, und weil, „wenn ſie den Kronprinzen nach Hannover „ſchickten, Sie dem Könige von England „eine Geiſel geben würden, um ſich Ihrer „Abhängigkeit zu verſichern.„ Zugleich ſtellte er ihm vor, daß die Foderung wegen der Verabſchiedung des Herrn von Grumbkow als der Anfang der Geſetze, die man ihm auflegen wolle, angeſehen werden könne. Er für ſeine Perſon, fügte er hinzu, glaube, daß ein Kronprinz von Preußen wohl ei-

ner engliſchen Prinzeſſin werth ſey und daß er dieſelbe erhalten müſſe, ohne daß Se. Majeſtät ſich gezwungen ſähe, einen Miniſter zu entlaſſen, den der König von England nur darum entfernt wiſſen wolle, weil er unbeſtechlich ſey.

Dieſe nur ſo hingeworfenen Reden machten den König nachdenkend. Nach einiger Zeit fing er wieder davon an und ſagte zum Grafen, er ſolle ſich ſeinetwegen nicht beunruhigen; er ſolle ihn nur machen laſſen, und er verſpreche ihm, daß er ſich ſchon auf eine gute Art herauswickeln werde.

Am folgenden Tage reiſ'te der König nach Berlin und ertheilte dem engliſchen Miniſter Audienz. Hotham erklärte, daß Ihre großbritanniſchen Majeſtäten in alle Foderungen des Königs willigten, daß ſie aber zum voraus wünſchten, daß der Herr von Grümbkow ſogleich entlaſſen würde. Zugleich überreichte er dem Könige die aufgefangenen Briefe dieſes Miniſters. Der König nahm ſie mit einer zornigen Miene in die Hand, warf ſie Herrn Hotham vor die Füße und ſagte ihm, daß er ſich von Nie-

manden Geſetze vorſchreiben laſſe. Er machte dabey eine Bewegung, als ob er den Fuß aufheben wolle; und ging fort. Hotham glaubte, der König habe ihn beſchimpfen wollen, und begab ſich ſehr aufgebracht nach Hauſe. Hier fand er den däniſchen und holländiſchen Geſandten, welche ſich nach dem Reſultat der Audienz erkundigen wollten. Der engliſche Miniſter erzählte ihnen hierauf, was ihm begegnet ſey, und erklärte ihnen, daß er ſogleich Berlin verlaſſen werde. Sie beſchworen ihn, ſich nicht zu übereilen, weil ſie überzeugt waren, der König werde bald wieder zu ſich ſelbſt kommen. Sie irrten ſich auch nicht. Den folgenden Morgen ließ Friedrich Wilhelm den däniſchen und holländiſchen Geſandten kommen, und bat ſie, den engliſchen Miniſter zu beruhigen und ihn zu verſichern, daß ſeine Abſicht ganz und gar nicht geweſen ſey, ihn zu beleidigen. Sie mußten hierauf bald hin, bald her, gehen. Der König erklärte ſich endlich, daß er ihm eine ſolche Gnugthuung geben wolle, wie er nur verlange; aber dies Alles gnügte dem ſtolzen Engländer noch nicht. Der

däniſche Geſandte, der die Sache gern bey-
legen wollte, rieth dem Kronprinzen, an
Herrn Hotham zu ſchreiben, um ihn zu
bewegen, das Anerbieten des Königs anzu-
nehmen. Die Königin war eben dieſer Mei-
nung. Der Kronprinz war alſo bereit dazu
und ſchrieb hierauf folgenden Brief:

„Nachdem ich vom däniſchen Geſandten,
„Herrn von Leuenöhr, die neulichen Aeu-
„ßerungen des Königs, meines Vaters, er-
„fahren habe; ſo zweifle ich nicht, daß Sie
„ſich ſeinen Wünſchen fügen werden. Haben
„Sie die Güte, zu bedenken, daß mein und
„meiner Schweſter Glück, ſo wie die Fort-
„dauer des Bündniſſes und das gute Verneh-
„men der beyden Häuſer von Ihrer Antwort
„abhängen. Ich hoffe, daß dieſelbe nach
„meinen Wünſchen ausfallen wird und daß
„Sie meinen Bitten Gehör geben werden.
„Ich werde dieſen Dienſt, den ich mein gan-
„zes Leben hindurch erkennen und wofür ich
„ſtets die vollkommenſte Hochachtung gegen
„Sie an den Tag legen werde, nie vergeſ-
„ſen. Seyn Sie auch verſichert, daß ich

„jeder-

„jederzeit Ihr wohlaffectionirter und ſehr gu„ter Freund ſeyn werde.„

Friedrich.

Katt überbrachte dem Herrn Hotham dieſes Billet und erhielt von ihm folgende Antwort:

„Der Herr von Katt hat mir das „Schreiben E. K. H. überbracht. Das Ver„trauen, das Sie in mich ſetzen, fodert mei„ne ganze Erkenntlichkeit. Wäre die Rede „bloß von meiner eignen Perſon; ſo würde „ich im Stande ſeyn, ſelbſt das Unmögliche „zu verſuchen, um Ihnen meine Ehrfurcht „und die Bereitwilligkeit, Ihren Befehlen „zu gehorchen, zu zeigen. Da aber der mir „angethane Schimpf die geheiligte Perſon des „Königs, meines Herrn, betrift; ſo bin ich „außer Stande, mich den Wünſchen E. K. H. „zu fügen. Unterdeſſen werde ich mich be„ſtreben, dieſer Sache die beſtmöglichſte Wen„dung zu geben. Ob dieſes nun gleich die „vorſeyenden Unterhandlungen auf einige Zeit „unterbrechen wird; ſo hoffe ich doch, daß „dieſes nicht auf immer der Fall ſeyn wird. „Ich bin u. ſ. w.

Dieſe Antwort ſetzte die Königin in Betrübniß; der Prinz aber ſchien ſich nicht viel darum zu bekümmern. Die Markgräfin von Bareuth hat mir ſelbſt erzählt, daß er die Achſeln gezuckt und zu ihr geſagt habe, im Grunde betrachtet ſey das Unglück doch nicht gar zu groß. Sie könnte Aebtiſſin werden; alsdann brauche ſie nicht zu fürchten, wider ihren Willen vermählt zu werden. Was ihn ſelbſt betreffe; ſo wolle er ſich wohl aus der Sache ziehen; er ſey feſt entſchloſſen, davon zu gehen; er wiſſe auch wohl, wohin, und ſey überzeugt, daß er daſelbſt mit offenen Armen empfangen werden werde. Die Markgräfin ſagte mir, ſie ſey bey dieſen Worten ganz vor Erſtaunen erſtarrt geweſen. Endlich ſeyen ihr die Thränen aus den Augen geſtürzt; und ſie habe ihn beſchworen, doch ja dieſen Vorſatz nicht auszuführen; ſie habe ihm alle die Gefahren, denen er ſich ausſetzen würde, vorgeſtellt und ihm den tödtenden Kummer geſchildert, den er der Königin dadurch machen werde; allein Alles Dieſes habe keine Wirkung auf ihn gethan; ſondern er habe ihr ganz trocken geſagt, ſeine Parthie ſey ſchon

ergriffen; ſie möge die Ihrige nun auch ergreifen.

Der Beweggrund zu dieſem ſonderbaren Entſchluß war, daß der König nicht aufhörte, ihm ſehr hart zu begegnen, ob er gleich keine Veranlaſſung dazu gab, und derſelbe ihm unter Andern in einem Anfalle von Zorn zu verſtehen gegeben hatte, er werde ihm das Schreiben anſtreichen. Aus dieſen Worten argwohnte der Prinz, der König wiſſe Etwas von dem Briefe, den er an die Königin von England geſchrieben hatte. Er hielt ſich daher für verlohren, weil er voraus wußte, daß ihm ſein Vater dieſes nie vergeben werde. Die Furcht, ſeiner Rache bloßgeſtellt zu ſeyn, hatte daher den Gedanken in ihm erzeugt, ſich der Gewalt eines unbiegſamen Vaters zu entziehen. Der Argwohn des Kronprinzen war nur zu gegründet. Die Königin von England hatte dem heſſenkaſſelſchen Geſandten in London, Herrn von Thiemer, etwas von dem Inhalte des Briefes geſagt, in welchem der Kronprinz ihr die Verſicherung gegeben hatte, daß er ſich nie mit einer Andern als einer engliſchen Prinzeſſin

vermählen werde. Der heſſiſche Miniſter vertrauete Dieſes wieder dem Grafen von Seckendorf an, der es ſogleich dem Könige hinterbracht hatte, jedoch unter der Bedindung, daß er weder der Königin noch dem Prinzen jemals Etwas davon wolle merken laſſen. Der König hatte ihm dieſes eidlich zugeſagt und er hielt es auch; allein eben dieſe ſich ſelbſt aufgelegte Verbindlichkeit vermehrte den einmal gefaßten Haß gegen ſeinen Sohn um ein Anſehnliches. Er begegnete ihm von der Zeit an täglich härter, ſo daß der Prinz endlich in der Verzweiflung den Entſchluß faßte, heimlich aus den Staaten ſeines Vaters zu entſpringen.

Während er Alles zu dieſer ſeiner Flucht vorbereitete; erhielt der engliſche Miniſter Befehl von ſeinem Hofe, ſich mit der Gnugthuung, die ihm der König geben wolle, zu begnügen. Als Friedrich Wilhelm hiervon Nachricht bekam; ſchickte er den Herrn von Borck, als Chef des Departements der auswärtigen Angelegenheiten, an ihn, um ihm zu ſagen, daß ſeine Abſicht ganz und gar nicht geweſen ſey, ihn zu beleidigen

und daß, wenn er auch ohne öffentlichen Charakter ſich an ſeinem Hofe aufhielte, er ihn zu ſehr perſönlich ſchätze, als daß er ihm je irgend eine Beleidigung zufügen werde. Hotham ſchien mit dieſer Gnugthuung zufrieden zu ſeyn; ſuchte aber hierauf bey ſeinem Hofe ſo dringend um ſeine Zurückberufung nach, daß dieſer ihn endlich wirklich wieder nach England zurückkommen ließ.

Nach ſeiner Abreiſe ſchienen die beyden königlichen Häuſer nicht weiter an die Vermählung zu denken. Die häuslichen Angelegenheiten waren indeſſen nicht die Einzigen, welche Friedrich Wilhelmen beſchäftigten. Die Unruhen im Mecklenburgiſchen erregten in dieſem Jahre ſeine ganze Aufmerkſamkeit. Er konnte die Fortdauer derſelben nicht mehr mit gleichgültigen Augen anſehen. Sein Recht auf die eventuelle Erbfolge in dieſem Herzogthume konnte ihn keinen ruhigen Zuſchauer bey der Verwüſtung des Landes ſeyn laſſen. Der Kaiſer hatte den Kreistruppen, und zwar namentlich dem hannöverſchen und wolfenbüttelſchen Hofe, den Auftrag gegeben, den Herzog Karl Leo-

pold vermöge militäriſcher Execution zu zwingen, ſeine Ritterſchaft in Ruhe zu laſſen und die vom Reichshofrathe erlaſſenen Dekrete zu reſpectiren. Die Truppen waren auch wirklich in das Land eingerückt und hatten ſich ſeit 1719. darin niedergelaſſen. Die Einwohner litten dabey außerordentlich; die Commiſſion hatte große Summen gekoſtet und die Widerſetzlichkeit des Herzogs ließ kein ſo nahes Ende der Unruhen hoffen. Im Monat May 1728. hatte der Kaiſer endlich dekretirt, dem Herzoge Chriſtian Ludwig, einem Bruder Karl Leopolds, die Adminiſtration des Landes anzuvertrauen. Dieſe neue Einrichtung machte die Commiſſion entbehrlich. Die Fürſten aber, denen dieſelbe übertragen worden war, waren unzufrieden damit und wollten ihre Truppen nicht ehe daraus zurückziehen, als bis ihnen die darauf verwendeten Koſten erſetzt worden ſeyen.

Der König war nicht unzufrieden damit, daß der wiener Hof eine Adminiſtration geſetzt hatte, deren eignes Intereſſe es erfoderte, des Landes mehr zu ſchonen, als die Com-

miſſarien gethan hatten, welche von den Directoren, die ſie vorſtellten, nur darum hingeſchickt zu ſeyn glaubten, um ſich bey allen Gelegenheiten Vortheile zu verſchaffen und mit vollen Händen an ſich zu reiſſen, was ſie könnten. Der Kaiſer ſchrieb auch an den König und ermahnte ihn, die Adminiſtration gegen den Herzog Karl Leopold, der gedrohet hatte, ſich der Beſitznehmung ſeines Bruders zu widerſetzen, zu ſchützen. Friedrich Wilhelm, der des Kaiſers Maaßregeln in Anſehung der Adminiſtration durchaus billigte, machte hierauf dem Herzoge Karl Leopold verſchiedene Vorſtellungen über die gegenwärtige Lage der Sachen, und bat ihn, ſich den kaiſerlichen Dekreten zu unterwerfen und ſich auf die väterliche Güte des Kaiſers zu verlaſſen. Zugleich gab er ihm auch Nachricht davon, daß der Kaiſer es für nothwendig gehalten habe, ihm als Herzoge von Magdeburg und zeitigem Director des niederſächſiſchen Kreiſes den Auftrag zu geben, die neue Regierungsform im Herzogthum Mecklenburg einzurichten; daß er dieſes nicht habe von ſich weiſen können und

entſchloſſen ſey, ganz den Abſichten des Kaiſers gemäß zu verfahren, weil ſie ihm gerecht, nöthig und der Würde des oberſten Richters des Reichs angemeſſen ſchienen. Er fügte noch hinzu, daß die Widerſetzlichkeit, welche er, der Herzog, gegen die kaiſerlichen Dekrete bewieſen habe, ihn fürchten ließe, daß er genöthigt ſeyn werde, ſich des ihm gegebenen Auftrags wirklich zu entledigen, und daß er als Nachbar und guter Freund ſich verpflichtet gehalten habe, ihn vor dem großen Unglücke zu warnen, das daraus entſtehen könne. So weiſe indeſſen dieſer Rath auch war; ſo wenig achtete dieſer Fürſt darauf, der zu ſehr auf ſeine Ritterſchaft aufgebracht war, als daß er ihr den Kummer hätte verzeihen können, den ſie ihm durch die Mächte, welche ſie ſchützten, zugezogen hatte. Er hielt ſeine Rechte für unwiderſprechlich, und glaubte, dieſelben, ohne eine Niederträchtigkeit zu begehen, nicht fahren laſſen zu dürfen.

1730. Der König machte zu Anfange dieſes Jahres eine neue Reiſe nach Dresden. Ich habe indeſſen nie den Beweggrund dazu

erfahren können. Er gebrauchte dazu nur 5 Tage. Nach ſeiner Rückkunft hielt er ſich bald zu Berlin, bald zu Potsdam, auf, wo auch die Königin und die königliche Familie zugegen waren. Bis zum Monat May war Alles ruhig. Jetzt aber kam der Herzog von Braunſchweig-Bevern mit ſeinem Sohne, dem Prinzen Karl, nach Berlin, worauf ſich der Letztere mit der dritten Tochter des Königs, der Prinzeſſin Philippine Charlotte, verlobte. Eben der Grund, der den König bewogen hatte, die Prinzeſſin Friedrike Louiſe bey ihrer Vermählung mit dem Markgrafen von Anſpach die Religion verändern zu laſſen, vermogte ihn jetzt, eben dieſe Foderung an die Prinzeſſin Philippine Charlotte zu thun. Die Vermählung fand indeſſen erſt im Jahr 1733. ſtatt, wie ich in der Folge erzählen werde.

Die Luſtbarkeiten wegen dieſer Verlobung dauerten noch fort, als die Königin am 23. May von einem Prinzen entbunden wurde, welcher die Namen Auguſt Ferdinand bekam und deſſen Taufzeugen der König von

Polen und der Herzog von Bevern waren.

Nach der Abreiſe des braunſchweigiſchen Hofes kehrte der König nach Potsdam zurück, von wo er den 30. May nach Sachſen abreiſen wollte, um das Lager zu beſuchen, welches der König von Polen bey Mühlberg hatte aufſchlagen laſſen. Den Abend vor der Abreiſe ſchlug der Blitz in Berlin zu dreyen verſchiedenen Malen in den prächtigen Thurm der Petrikirche, den der König eben neu aufbauen ließ und der beynahe ganz fertig war, ein. Es befand ſich darauf ein Klockenthurm von außerordentlicher Höhe, woran man ſchon zwey Jahre mit allem möglichen Fleiße gearbeitet und keine Koſten geſpart hatte, um ein recht prächtiges Gebäude daraus zu machen. Das Gerüſt, das man dazu gebraucht hatte, ſtand noch, und dieſes war es eben, welches das Unglück noch vermehrte. Das Gewitter fing zwiſchen 8 und 9 Uhr Abends an. Als es drey Male gedonnert hatte; ſahe man auf der Spitze des Klockenthurmes ein helles leuchtendes Licht, während die Luft ſonſt

überall über der Stadt dunkel war. Es währ⸗te nicht lange, ſo erblickte man die Flamme und um 10 Uhr ſtand ſchon der ganze Thurm in Feuer. Ganze Balken, die durch die Ge⸗walt des Windes fortgeriſſen wurden, ver⸗mehrten die Gefahr. Ein Stück Eiſen von 16 Centner, welches ganz oben auf dem Klo⸗ckenthurme angebracht war, um eine große Krone zu tragen, fiel herunter; der Fall ver⸗urſachte ein ſchreckliches Getöſe, ſo daß der Erdboden zitterte. Vier und vierzig Häuſer und die Petrikirche ſelbſt waren in kurzer Zeit in einen Aſchenhaufen und in Trümmern ver⸗wandelt. Das Schreckliche davon ward durch die Richtung des Windes noch erhöhet, in⸗dem derſelbe die Flamme nach Neu⸗Cölln hintrieb. Hier ſtand ein Pulvermagazin, für welches man außerordentlich beſorgt war. Das Artillerie⸗Corps war daher unabläſſig beſchäftigt, es mit naſſen Häuten und Miſt zu bedecken. Hätte das Feuer dieſes Maga⸗zin ergriffen; ſo wäre die halbe Stadt un⸗wiederbringlich verlohren geweſen. Zum Glück wendete ſich der Wind, und Diejeni⸗gen, welche das weitere Verbreiten der Flam⸗

me zu verhindern ſuchten, brachten es endlich dahin, die Heftigkeit derſelben zu dämpfen und ſie endlich zu löſchen. Man brauchte indeſſen noch verſchiedene Tage, um die Ueberreſte des Feuers, das ſich unter den Trümmern immer noch ernährte, gänzlich zu vertilgen.

Der König erhielt dieſe traurige Nachricht den folgenden Tag gerade in dem Augenblicke, wo er nach Sachſen abreiſen wollte. Er ließ ſich indeſſen dadurch nicht von ſeiner Reiſe abhalten. Der Kronprinz begleitete ihn nebſt 200 andern Perſonen, die theils aus Prinzen, theils aus Officieren und Bedienten, beſtanden. Der König und ſein ganzes Gefolge trug Uniform. Am Tage der Ankunft erwartete ſie der König von Polen eine halbe Meile vom Lager bey Mühlberg in einem prächtigen halb offenen Zelte. Sobald Auguſt II. den König gewahr wurde; ſtand er von ſeinem Stuhle auf, trat aus dem Zelte heraus und ging dem Könige 20 Schritte weit entgegen. Nach den gewöhnlichen Bewillkommungen ſtellten ſich die beyden Könige gegenſeitig ihre Begleiter vor,

Hierauf ging man in das Zelt, wo ein prächtiges Frühſtück bereit ſtand. Sobald die Könige und die Prinzen ſich geſetzt hatten; nahmen auch die Uebrigen ohne Unterſchied des Ranges Platz. Während des Frühſtücks ward die Equipage des Königs von Polen vor dem Zelte vorbeygeführt. Nachher ſetzten ſich die beyden Könige in einen offenen Wagen und fuhren nach dem Lager vor der erſten Linie vorbey, worauf ſie ſich in ihre Quartiere begaben, die ſehr nahe bey einander waren. Das Quartier des Königs beſtand in einem viereckigen Gebäude mit vier Eingängen und mit einer Art von Wall und Graben befeſtigt. Janitſcharen und die ſchönſten Leute von den Grenadierern zogen daſelbſt auf die Wache: zwanzig große und ſchöne Zelte umgaben den Pavillon des Königs und dienten zu ſeinem und ſeines Gefolges Gebrauche. Zur Rechten des Quartiers des Königs von Polen waren ſeine Cadets, die polniſchen Edelleute und die Freycompagnien gelagert. Die Janitſcharen, Spahi's und Koſacken ſtanden zur Linken. Die ganze Armee beſtand aus 20000 Mann Infanterie

und 10000 Mann Kavallerie. Sämmtliche Truppen waren ganz neu gekleidet. Die Musketirer, die Gardes du Corps, die Grenadierer zu Pferde, die Spahi's, die Janitſcharen, die Koſacken und die Grenadierer Rutowsky waren durch ihre reichen Uniformen beſonders ausgezeichnet. Im ganzen Lager herrſchte eine bewundernswürdige Ordnung. Man hatte in Zeiten nicht bloß für das Bedürfniß, ſondern ſelbſt für den Luxus und gutes Eſſen und Trinken im Ueberfluß geſorgt. Beym Anblicke der großen Menge ſo verſchiedener Buden hätte man das Lager für eine große Stadt halten ſollen. Es gab täglich mehrere Arten von Schauſpielen; denn August II. hatte dafür geſorgt, daß die Fremden alle Vergnügungen genießen konnten, welche der Ort und die Jahrszeit nur erlaubten. Allein auch ſelbſt Dieſes gnügte ihm noch nicht. Er beſchloß dieſes prächtige Luſtlager mit einem koſtbaren Feuerwerke und mit einer großen Jagd, die er bey Lichtenberg an der Elbe anſtellte. Es wurden bey dieſer Gelegenheit 1100 Stück Wildpret an Hirſchen, Rehen und wilden Schweinen er-

legt. Auf dieſer Jagd trennten ſich die bey=den Könige mit den feyerlichſten Verſicherun=gen einer ewigen Freundſchaft und Zärtlich=keit und einer unzerſtöhrbaren Einigkeit. Bey der Abreiſe machte Friedrich Wil=helm den Hofbedienten des Königs von Polen koſtbare Geſchenke. Dem Herrn von Brühl, jetzigem Grafen und Premier=Miniſter in Sachſen, der damals gerade ſein Glück zu gründen anfing, ertheilte er den ſchwarzen Adlerorden. Verſchiedenen Perſonen am Hofe ließ er goldne Medaillen, 150 Dukaten am Werth, geben, und unter die Armee 70,000 und unter die Officiere 30,000 Gulden vertheilen. Den 27. Junius kam er wieder nach Potsdam zurück.

Viele Leute glaubten damals, dieſes La=ger, das unermeßliche Summen gekoſtet hat=te, müſſe die Finanzen des ſächſiſchen Hofes erſchöpft haben. Andere hingegen, die ver=nünftiger davon urtheilten, berechneten viel=mehr, daß daſſelbe durch die faſt unglaubliche Anzahl von Fremden, die es dahin zog und die es einander an Pracht zuvor thun woll=ten, eine große Menge Geld ins Land ge=

bracht habe. Alle waren über die Pracht entzückt, zu welcher ſie gern ihr Theil beytrugen. Die Landesprodukte wurden dadurch um einen weit höhern Preis verkauft und die Gefälle des Fürſten zogen davon ihren guten Vortheil.

Die Mühlberger Reiſe trug einigermaßen Etwas zum Wiederaufbau der Petrikirche bey. Als nemlich der König von Polen von dem ſie betroffenen Unglücke hörte; machte er dem Könige ein Geſchenk mit einer Quantität Werkſteine aus den Gruben von Pirna jenſeit Dresden. Dazu ſchenkte Friedrich Wilhelm der Kirche noch 30,000 Thaler zum Wiederaufbau. Die Bürger, die durch dieſen Brand ihre Häuſer verlohren hatten, erhielten nicht nur die nöthigen Baumaterialien zu neuen Gebäuden unentgeldlich; ſondern der König ſchenkte ihnen auch noch Geld dazu, ſo daß dem Einen 300, dem Andern 400, auch wohl 500 Thaler aus der königlichen Caſſe ausgezahlt wurden. Außerdem erhielten ſie auch noch Etwas aus der Feuercaſſe, die in der Abſicht, Abgebrannte zu unterſtützen, errichtet worden war.

Nachdem die nöthigen Befehle zur Abſtellung des durch das Feuer verurſachten Schadens gegeben worden waren; trat der König eine neue Reiſe durch das Reich an. Obgleich der Kronprinz ihn begleitete; war ſein Gefolge doch ganz klein. Der König ging über Leipzig und übernachtete zu Meuſelwitz, einem dem Grafen von Seckendorf zugehörigen Schloſſe. Von danahm er ſeinen Weg über Coburg, Bamberg und Nürnberg und beſuchte in Anſpach ſeine Tochter und ſeinen Schwiegerſohn. Hierauf ging er nach Augsburg, wo er verſchiedenes Silbergeſchirr von außerordentlicher Größe und Schwere kaufte, und von hier nach Ludwigsburg, einem Luſtſchloſſe des Herzogs von Würtemberg. Der Herzog Eberhard Ludwig unterließ Nichts, um den König gut zu bewirthen. Ungeachtet Friedrich Wilhelm mit der Aufnahme, die er beym Herzoge gefunden hatte, sehr zufrieden war; ſo wollte er doch nicht die Gräfin von Wurben, die Mätreſſe deſſelben, ſehen; denn unter allen Sünden verabſcheuete er den Ehebruch am meiſten.

Der Herzog ſahe ſeine Gemahlin, die ſich zu Stuttgard aufhielt, ſchon ſeit geraumer Zeit gar nicht mehr. Der König beſuchte ſie, und wurde von ihrer unglücklichen Lage ſo ſehr gerührt, daß er es über ſich nahm, ſie wieder mit ihrem Gemahle auszuſöhnen, der ſo eben ſeinen einzigen Sohn verlohren hatte. Hiervon nahm der König nun Gelegenheit, ihm vorzuſtellen, in welche Betrübniß ſeine Unterthanen geſetzt werden würden, wenn er ohne einen Erben zu hinterlaſſen ſterben ſollte, und wie ſie alsdann von einem katholiſchen Prinzen regiert werden würden. *) Er ermahnte ihn daher, ſich wieder mit ſeiner Gemahlin zu vertragen und ernſtlich an einen Erben zu denken. Der Herzog, den nicht mehr eine ſo heftige Liebe an ſeine Mätreſſe feſſelte, hörte den König ruhig an. Allein er blieb doch bis zum folgenden Jahre unentſchloſſen, wo er nach Potsdam kam und wo der König ihn endlich wirklich über-

*) Der Prinz Alexander, ein Vetter des Herzogs und ſein nächſter Erbe, hatte die katholiſche Religion angenommen. Er war der Vater des jetzt regierenden Herrn.

redete, ſich mit der Herzogin wieder auszu⸗ ſöhnen. Er entfernte hierauf ſeine Mätreſſe und ſetzte ſeine Gemahlin wieder in alle ihre Rechte ein.

Es gefiel dem Könige ſehr in Ludwigs⸗ burg; daher er ſich einige Tage daſelbſt auf⸗ hielt. Bey der Abreiſe lud er den Herzog für das nächſte Jahr zur Revüe nach Ber⸗ lin ein, welches der Herzog auch verſprach. Von Ludwigsburg nahm der König den Weg über Manheim und beſuchte daſelbſt den Churfürſten von der Pfalz. Da er ſich einen Sonntag daſelbſt aufhielt; ſo wohnte er dem Gottesdienſte in der reformirten Kir⸗ che bey, wodurch er ſich die Liebe der Prote⸗ ſtanten in der Pfalz erwarb. Von hier reiſ'te er weiter nach Darmſtadt, wo ihn der Landgraf nicht nur aufs Beſte bewirthe⸗ te; ſondern ihm auch verſchiedene große Leute ſchenkte.

Auf dieſer Reiſe brach das Mißverſtänd⸗ niß zwiſchen dem Könige und dem Kronprin⸗ zen öffentlich aus. Der junge Prinz hatte den Vorſatz, ſich von ſeinem Vater zu ent⸗ fernen, wovon er ſich gegen ſeine Schweſter

Etwas hatte verlauten laſſen, nicht aufgege-
ben. Er hatte ſich ſchon im Lager bey Mühlberg davon machen wollen und hatte auch wirklich durch ſeinen Günſtling Katt bey dem Kabinettsminiſter des Königs von Polen, Grafen von Hoym, einen Paß nachſuchen laſſen. Der Miniſter hatte dieſes aber dem Könige von Polen eröfnet, der nicht wenig darüber erſtaunt war und mit dem Prinzen deswegen geſprochen und ſo lange in ihn gedrungen hatte, bis er ihm verſprochen hatte, daß er während ſeines Aufenthalts in Sachſen nicht von ſeinem Vater weggehen wolle. Da ſein Plan hier geſcheitert war; ſo glaubte er nun, ihn wenigſtens auf dieſer Reiſe ausführen zu können. Bey ſeiner Abreiſe von Berlin hatte er mit ſeinem Günſtling Katt die Abrede genommen, daß dieſer auf die erſte Nachricht, die er ihm von ſeinem Zufluchtsorte aus geben würde, zu ihm kommen ſollte. Zugleich hatte er ihm ein Käſtchen mit ſeinen Edelſteinen und ſeinen Papieren in Verwahrung gegeben. Das Geheimniß wurde durch Katts Unvorſichtigkeit verrathen. Er ſtreuete überall aus,

daß der Kronprinz nicht wieder kommen werde; daß er, Katt, Befehl habe, ihm nachzureiſen und das Geld zu überbringen, das er im Namen des Kronprinzen aufgeborgt habe. Auch zeigte er ein Portrait der Prinzeſſin Friedrike, welches er vom Prinzen erhalten zu haben vorgab. Dieſe unvorſichtigen Reden machten ſoviel Aufſehen, daß die Königin endlich auch Etwas davon erfuhr. Sie ließ ihm hierauf einen derben Verweis geben und das Portrait der Prinzeſſin abfodern, welches er auch der Hofdame der Prinzeſſin, der Frau von Sansfeld, zuſtellte. Der däniſche Geſandte warnte ihn, vorſichtiger zu ſeyn. Der Graf von Seckendorf, der ſich beym Könige in Anſpach befand, bekam Nachricht von Berlin, daß man daſelbſt ſage, der Kronprinz wolle ſich entfernen. Dieſer hinterbrachte es ſogleich dem Könige, der nun den Herren von Waldau und von Rochow den Befehl ertheilte, über die Perſon des Prinzen zu wachen und ihm mit ihren Köpfen dafür zu ſtehen. Der Prinz, der nicht beobachtet zu werden glaubte, beklagte ſich beym Markgrafen über

die üble Begegnung ſeines Vaters. Am fol= genden Tage bat er ſich unter dem Vorwande eines Spatzierrittes ein gutes Pferd aus. Der Markgraf aber, der die Abſichten des Prinzen durchſchauete, wußte dieſer Fode= rung auszuweichen, ſo daß der Prinz ſich ge= nöthigt ſahe, dem Könige zu folgen. Vor der Abreiſe aber ſchrieb er noch an ſeinen Günſtling, daß er ſeine Maaßregeln ſo gut genommen habe, daß ihm ſeine Entweichung nicht fehlſchlagen und er binnen zwey Tagen in Freyheit ſeyn werde. Er ſchrieb auch in dieſem Briefe noch, daß, im Fall man ihm nachſetzen ſollte, er in ein Kloſter flüchten werde, wo man ihm gewiß eine Freyſtatt nicht verſagen werde. Dieſen Brief ſchickte er auf die Poſt, damit man ihn durch eine Eſtafette weiter befördern ſolle. In der Eil aber hatte er bloß auf den Brief geſchrieben: über Nürnberg und dabey hinzuzufügen vergeſſen: nach Berlin. Der nürnberger Poſtmeiſter glaubte alſo, der Brief ſey an einen daſigen Werbofficier, der auch Katt hieß, addreſſirt.

Der Prinz wußte von dem Allen Nichts und begleitete ſeinen Vater ganz ruhig bis auf ein Dorf bey Frankfurt, wo der König übernachten wollte. Sie mußten hier ſämmtlich die Nacht in Scheunen hinbringen. Der Herr von Rochow und der Kammerdiener des Prinzen ſchliefen mit ihm zuſammen. Von dieſem Dorfe aus glaubte der Kronprinz nun entkommen zu können. Er hatte auch wirklich den jungen Keith, der an der Stelle ſeines oben erwähnten Bruders, welcher Officier unter dem Regiment Deſſau zu Weſel geworden war, jetzt Page beym Könige war, dahin gebracht, daß er ihm um Mitternacht einige Pferde bereit hielte, mit denen er, wie er ſagte, auf Abentheuer ausgehen wollte. Nachdem Dieſes eingerichtet war; legte er ſich nieder, und da der König am folgenden Morgen ganz früh abreiſen wollte; ſo befahl er ſeinem Kammerdiener, ſeine Kleider zur Reiſe vor dem Schlafengehen in Bereitſchaft zu legen, und merkte ſich nun den Ort, wo Alles hingelegt wurde. Gegen Mitternacht, wo er den Herrn von Rochow und den Kammerdie-

ner im tiefſten Schlafe glaubte, ſtand er ganz ſtill auf und kleidete ſich ſchnell an: Als er aber zur Scheune heraus wollte; konnte er die Thür nicht ohne Geräuſch öfnen. Der Kammerdiener wachte darüber auf und weckte nunmehr den Herrn von Rochow. Beyde ſprangen ſogleich im Hemde auf und machten Lärm in der Scheune, wo die Herren von Bodenbrock, von Waldau und von Derſchau ſchliefen. Dieſe Herren hatten kaum die Zeit, die Beinkleider anzuziehen und ſetzten ſo dem Prinzen nach, den ſie auch mitten im Dorfe gegen einen Wagen gelehnt und auf ſeine Pferde wartend fanden. Sie fragten ihn hierauf, was er vorhabe; er antwortete ihnen in einem ſtolzen Tone, daß er nicht glaube, ihnen für ſeine Handlungen verantwortlich zu ſeyn. Da in dieſem Augenblicke ſeine Pferde ankamen; wollte er ſich auf das Eine ſchwingen; allein die Herren widerſetzten ſich und brachten ihn endlich durch Bitten dahin, daß er wieder mit ihnen umkehrte. Sie verſprachen ihm zugleich, daß der König von dieſem Vorfalle nie Etwas erfahren ſolle, wie er es denn wirklich auch erſt lange Zeit nachher erfuhr.

Als der König den folgenden Morgen zu Frankfurt angekommen war; erhielt er eine Eſtafette vom Hrn. von Katt in Nürnberg, welcher den Brief des Kronprinzen überſchickte. Der König erkannte ſogleich die Hand ſeines Sohnes. Da er nun aus dem Briefe erſahe, daß derſelbe damit umgehe, ſich ſeiner väterlichen Gewalt zu entziehen; konnte er ſich vor Zorn gar nicht faſſen. Er befahl den Herren von Waldau und Rochow ſogleich, den Prinzen auf der Stelle in die Jacht zu bringen, in welcher er bis nach Weſel fahren ſollte. Der König ſchiffte ſich erſt am folgenden Morgen darin ein. Sobald er den Prinzen erblickte; fiel er über ihn her und mißhandelte ihn entſetzlich. Waldau und Rochow riſſen ihn endlich aus ſeinen Händen und überredeten ihn, daß er erlaubte, daß der Prinz die Reiſe in einem andern Schiffe machen durfte. Ehe dieſer aber die Jacht des Königs verließ; ließ er ihm den Degen abnehmen und ſeine Taſchen durchſuchen, um zu ſehen, ob er weiter keine Briefe bey ſich habe. Aber der Prinz hatte ſie bereits ſei-

nem Kammerdiener gegeben und dieſer hatte ſie verbrannt.

Man langte hierauf endlich zu Bonn an. Gern hätte der König in der gegenwärtigen Lage dieſen Hof vermieden: allein der Churfürſt und ſein Bruder Theodor, jetziger Kardinal und Biſchof von Lüttich, erwarteten ihn am Ufer des Rheins. Er konnte es alſo nicht abſchlagen, ans Land zu ſteigen; hielt ſich aber nur eine einzige Nacht auf und war in beſtändiger Angſt, ſein Sohn mögte ihm doch noch entwiſchen. Der Churfürſt und ſein Bruder begleiteten den König bis Cölln, von wo dieſer ſeine Reiſe weiter zu Waſſer fortſetzte. Nach zweyen Tagen langte er zu Weſel an. Hier ließ er ſeinem Sohne ſogleich eine ſtarke Wache geben und verbot, Niemanden bey Lebensſtrafe mit ihm ſprechen zu laſſen. Den folgenden Tag erhielt der Commandant von Weſel, General Moſel, den Befehl, den Prinzen vor ihn zu bringen. Sobald er erſchienen war; fragte er ihn mit drohendem Tone, warum er habe deſertiren wollen? „Weil Sie mich „bis jetzt nicht als Ihren Sohn, ſondern als

„einen Sklaven, behandelt haben,„ antwortete der Prinz. Du biſt ein infamer Deſerteur, fuhr der König weiter fort, der kein Herz und keine Ehre im Leibe hat. „Ich habe ſoviel wie Sie, verſetzte der Prinz, und ich habe Nichts anders thun wollen, als was Sie Ihren eignen öftern Aeußerungen nach ſelbſt gethan „haben würden, wenn Sie an meiner Stelle „geweſen wären.„ Der König gerieth über dieſe Antwort in Wuth und zog den Degen. Der General Moſel, der für die Folgen fürchtete, fiel ihm in den Arm und ſagte, indem er ſich zwiſchen ihn und den Prinzen ſtellte: Tödten Sie mich, Sire; ſchonen Sie aber das Leben Ihres Sohnes. Der König war ganz erſtaunt über die Kühnheit des Generals, der ſich den Augenblick zu Nutze machte, um den Prinzen hinaus zu bringen und in ſein Zimmer zu führen. Als die übrigen Generale aus dem Gefolge des Königs vernahmen, was vorgefallen ſey, und deswegen für die Folgen beſorgt waren; baten ſie den König, den Prinzen nicht weiter zu ſehen. Der König ver-

ſprach es, und übertrug den Herren von Doſſau*) und von Waldau, nebſt dem Herrn von Rochow die Bewachung des Prinzen und gab ihnen den Befehl, ihn ſo geſchwind und ſo geheim als möglich nach Mittenwalde zu bringen und daſelbſt ſeine weitern Verhaltungsbefehle zu erwarten. Zugleich verbot er ihnen, das hannöverſche Gebiet zu berühren, aus Furcht, der Prinz mögte hier entführt werden, und gebot ihnen, Niemanden mit dem Prinzen reden zu laſſen und ihn ſehr ſtreng zu halten. Ob nun dieſe Befehle gleich aufs Genaueſte befolgt wurden; ſo hätte doch nicht viel daran gefehlt, daß der Prinz von Weſel aus entwiſcht wäre. Er hatte ſich einen Bauerkittel und eine Strickleiter zu verſchaffen gewußt, vermöge deren er in der Nacht aus dem Fenſter auf die Straße ſteigen und ſo bey Eröffnung der Thore aus der Stadt kommen wollte. Zum Unglück hatte er die Schildwache, die unter dem Fenſter, wo er die Leiter anhängen wollte, ſtand, nicht bemerkt. Dieſe

*) Jetzt 86 Jahr alt und Marſchall und Gouverneur von Weſel.

rief, Wer da? Der Prinz erſchrack darüber ſo ſehr, daß er Nichts weiter zu unternehmen wagte. Am folgenden Morgen mußte er nun abreiſen und ſo verlohr er alle Hofnung zu ſeiner Rettung. Indeſſen wäre es ihm auf dem Wege, den man mit ihm machte, leicht geweſen, ſich in Freyheit zu ſetzen. Der Landgraf Wilhelm von Heſſen-Caſſel und der Herzog Friedrich von Sachſen-Gotha haben mir nachher ſelbſt geſagt, daß, wenn der Prinz ſich bey der Durchreiſe durch ihre Länder zu erkennen gegeben hätte, ſie es nicht zugegeben haben würden, daß man ihn zu ſeinem Vater bringe. Allein dies war dem jungen Prinzen gar nicht eingefallen, entweder weil ihn ſein Unglück ganz niederdrückte, oder weil er ſeinen Vater noch zu beſänftigen hofte.

Nachdem der König den Prinzen bey Frankfurt hatte in Verhaft nehmen laſſen; hatte er auch dem General Moſel in Weſel den Befehl zugeſchickt, ſich des ehemahligen Pagen und damaligen Officiers unter der Garniſon in Weſel, des Herrn von Keith, zu bemächtigen. Allein Dieſer ent-

ging der Gefahr durch ein Ungefehr. Er ging an demſelben Tage, da der König ankommen ſollte, auf dem Markte ſpatzieren. Ein Page des Königs, ſein ehemaliger Kamerad, kam geritten. Er fragte ihn nach Hofneuigkeiten. Der Page erzählte ihm, daß der König den Kronprinzen als Gefangenen mitbringe; daß man ſage, Katt ſolle zu Berlin in Verhaft genommen werden und daß er ſelbſt dem Commandanten einige Ordres überbringe, die ihm der König ſelbſt eingehändigt und weswegen er ihm die möglichſte Eilfertigkeit anbefohlen habe. Keith vermuthete, daß dieſe Ordres ihn ſelbſt angingen. Er lief daher gleich nach Hauſe; ſetzte ſich auf ein Pferd und ritt zur Stadt hinaus. Kaum war er fort; ſo kam die Wache, um ihn abzuhohlen. Man ſetzte ihm indeſſen nicht nach; denn er hatte ſeinen Leuten geſagt, er reute ſpatzieren, und da er Nichts mit ſich genommen hatte; glaubte man, daß er bald wieder kommen werde. Als er aber bey des Königs Ankunft noch nicht wieder zurück war; unterſuchte man die Sache genauer und erfuhr, daß er ſeinen Weg nach

Holland hin genommen hatte. Der damalige Obriſtlieutenant Dumoulin erhielt den Auftrag, ihm nachzuſetzen. Er verfolgte ihn auch bis nach dem Haag und ſtieg in eben dem Gaſthofe ab, wo Keith abgetreten war. Dieſer war indeſſen ſchon ausgegangen, um ſich in den Schutz des engliſchen Geſandten, Lord Cheſterfield, zu begeben; und dieſer ließ ihn nunmehr eilends nach London abreiſen. Dumoulin war unterdeſſen zum Großpenſionnär gegangen und hatte den Hrn. von Keith im Namen des Königs als einen Hochverräther zurückgefodert. Allein alle Mühe war vergebens. Keith kam glücklich nach England und wurde vom Könige und der Königin ſehr gnädig aufgenommen. Da ſie indeſſen den König Friedrich Wilhelm nicht geradezu vor den Kopf ſtoßen wollten, wenn ſie den Hrn. von Keith öffentlich in Schutz nähmen; ſo ſetzten ſie ihm eine Penſion aus und ließen ihn heimlich nach Irland übergehen. Keith konnte aber den Augen der Emiſſarien des Königs hier nicht lange verborgen bleiben. Er wurde alſo auch hier reclamirt;

aber man ließ ihn nun nach Portugall überſetzen und gab ihm Empfehlungsſchreiben an den König Johann V. mit, der ihn nun in ſeine Dienſte nahm und ihm eine ſehr gute Penſion gab, die Keith ſo lange genoß, bis ihn Friedrich II. zurückrief und ihn in ſein Gefolge nahm.

Es wäre für Katt zu wünſchen geweſen, daß er eben ſo klug wie Keith geweſen wäre; aber ſo gereichte ihm ſeine zu große Zuverſicht zum Verderben. Hätte er auf den Rath ſeiner Freunde gehört; ſo hätte er ebenfalls entkommen können. Der däniſche Geſandte, Herr von Lewenöhr, der zu allererſt von dieſem Vorfalle unterrichtet war, ermahnte ihn zur Flucht und bot ihm dazu ſeine Pferde und ſeine Börſe an. Statt ſich dieſe Warnung zu Nutze zu machen; brachte Katt die Zeit damit hin, daß er ſich einen franzöſiſchen Courierſattel beſtellte, der aber unglücklicherweiſe nicht zur rechten Zeit fertig wurde. Darüber kam der Verhaftsbefehl beym Chef der Gens d'armes, Herrn von Natzmer, an. Unterdeſſen hatte Katt, der willens war, ſich noch am nemlichen

Tage

Tage zu entfernen, am Morgen ſich vom Herrn von Natzmer die Erlaubniß erbeten, einer Jagdparthie bey Friedrichsfelde beywohnen zu dürfen. Der Herr von Natzmer glaubte daher nicht einmal, daß er in der Stadt ſey, als der Befehl ankam, und wartete daher noch einige Stunden, bis er ihn feſt nehmen ließ. Als er aber endlich erfuhr, daß Katt zu Hauſe ſey; ging er ſelbſt zu ihm und traf ihn im Begriff, aufs Pferd zu ſteigen. Der Herr von Natzmer zeigte ihm den erhaltenen Befehl. Katt ſchien indeſſen gar nicht betroffen darüber und ſagte, er habe Nichts zu befürchten. Der Herr von Natzmer war aber nicht ſeiner Meinung: Er hatte noch eine geheime Unterredung mit ihm, in welcher er ihm rieth, über ſeine Papiere und Effekten zu disponiren. Katt verbrannte hierauf einen Theil derſelben und ſchickte der Königin ein Käſtchen, welches der Kronprinz ihm, mit ſeinem Petſchafte verſiegelt, mit dem Befehl übergeben hatte, es ihr einzuhändigen, wenn er ihm nachreiſen würde. Nachdem dieſes geſchehen war, übergab Natzmer den Herrn von

Katt ſeinem Adjutanten, der ihn nun in die Hauptwache des Regiments brachte, wo er mit Niemanden reden durfte. Hier blieb er bis zur Ankunft des Königs.

Eben der Courier, der den Befehl zur Verhaftnehmung des Hrn. von Katt gebracht hatte, hatte zugleich der Frau von Kamecke einen Brief vom Könige eingehändigt, der ſo lautete:

„Meine liebe Frau von Kamecke!

„Fritz hat deſertiren wollen; daher ich „mich genöthigt geſehen habe, ihn arretiren „zu laſſen. Ich bitte Sie, Dieſes der Kö„nigin auf eine gute Art beyzubringen, da„mit ihr dieſe Nachricht kein zu großes Schre„cken verurſache. Beklagen Sie übrigens „einen unglücklichen Vater.„

Friedrich Wilhelm.

Die Frau von Kamecke erhielt dieſes Billet in Monbijoux, als ſie gerade mit der Königin ſpielte. Sie wollte es nicht in Gegenwart der Letztern erbrechen; allein die Neugierde bewog dieſe Prinzeſſin, in ſie zu dringen, daß ſie es läſe. Man kann ſich die

Wirkung leicht vorſtellen, die das Leſen deſſelben auf das Gemüth der Königin hervorbrachte. Sie verließ in dem Augenblicke Monbijoux und kehrte nach dem Schloſſe zurück, wo ſie das Käſtchen des Prinzen vorfand. Sie war ſo niedergebeugt, daß ſie anfänglich gar nicht daran dachte, daß in dieſem Käſtchen vielleicht Papiere enthalten ſeyen, die dem Kronprinzen zum Nachtheile gereichen könnten. Die Prinzeſſin Friedrike und die Frau von Kamecke erinnerten ſie endlich daran. Die Königin war hierauf der Meinung, es ganz zu verbrennen. Die Frau von Kamecke ſtellte ihr aber vor, daß, wenn der König erführe, daß dieſes Käſtchen ihr wäre zugeſtellt worden, er nicht ermangeln würde, es ihr abfodern zu laſſen: wenn ſie es ihm alsdann nicht ſchicken könnte, würde ſie ſich ſeinem ganzen Zorne auszuſetzen wagen. Man müßte daher das Käſtchen zu öfnen ſuchen, diejenigen Papiere, die dem Prinzen ſchädlich ſeyn könnten, herausnehmen und das Uebrige dem Könige, noch ehe er es verlangte, zuſtellen. Die Hauptſchwierigkeit war aber nun, das ver-

ſiegelte Käſtchen zu öfnen. Die Prinzeſſin Friedrike hatte endlich die Geſchicklichkeit, dies zu thun. Man nahm nunmehr alle Papiere von Wichtigkeit heraus, und machte das Käſtchen ſo gut wieder zu, daß man gar nicht bemerken konnte, daß es geöfnet geweſen war.

Sobald der König zu Berlin angekommen war; begab er ſich zur Königin. Er fand alle ſeine übrigen Kinder bey ihr, die dem von ihrer Mutter erhaltenen Befehle zufolge ihm gleich zu Füßen fielen und ihn baten, ihrem Bruder zu verzeihen. Der König ſtieß ſie aber zurück und ſagte in einem ſchrecklichen Tone zur Königin, ihr Sohn ſey todt. Die Königin rief vor Schrecken und Entſetzen ganz außer ſich aus: „Wie, „iſt es möglich? Sie ſollten der Mörder Ihres „res Sohnes geweſen ſeyn!„ Er war nicht mehr mein Sohn, erwiederte der König: er war Nichts als ein Deſerteur, der den Tod verdient hatte. Bey dieſen Worten fiel die Königin in Ohnmacht. Man brachte ſie hierauf in ihr Schlafzimmer, wo ihre Kammerfrauen ſie

wieder ins Leben zurückriefen: Allein nun überließ ſie ſich dem lebhafteſten Schmerze. Den König rührte dieſe Scene nicht im Geringſten; ſondern er ſahe ihr mit trockenen Augen zu. Nachdem er wieder in ſein Zimmer gekommen war; befahl er, den Katt vor ihn zu bringen. Zugleich erhielt auch der Herr von Grumbkow und der Generalauditeur Mylius den Befehl, vor ihm zu erſcheinen. Unterdeſſen trieb er ſich herum und kehrte ſchäumend vor Zorn zur Königin zurück, die er mit ihren Kindern in Thränen ſchwimmend fand. Die Kinder gingen auf ihn zu und wollten ihm die Hand küſſen; aber er ſtieß ſie zurück, ergriff die Prinzeſſin Friedrike beym Arme, warf ſie gegen die Erde und würde ſie hart gemißhandelt haben, wenn die Königin und die übrigen Kinder ſich nicht dawider geſetzt hätten. Die Kammerfrauen der Königin kamen auch herbeygelaufen und trugen die halbtodte Prinzeſſin in ein Nebenzimmer, während der König mit großen Schritten im Zimmer der Königin auf und ab ging. Er ergoß ſich hier in harten Vorwürfen gegen die Prinzeſſin und gab ihr

Schuld, daß ſie die Urſach alles Unglücks ſeiner Familie ſey: aber ſie ſolle ihm, ſetzte er hinzu, mit ihrem Kopfe für alle die Angſt und Noth, die ſie ihm gemacht habe, bezahlen. Seine Drohungen trafen auch die Königin, welche den Tod in dieſem Augenblicke ſüß gefunden haben würde. Sie ſchwamm in Thränen und ganz in Schmerz verſunken hörte ſie nicht einmal, was der König zu ihr ſagte. Da ſie die jungen Prinzen in dieſem Zuſtande erblickten; warfen ſie ſich dem Könige zu Füßen und baten ihn, doch ihrer Mutter zu ſchonen. Allein er war zu ſehr in Bewegung, um auf das, was er ſagte, aufmerkſam zu ſeyn, noch weniger daran zu denken, daß er geſagt hatte, der Kronprinz ſey todt: denn er that nun die fürchterlichſten Schwüre, daß er ihn wolle hinrichten laſſen.

Mitten unter dieſen Verwünſchungen berichtete man ihm, daß Katt da ſey. Er ging alſo plötzlich zum Zimmer hinaus und ſagte noch zur Königin, daß er nun bald ſo viel wiſſen werde, um dem Prinzen den Kopf abſchlagen laſſen zu können. Als er den Herrn von Grumbkow und den Generalauditeur

Mylius in ſeinem Zimmer fand; ſagte er zu ihnen, er habe ſie rufen laſſen, um den Katt zu verhören, deſſen Ausſagen in der Folge mit dazu dienen ſollten, um ſeinem Sohn, der gegen den Staat und gegen ihn zum Verbrecher geworden ſey, den Prozeß zu machen. Hierauf erzählte er ihnen Alles, was vorgefallen war und fügte noch hinzu, der Prinz ſey ein undankbarer Sohn, ein Rebelle, ein Unmenſch, der gar keine Gnade verdiene. Die Feinde des Herrn von Grumbkow haben hernach behauptet, daß er, ſtatt den König zu beſänftigen zu ſuchen, ihn im Gegentheil noch immer mehr gegen ihn aufgebracht und ihm gerathen habe, nach der Strenge der Gerechtigkeit gegen ihn zu verfahren. Er hat indeſſen oft mit mir von jenen unglücklichen Zeiten geſprochen und mir immer geſagt, daß der König an dieſem Tage viel zu ſehr in Hitze geweſen ſey, als daß man es habe wagen können, ihm zu widerſprechen: Sobald er ihn aber etwas ruhiger geſehen habe; habe er ihn öfters ermahnt, dem Prinzen zu vergeben. Dem mag nun ſeyn, wie ihm wolle: ich will weiter erzäh=

len, was ich von dieſem Miniſter gehört ha=
be. Als Katt vor dem Könige erſchien;
fiel er zu ſeinen Füßen nieder. Der König
ſtürzte auf ihn los, riß ihm das Kreuz des
Johanniterordens mit Ungeſtüm vom Halſe,
mißhandelte ihn mit dem Stocke und trat ihn
mit Füßen. Er befahl hierauf dem Gene=
ralauditeur, den Anfang mit dem Verhöre
zu machen. Katt antwortete auf jede Fra=
ge mit einer Standhaftigkeit, die den König
und die Umſtehenden in Verwunderung ſetzte.
Er geſtand ein, daß er von der vorhabenden
Flucht des Prinzen Etwas gewußt habe und
daß ſeine Abſicht geweſen ſey, demſelben nach=
zufolgen. Man fragte ihn hierauf, an wel=
chen Hof der Prinz ſich habe hinbegeben wol=
len: er antwortete aber, das wiſſe er nicht;
man werde es aber vielleicht aus den Briefen
erſehen können, die in dem Käſtchen des Prin=
zen, welches er an die Königin habe ſchicken
müſſen, befindlich ſeyen. Der König ließ
dieſes Käſtchen ſogleich der Königin abfodern.
Seine Ungeduld erlaubte ihm nicht, es or=
dentlich zu öfnen; ſondern er zerſchlug es mit
Gewalt. Er fand aber Nichts als einige

Briefe von der Königin und der Prinzeſſin Friedrike, und einige franzöſiſche kleine Gedichte darin. Katt behauptete, die Königin und die Prinzeſſin Friedrike hätten Nichts davon gewußt, daß der Prinz mit einer heimlichen Entweichung umgegangen ſey; und bekannte ferner, er habe zu Potsdam mehrere geheime Unterredungen mit dem Prinzen gehabt; und zwar damals, da der Lieutenant, Baron von Span, die Wache gehabt habe, und eben bey dieſem Officiere habe er den Prinzen geſehen. Der König ſchickte alſo ſogleich Befehl nach Potsdam zur Gefangennehmung deſſelben; er kam indeſſen mit einigen Monaten Gefängnißſtrafe davon. Nachdem das Verhör geendigt war; mußte Katt ſeine Uniform ausziehen: man gab ihm dafür einen leinwandnen Kittel und brachte ihn zu Fuße auf die Hauptwache. Die Papiere, die in dem Käſtchen waren, wurden nunmehr zum zweyten Male durchgeleſen: da ſich aber Nichts darunter fand, wodurch der Prinz mehr gravirt wurde; ſo ſchien ſich der König darüber zu wundern. Der Herr von Grumbkow ſagte, indem

er von der Königin und der Prinzeſſin Frie⸗drike redete; die Weiber ſind liſti⸗ger, wie die Schlangen: ſie haben uns die beſten Stücke entwendet. Der König ging alſo gleich wieder zur Köni⸗gin und verlangte die Papiere, die ſie aus dem Käſtchen genommen habe. Die Köni⸗gin verſetzte aber, ſie habe ihm das Käſtchen ſo zugeſtellt, wie ſie es erhalten habe, und er müſſe noch das Siegel des Prinzen daran gefunden haben. Der König erwiederte, ſie mögte die Papiere immerhin verhehlen: Katt hätte ſchon gnug ausgeſagt, um Fri⸗tzens und ſeiner unwürdigen Tochter Köpfe ſpringen laſſen zu können. Zugleich gab er der Königin auf, der Prinzeſſin andeuten zu laſſen, daß ſie nicht aus ihrem Zimmer ge⸗hen und mit Niemanden ſprechen ſolle. „Binnen drey Tagen, ſetzte er hinzu, werde „ich ſie an einen Ort bringen laſſen, wo ſie „Muße haben wird, ihr Vergehen abzubü⸗„ßen.„ Die Königin beſchwur ihn, doch väterliche Geſinnungen zu hegen und ihr zu ſagen, in welcher Lage ſich ihr Sohn befin⸗de. „Ey, was kann Ihnen daran liegen,

„verſetzte der König, zu wiſſen, was ein „Menſch macht, der in drey Tagen nicht mehr „exiſtiren wird!„ Mit dieſen Worten verließ er das Zimmer und ließ die Königin in einem Zuſtande, der Mitleiden erwecken mußte.

Die Frau von Kamecke, eine Frau von außerordentlicher Herzhaftigkeit, konnte die Königin nicht ohne die innigſte Rührung anſehen. Sie faßte Muth, dem Könige bis in ſein Zimmer zu folgen. Sie ſagte ihm, die Zuneigung zu ſeiner Perſon, das Intereſſe für ſeinen Ruhm und für das Wohl der Königin verpflichteten ſie, ihn zu beſchwören, die Königin doch nicht durch die unſägliche Beſorgniß, die er ihr mache, zu tödten. Sie verſicherte ihn zugleich, daß dieſe Prinzeſſin Nichts von den Abſichten des Prinzen gewußt habe; daß ſie dieſelben eben ſo wie Er mißbillige; daß ſie ſie aber auch als das Projekt eines jungen Menſchen betrachte, der die Folgen des Schrittes, den er habe thun wollen, nicht gekannt habe. Sie bat ihn am Ende, an ſeine eigene Ruhe eben ſo wie an die der Königin zu denken und nicht der Zer=

ſtöhrer ſeiner eigenen Familie zu ſeyn. Sie ſtellte ihm vor, er habe bis dahin ſtets als ein gerechter und gottesfürchtiger Prinz gehandelt; er werde aber dieſe ſchönen Namen verliehren, wenn er ſich an dem Leben ſeines Sohnes vergriffe. Sie führte ihm Philipp II. von Spanien und den Czaar Peter I. an, die ihre Söhne hätten hinrichten laſſen; aber dafür auch von jedem rechtſchaffenen Manne mit Abſcheu genennt würden; ſie ſtellte ihm vor, ihre Familie ſey nun erloſchen, und wer wüßte, ob Gott nicht noch bey ſeinem Leben das unſchuldige Blut ſeines Sohnes, das er ſeinem Zorne aufopfern wolle, an ſeiner Familie rächen werde.

Der König gerieth in ein nicht geringes Erſtaunen. Nie hatte ſich Jemand eine ſolche Freyheit gegen ihn herausgenommen. Sie ſind ſehr verwegen, fing er endlich gegen ſie an, daß Sie ſo zu mir ſprechen; allein ſtatt mich darüber zu entrüſten, danke ich Ihnen dafür. Ihre Abſicht iſt wenigſtens gut. Gehen Sie und ſeyn Sie ru-

hig und ſagen Sie meiner Gemah-
lin ein Gleiches.

Aber dieſe Ruhe dauerte nur ſo lange, als die Frau von Kamecke bey ihm war. Denn kaum war ſie hinausgegangen; ſo befahl er dem Generalauditeur Mylius und dem Generalfiskal Gerber, gegen alle Diejenigen, die mit dem Kronprinzen in einiger Verbindung geſtanden hatten, inquiſitoriſch zu verfahren. Das Fräulein von Bülow, erſte Hofdame der Königin, und ihr Bruder, der preußiſcher Geſandter in Schweden geweſen war, wurden, weil ſie viele Verwandten im Hannöverſchen hatten, in Verdacht gezogen, daß ſie ſich für die Doppelheirath intereſſirt hätten. Man verwies ſie daher faſt an die äußerſten Grenzen von Litthauen und gab ihnen nur zwey Stunden Zeit, ſich zur Reiſe vorzubereiten. Duhan, der Lehrer des Kronprinzen, ward nach Memel an der curländiſchen Grenze hin verbannt und der in Potsdam arretirte Baron von Span nach Spandau gebracht. Die Tochter eines lutheriſchen Predigers, von der man glaubte, daß der Prinz

genauern Umgang mit ihr gehabt habe, bekam zu Spandau öffentlich den Staupbeſen und wurde hernach ins Zuchthaus geſperrt. Die Bedienten des Prinzen wurden theils in Verhaft genommen, theils fort gejagt. Mit einem Worte, es war ſchon ein Verbrechen, den Thronerben nur gekannt zu haben.

Während Dieſes in Berlin vorging; war der Prinz in Mittenwalde angekommen. Der König ſchickte hierauf die Herren von Grumbkow und von Derſchau, ingleichen den Generalauditeur Mylius und den Generalfiskal Gerber dahin. Dieſe mußten ihm das Verhör des Herrn von Katt mit ſeinen Ausſagen vorlegen; worauf ſie ihn fragten, ob er ſie als wahr anerkenne. Hierauf verhörten ſie ihn noch über verſchiedene andere Punkte, die der König beantwortet wiſſen wollte. Der Prinz gab ſehr freymüthige Antworten und zeigte viel Feſtigkeit. Da der Herr von Grumbkow ihm ſeine Verwunderung darüber bezeugte; antwortete er ihm, er glaube über Alles, was ihm begegnen könne, hinaus zu ſeyn, und er hoffe, ſein Muth werde größer ſeyn, als

ſein Unglück. Der Herr von Grumbkow kündigte ihm hierauf an, daß des Königs Wille ſey, ihn nach Cüſtrin zu bringen, wo er ſo lange bleiben ſolle, bis ſein Vater etwas Anderes über ihn verhängen werde. „Es ſey darum, verſetzte der Prinz, ich wer„de dahin gehen. Wenn ich aber nicht ehe „wieder von dort weg kommen ſoll, als bis „ich mich aufs Bitten lege; ſo dürfte ich wohl „ziemlich lange dort bleiben.„ Er mußte noch am nemlichen Tage abreiſen. Als er in Cüſtrin angekommen war, führte man ihn auf die Citadelle. Hier wurde er in eine Stube, worin gar keine Meublen waren, eingeſchloſſen. Er hatte nicht die geringſte Bedienung und mußte die Nacht auf dem Fußboden ſchlafen; ja es war ſogar verboten, ihm Licht zu geben. Der ganze Troſt, den man ihm zugeſtand, war eine Bibel und ein Gebetbuch. Seine täglichen Ausgaben wurden auf vier Groſchen eingeſchränkt.

Es würde dem Prinzen hart angekommen ſeyn, dieſe Lebensart lange Zeit hindurch auszuhalten. Aber der Herr von Münchow, Präſident der neumärkiſchen Kammer,

dem der König freye Wohnung in der Citadelle gegeben hatte, wurde von der unglücklichen Lage des Prinzen gerührt und verſchafte ihm alle Erleichterung, die er nur konnte. Der Prinz ſchüttete dafür nach ſeiner Thronbeſteigung ſeine Wohlthaten über die Kinder des Präſidenten aus und überhäufte die ganze Familie von Münchow mit Ehre.

Eben diejenigen Perſonen, die den Prinzen in Mittenwalde verhört hatten, kamen jetzt auch nach Cüſtrin in derſelben Abſicht. Der Prinz weigerte ſich anfänglich, den königlichen Deputirten zu antworten, und nahm beſonders gegen den Herrn von Grumbkow einen ſehr hohen Ton an. Dieſer hatte indeſſen die Frechheit, ihm zu ſagen, daß, wenn er ſeinen Stolz nicht bey Seite ſetzte, er Mittel und Wege finden werde, ihn zu demüthigen. „Ich weiß nicht, „verſetzte der Prinz, was Sie gegen mich „unternehmen werden: Soviel aber weiß „ich, daß Sie mich nie dahin bringen wer„den, vor Ihnen zu kriechen.„ Die Deputirten überreichten ihm nun die Papiere, die der König in dem Käſtchen gefunden hatte.

Der

Der Prinz unterſuchte ſie; und da er die Wichtigſten nicht darunter fand, zweifelte er gar nicht daran, daß ſie unterdrückt worden wären. Er ſagte hierauf, dies ſeyen alle die Papiere, die darin geweſen ſeyen. Als man von ihm verlangte, er ſolle ſeine Erklärung mit einem Eide bekräftigen; antwortete er, daß er dies nicht könne, weil ſein Gedächtniß ihn trügen könne; ſo viel er ſich aber erinnere; könne er verſichern, daß keine Papiere davon von Abhänden gekommen ſeyen. Er leugnete auch, jemals an den König oder die Königin von England andere als Höflichkeitsbriefe geſchrieben zu haben, und auf alle die übrigen Artikel erklärte er ſich, daß er zu dem, was er zu Weſel und Mittenwalde bereits ausgeſagt habe, Nichts weiter hinzuzuſetzen habe. Die königlichen Commiſſarien mogten die Sache wenden, wie ſie wollten; ſie konnten keine andere Antwort von ihm bekommen.

Der König, der wohl einſahe, daß er über den ſtolzen Geiſt ſeines Sohnes nichts weiter gewinnen werde, ließ den Herrn von Katt zum zweyten Male vor ſich kommen

und fragte ihn nochmals, ob die Königin und die Prinzeſſin Friedrike Nichts vom Vorhaben des Prinzen gewußt hätten. Katt verſicherte, ſie hätten Nichts gewußt. Der König drohete ihm, ihn auf die Folter bringen zu laſſen; er ſagte aber, daß er darauf Nichts Anders ausſagen könnte, als was er jetzt ausgeſagt habe. Der Graf von Seckendorf, ein Verwandter des Marſchalls von Wartensleben, der Katts mütterlicher Großvater war, rettete ihn noch von der Folter, und man brachte ihn nun wieder ins Gefängniß zurück.

Unterdeſſen fand ſich der König in der gröſten Verlegenheit, wie er dem Prinzen den Prozeß machen laſſen ſollte. Als ſeine Miniſter ihm vorgeſtellt hatten, daß Niemand das Recht habe, über den Kronerben zu richten; ſo ergrif er die Parthey, ihn nicht als ſeinen Sohn, ſondern als Obriſten von ſeinen Truppen, richten zu laſſen. Zu dem Ende verſammlete er einen Kriegsrath, der aus zwey General-Majoren, den Grafen von Dänhof und Linger, aus zwey Obriſten, den Herren von Derſchau und

von Pannewitz, eben ſo viel Obriſtlieu-tenants, von Schenck von den Gens d'ar-mes, (den Namen des Zweyten, ſo wie auch den der beyden Majore, habe ich vergeſſen), aus zwey Capitänen, den Herren von Ein-ſiedel und Kneſebeck, vom Regimente des Königs, beſtand.

Dieſer Kriegsrath hielt ſeine Sitzungen zu Potsdam. Weder der Kronprinz noch Katt erſchienen vor demſelben. Demunge-achtet wurden ſie von ihm gerichtet und ver-urtheilt, den Kopf zu verliehren. Die Sen-tenz wurde nach Berlin geſchickt. Katt blieb ſtandhaft, als ſie ihm vorgeleſen wurde. „Ich bin, ſagte er, völlig in die Fügungen „der Vorſehung und den Willen des Königs „ergeben. Ich habe keine ſchlechte Handlung „verübt, und wenn ich ſterbe; ſo iſt es um „einer guten Sache willen.„ Er ſchrieb in-deſſen doch noch an den König und bat ihn um Gnade. Alle ſeine Verwandte, an de-ren Spitze ſein Großvater, der Marſchall von Wartensleben, und ſein Vater, der Obriſtlieutenant war, ſtanden, baten gleichfalls für ihn, aber der König blieb un-

beweglich. Der Major Schenck von den Gens d'armes erhielt Befehl, ihn auf die Citadelle nach Cüſtrin zu führen. Sie langten des Morgens um 9 Uhr hier an. Die übrige Zeit des Tages erlaubte man ihm, ſich mit Geiſtlichen zu unterhalten. Er ſchien ganz gefaßt und zeigte viel Reue über ſein ehemaliges unordentliches Leben. Die ganze folgende Nacht brachte er unter Gebet zu. Auf dem Platze der Citadelle hatte man unterdeſſen ein Schaffot errichtet, das mit dem Zimmer des Kronprinzen einerley Höhe hatte. Die Fenſter dieſes Zimmers hatte man bis unten herunter erweitert, ſo daß man gerades Fußes aus dem Zimmer auf das Schaffot, das mit ſchwarzem Tuche behangen war, gehen konnte. Alles dieſes war vor des Kronprinzen Augen eingerichtet worden, ſo daß er völlig überzeugt geweſen war, daß alle dieſe Zurüſtungen für ihn gemacht würden. Er ward in dieſer Meinung am folgenden Morgen noch beſtärkt, als der Commandant der Feſtung, Löpel, in ſein Zimmer trat. Allein dieſer Officier ließ ihn nicht lange in ſeinem Irrthume. Er kündigte ihm an, es

ſey des Königs Wille, daß er Katts Hinrichtung, der enthauptet werden ſolle, beywohne. Der Prinz näherte ſich hierauf einem Fenſter. Kurz darauf erſchien Katt in einem braunen Kleide, weil er nach ſeiner Degradirung die Uniform nicht mehr tragen durfte. Sobald der Prinz ihn erblickte, verlangte er, daß man die Vollziehung des Urthels noch aufſchieben und ihm erlauben ſollte, an den König zu ſchreiben, dem er erklären wolle, daß er der Thronfolge feyerlich entſage, wofern man ſeinem Freunde Gnade widerfahren laſſen wolle. Aber man achtete nicht ſeiner Thränen, ſeiner Bitten, ſeiner lauten Klagen. Das Urthel war geſprochen und mußte vollzogen werden. Als Katt näher gekommen war; rief ihm der Prinz zu, er ſey ſehr unglücklich, die Urſach ſeines Todes ſeyn zu müſſen und ſagte endlich: Wollte Gott, ich wäre an Ihrer Stelle: „Ach, gnädigſter Herr, antwortete Katt „mit einer ſchwachen Stimme, wenn ich tauſend Leben hätte; ich würde ſie mit Freuden für Sie hingeben.„ Hierauf kniete er nieder. Einer ſeiner Bedienten wollte ihm

die Augen verbinden; Aber er ſagte, es iſt nicht nöthig; hob ſeine Augen gen Himmel und ſprach: Mein Gott, in deine Hände befehle ich meinen Geiſt. Der Kronprinz konnte den Anblick nicht länger ertragen. Er fiel in Ohnmacht, ſo daß man ihn auf ſein Bett tragen mußte, wo er endlich wieder zu ſich kam. Er war aber ſo abgemattet, daß er ſich nicht wieder erheben konnte. Katts Körper blieb den ganzen Tag über auf dem Schaffot vor des Prinzen Augen. Gegen Abend nahm man ihn endlich weg, worauf er in einen Sarg gelegt und in Einer von den Baſtionen der Citadelle begraben wurde.

Katts Blut beſänftigte den König noch nicht; denn noch ſtand dem Prinzen daſſelbe Schickſal bevor. Die Prinzeſſin Friedrike wurde noch immer zu Berlin in ihrem Zimmer gefangen gehalten, und zwar ſo, daß ſie an den nothwendigſten Bedürfniſſen Mangel litt. Die Königin brachte ihr Leben unter Seufzen zu und durfte Nichts zum Beſten ihrer Kinder ſprechen. Unterdeſſen verwendeten ſich verſchiedene Mächte für die

Freyheit des Prinzen. Der Kaiſer, der zufrieden war, die Doppelheirath hintertrieben zu haben, hielt ſich jetzt für verpflichtet, das Uebel, das er angerichtet hatte, wieder gut zu machen. Er ſchrieb in dieſer Abſicht einen eigenhändigen Brief an den König und ertheilte zu gleicher Zeit dem Grafen von Seckendorf den Befehl, dem Könige vorzuſtellen, daß er gar nicht das Recht habe, ſeinem Sohne den Prozeß zu machen, noch weniger ihn hinrichten zu laſſen; der Prinz gehöre dem Reiche zu und müſſe vor dem geſammten Reichstage verhört und gerichtet werden; wenn er ſelbſt über ihn ein Urthel ausſprechen werde; ſo werde er ſich den Haß der ſämmtlichen deutſchen Reichsſtände dadurch zuziehen. Der König antwortete hierauf, er ſey König; in dieſer Eigenſchaft werde er über ſeinen Sohn Recht ſprechen und zu dem Ende ihn nach Preußen ſchicken, wo er Niemanden als Gott über ſich erkenne.

Unterdeſſen hatten auch die Generalſtaaten ſich für den Prinzen bey ihm verwendet. Dadurch wurde er nach und nach beſänftigt. Er äußerte ſich einmal gegen den Herrn von

Grumbkow, daß, wenn der Prinz ſich vor ihm demüthigte und ihn um Verzeihung bäte, er ihm ſeine Gnade wieder zuwenden werde. Der Herr von Grumbkow bat den König um Erlaubniß, nach Cüſtrin reiſen zu dürfen, um den Prinzen zu überreden, ſich ihm zu unterwerfen. Der König gab ſeine Einwilligung dazu unter der Bedingung, daß er die Sache ſo einrichte, daß der Prinz es nicht merke, daß Er die Veranlaſſung dazu gegeben hätte. Der Herr von Grumbkow verſprach dieſes. Da er ſahe, daß ſich Alles zu einer Ausſöhnung anſchicke; wollte er bey der Königin und dem Kronprinzen ſich das Verdienſt davon beylegen. Sobald er vom Könige weggegangen war, ſchrieb er an die Königin und bat ſich eine geheime Audienz bey ihr aus, ſo daß der König Nichts davon erführe. Die Königin befand ſich in einer ſolchen Lage, daß ſie es ihm nicht abſchlagen konnte; ſie ließ ihn alſo kommen. Sobald er hereingetreten war; ſagte er, er käme mit dem Oelzweige in der Hand, ihr Frieden zu verkündigen. Er machte ſie hierauf mit den Geſinnungen des Königs bekannt,

und ſagte, daß er nach Cüſtrin reiſen würde, um den Prinzen dahin zu bringen, den Wünſchen des Königs ein Gnüge zu thun; er bäte ſie indeſſen, die Sache geheim zu halten, und beſonders dem Könige Nichts von einer Unterredung mit ihm merken zu laſſen. Die Königin war außer ſich vor Freuden. Sie verſprach, Alles geheim zu halten, und verſicherte den Herrn von Grumbkow, daß ſie von dem Augenblicke an alles Vergangene vergäße.

Der Herr von Grumbkow reiſ'te hierauf wirklich nach Cüſtrin ab, wo er den andern Morgen ankam. Er ging ſogleich zum Prinzen und ſagte ihm, er komme ohne Vorwiſſen des Königs, um ihm zu melden, daß es vielleicht nur an ihm liege, die Gnade des Königs wieder zu gewinnen; er habe ſeit einigen Tagen bemerkt, daß der Zorn des Königs nachlaſſe; er habe daher ſogleich Poſtpferde beſtellt, um ihn davon zu benachrichtigen und ihm zugleich ſeine Dienſte anzubieten. Er bitte ihn, einen recht demüthigen Brief an den König zu ſchreiben; darin zu geſtehen, daß er ſich vergangen habe, und

ihn zu bitten, daß er ihm doch ſeine Zärtlichkeit und ſein Wohlwollen wieder ſchenken mögte. Er ſetzte hinzu, er glaube, ihm für den glücklichen Erfolg ſtehen zu können, wofern er nicht länger zögerte, ſeinem Rathe zu folgen. Der Prinz, gegen deſſen ganze Natur es war, ſich vor ſeinem Vater zu demüthigen, noch mehr aber, dem Herrn von Grumbkow einige Verbindlichkeit ſchuldig zu ſeyn, antwortete, er könne ſich zu einem ſolchen Schritte unmöglich entſchließen, um ſo mehr, da er von der Unwirkſamkeit deſſelben völlig überzeugt ſey. Als der Herr von Grumbkow ihm indeſſen vorſtellte, daß er durch ſeine Weigerung die Königin und ſeine Schweſter, die Prinzeſſin Friedrike, die ganz troſtlos und beſtändig in Thränen gebadet ſeyen, in neuen Kummer verſetzen würde; ſo wurde er gerührt und ergrif die Feder, um zu ſchreiben.

Als der König den Brief des Prinzen erhalten hatte; ſchickte er die Herren von Grumbkow, von Röder,*) von Glaſenap, von Bodenbrock, von

*) Geſtorben als Feldmarſchall in Preußen.

Waldau und von Derſchau, nebſt dem Miniſter und Staatsſekretär von Thule-meyer an ihn, um ihm zu eröfnen, daß Er, der König, aus väterlichen gegen ihn hegenden Geſinnungen und in Rückſicht der Verwendungen verſchiedener Mächte, beſonders des Kaiſers, ihm ſein Vergehen verzeihen und ihn aus dem bisherigen engen Arreſte loslaſſen wolle, jedoch unter der Bedingung, daß er Cüſtrin nicht verlaſſe, indem ſeine Abſicht ſey, daß er in dieſer Stadt als bloßer Privatmann leben und ſich ganz auf die Staatswirthſchaft legen ſolle. Zu dem Ende ſolle er die Domänenkammer täglich beſuchen und daſelbſt nach dem jüngſten Rathe ſeinen Platz einnehmen. Vor allen Dingen aber verlange der König, daß er ſich eidlich verbindlich mache, nie gegen Diejenigen, welche er in Verdacht haben könnte, als hätten ſie ihm zuwider gehandelt, einige Rache auszuüben; daß er ſich ferner nie dem ſeinem Vater ſchuldigen Gehorſam entziehen und nie ohne deſſelben Erlaubniß eine Reiſe vornehmen wolle; daß er übrigens in der Furcht Gottes leben und die Pflichten der Religion

erfüllen, und endlich ſich mit keiner andern Prinzeſſin, als mit derjenigen, die der König ihm geben werde, vermählen wolle.

Der Prinz verlangte hierauf die Eidesformel ſelbſt zu leſen, die ihm der Herr von Thulemeyer auch übergab, worauf die königlichen Commiſſarien ſich wieder wegbegaben. Am folgenden Tage, als den 12ten November, führten Dieſelben den Prinzen bey dem Präſidenten von Münchow ein. Der Generalmajor und Gouverneur der Stadt, Herr von Lopel, gab ihm hierauf ſeinen Degen wieder und der Herr von Thulemeyer las die Eidesformel vor, die der Prinz Wort für Wort wiederhohlte und eigenhändig unterſchrieb. Hierauf gingen ſie in die Kirche, wo der Prinz nach angehörter Predigt die Communion empfing. Von da ging er wieder zum Präſidenten und ſchrieb einen Brief an ſeinen Vater, um ihm für die wiedergeſchenkte Freyheit zu danken. Nach dem Mittagseſſen führten die Commiſſarien den Prinzen in das für ihn zubereitete Haus und ſtellten ihm den Herrn von Walden als ſeinen künftigen Hofmarſchall, und die

Herren von Natzmer und von Rohwe⸗del als ſeine Kammerjunker, ingleichen ſei⸗ne Bedienten vor, welches lauter ihm unbe⸗kannte Leute waren, zu denen er kein Zu⸗trauen haben konnte. Man las ihm hierauf den Etat ſeiner ſehr mäßigen Einkünfte her. Der König hatte ihm Alles, was zum Ver⸗gnügen oder zur Erhohlung gehörte, geſtri⸗chen Es wurde ihm ſogar verboten, zu le⸗ſen und zu ſchreiben, außer was zu ſeinen Ar⸗beiten in der Domänenkammer gehörte. Da⸗bey durfte er keine Uniform tragen. Seine ganze Garderobe beſtand in einem grauen Kleide mit einer ſchmalen ſilbernen Treſſe. Das ſonderbarſte Verbot war noch Dieſes, daß er kein Franzöſiſch ſprechen ſollte.

Die Freude, welche das Publikum über dieſe Veränderung der unglücklichen Lage des Prinzen empfand, war unbeſchreiblich. Die Strenge, mit welcher man ihm begegnet hat⸗te, hatte ihn dem Volke noch werther gemacht. Man war wirklich für ſein Leben beſorgt ge⸗weſen: man dankte daher jetzt Gott, daß er dieſer Gefahr entgangen war, und Jeder⸗

mann beeiferte ſich, Etwas dazu beyzutragen, um ſeine Lage erträglicher zu machen.

Einige Monate darauf kam der König ſelbſt nach Cüſtrin. Er verlangte ſogleich ſeinen Sohn zu ſehen, der nun ſich ihm zu Füßen warf. Der König hieß ihn aufſtehen, umarmte ihn und unterhielt ſich eine Viertelſtunde mit ihm. Indeſſen brachte dieſe Unterredung keine Veränderung in der Lage des Prinzen hervor. Es wurde weder von Dem, was vorgefallen war, noch von dem jetzigen Zuſtande des Prinzen, ein Wort geſprochen. Der König verließ ihn wieder; ſpeiſete zu Mittag beym Herrn von Münchow und der Prinz ging wieder nach Hauſe. Noch am nemlichen Tage kam der König von Cüſtrin zurück. Er ging ſogleich zu ſeiner Gemahlin und erzählte ihr, daß er ihren Sohn geſehen habe und anfange, zufrieden mit ihm zu werden. Dies war ein großer Troſt für die Königin. Sie theilte dieſe Nachricht ſogleich der Prinzeſſin Friedrike mit, deren Schickſal bis dahin nicht glücklicher als das ihres Bruders geweſen war; denn ſie ward immer noch in ihrem Zimmer gefangen gehal-

ten und bekam Niemanden als ihre Hofmeiſterin, die Frau von Sonsfeld, und ihre erſte Kammerfrau, die Mehrmann, zu ſprechen. Man ließ es ihr oft an dem Nöthigſten fehlen; ja ohne die Beſence' und einige andere Franzoſen, die es wagten, ihr Eſſen und Geld heimlich zuzuſtecken, würde ſie ſich oft mitten im Pallaſte ihres Vaters im höchſten Elende befunden haben. Was ihr Unglück noch vermehrte, war, daß faſt kein Tag verging, wo ſie nicht eine unangenehme Botſchaft vom Könige erhielt. Wer ſollte es aber wohl glauben? Mitten unter dieſen üblen Behandlungen dachte der König immer noch daran, ſie mit dem Prinzen von Wales zu vermählen. Die Königin mußte auf ſeinen Befehl nach England ſchreiben und eine kathegoriſche Antwort verlangen. Die Antwort fiel aber dahin aus, daß man engliſcher Seits verſicherte, man werde von der Doppelheirath nicht abſtehen, und wenn alſo der König ſeine Einwilligung dazu nicht geben wollte, ſey man entſchloſſen, dem Prinzen von Wales eine andere Prinzeſſin zu geben. Der König, der ſich von Niemanden

Geſetze vorſchreiben laſſen wollte, ärgerte ſich darüber, und ſagte zur Königin, ſie ſollte ihrem Bruder ſchreiben, daß ihre Tochter binnen zwey Monaten vermählt ſeyn werde. Am folgenden Morgen ſchickte er die Herren von Grumbkow, von Borck und von Thulemeyer an die Prinzeſſin, um ihr zu ſagen, daß, da alle Hofnung, ſie in England zu vermählen, jetzt aufgegeben ſey, und er ſie nun anderweitig verſorgen wolle, ſie jetzt Eine von den drey Parthieen, die er ihr antragen laſſe, wählen ſolle. (Dies war der Markgraf von Schwedt, der Prinz von Weißenfels und der Erbprinz von Bareuth.) Er laſſe ihr ganz freye Wahl, Demjenigen, der ihr am beſten gefalle, ihre Hand zu geben; aber er beſtehe darauf, daß ſie ſich jetzt entſchließe; widrigenfalls er ſie auf ihre ganze übrige Lebenszeit einſperren laſſen werde. Der Herr von Grumbkow, der das Wort führte, fügte noch hinzu, daß die Ruhe des Königs, ſo wie der Friede des königlichen Hauſes von ihrer Antwort abhänge, und verſicherte ſie, daß, wenn ſie die Wünſche ihres Vaters erfüllte, ſie derſelbe

unter

unter allen ſeinen Kindern am meiſten lieben, ihr vor allen den Uebrigen Vorzüge einräumen und ſie ſelbſt durch ihren Gehorſam die Rückkehr des Kronprinzen veranlaſſen würde. Die Prinzeſſin antwortete hierauf, ſie halte es für ihre Pflicht, dem Könige zu gehorchen und es ſey Nichts in der Welt, was ſie nicht thun würde, um ſeine Liebe wieder zu gewinnen: ſie könne aber vorher keine entſcheidende Antwort geben, bis ſie die Geſinnungen der Königin hierüber kenne. Wenn man es ihr erlaubte; wolle ſie ſogleich an dieſelbe ſchreiben und alsdann ihre Antwort darnach einrichten. Die Miniſter erklärten ihr aber, ſie hätten Befehl, ſie nicht zu verlaſſen, bis ſie ſich beſtimmt erklärt hätte. „Nun dann, verſetzte die Prinzeſſin, wenn „Sie mich zwingen; ſo wähle ich den Prinzen von Bareuth, den ich nicht kenne, „vor den beyden Andern, die ich geſehen habe. Aber erinnern Sie ſich wohl, meine „Herren, daß ich dieſe Erklärung lediglich im „Vertrauen auf das Verſprechen, das Sie „mir von Seiten des Königs gethan haben, „daß mein Bruder nemlich nunmehr ganz in

„Freyheit geſetzt werden ſoll, von mir gebe.„ Die Miniſter baten ſie hierauf, ihre Antwort ſchriftlich aufzuſetzen. Sie fragte dagegen, ob es ihr erlaubt ſey, an den König und die Königin zu ſchreiben, welches die Miniſter ihr zugeſtanden.

Die Antwort der Prinzeſſin wurde von dem Könige und der Königin ſehr verſchieden aufgenommen. Der König war vor Freuden außer ſich; die Königin dagegen war ſehr misvergnügt, daß die Prinzeſſin dem Prinzen von Wales entſagt habe. Als ſie daher dem Könige ihre Aufwartung machte; überhäufte dieſer ſie mit Liebkoſungen, da die Königin hingegen ſie hart anfuhr und ihr die bitterſten Vorwürfe machte, daß ſie nicht mehr Feſtigkeit gezeigt habe. Der Prinz von Bareuth kam im Monat Mai an. Die Prinzeſſin war gerade als Zuſchauerin bey der großen Revüe. Hier ward der Prinz ihr zum erſten Male vorgeſtellt. Sie verſicherte mich hernach, ſie habe ihn nach ihren Wünſchen gefunden. Nicht ſo war es mit der Königin, die ihn ſehr kalt aufnahm. Der Prinz ſagte ihr, er werde die Güte des Königs nie misbrauchen,

um die Prinzeſſin gegen ihren Willen und ohne Einwilligung Ihrer Majeſtät zu heirathen. Aber die Königin antwortete weiter Nichts als, der König habe das Recht über ſeine Tochter zu disponiren, und da er den Prinzen zum Schwiegerſohn gewählt habe, zweifele ſie nicht, daß er der Abſicht ſeiner Wahl entſprechen werde. Die Königin, die ſonſt gewiß gern einem Jeden gibt, was ihm zukömmt, behandelte den Prinzen mit recht ſtudierter Gleichgültigkeit. Die Prinzen und Prinzeſſinnen thaten ein Gleiches, und ein Jeder beeiferte ſich, gegen ihn unhöflich zu ſeyn. Aber deſſen ungeachtet wurde den erſten Junius die Verlobung gefeyert. Der Herzog und die Herzogin von Braunſchweig-Bevern mit ihrem Sohne, dem Prinzen Karl, waren dabey gegenwärtig; desgleichen der Herzog Eberhard Ludwig von Würtemberg, der ſeinem in Ludwigsburg dem Könige gegebenen Verſprechen gemäß ſich am Hofe eingefunden hatte. Der König und die Königin waren ſo gerührt, daß ſie Thränen vergoſſen. Der Grund ihrer Thränen war eigentlich der, daß den Tag vor der

Verlöbniß ein von London angekommener Courier die Einwilligung des Königs und der Königin von England zur Vermählung des Prinzen von Wales mit der Prinzeſſin Friedrike überbracht hatte. Nun reuete es den König, daß er die Sache ſo ſehr beſchleunigt hatte. Doch glaubte er, es ſey ſchon zu weit gekommen, als daß er nun noch zurückziehen könne. Die Traurigkeit verbreitete ſich über die ganze Geſellſchaft; der Prinz von Bareuth war der Einzige, der zufrieden ſchien.

1731. Die Vermählung wurde auf den zwanzigſten November angeſetzt. Der König machte unterdeſſen eine Reiſe nach Preußen, um über die Truppen Revüe zu halten. Zugleich unterſuchte er den Zuſtand ſeiner Kammergüter in Preußiſch Litthauen. Er fand ſowohl in Preußen als in Litthauen, daß ſeine ökonomiſchen Verordnungen ſchlecht befolgt worden waren. Feſt entſchloſſen, die Betrügereyen, die er entdeckte, auf das härteſte zu beſtrafen, wollte er ſchon jetzt davon ein Beyſpiel geben. Er errichtete einen neuen Gerichtshof, um das Betragen der Da

bey angeſtellten Perſonen auf das genaueſte zu unterſuchen. Mehrere Kriegs- und Domainen-Räthe, die im Verdacht der Veruntreuung waren, wurden auf die Feſtung Friedrichsburg bey Königsberg geſetzt. Als der König einige Tage darauf nach der Feſtung kam, um die gefangenen Räthe zu ſehen; fand er unter ihnen auch einen Edelmann, Namens Schlubeuth, dem man Bedrückung der Unterthanen zur Laſt legte, und der bey dieſer Gelegenheit überwieſen wurde, daß er dem Könige acht hundert Thaler ſchuldig ſey. Ueber den erſten Punct konnte er ſich nicht rechtfertigen; in Anſehung des zweyten aber hatte er die Summe in die Bücher eingetragen, und die Verſicherung hinzugeſetzt, daß er ſie bezahlen wolle. Als er nun vor dem Könige erſchien; drohete dieſer ihm mit dem Galgen. Er antwortete, er müſſe geſtehen, daß er Sr. Majeſtät achthundert Thaler ſchuldig ſey; aber er ſey auch im Stande und habe den Willen ſie zu bezahlen. Der König ſagte darauf, er werde demungeachtet gehangen werden. Schlubeuth erwiderte, es ſey nicht Sitte, einen Edelmann zu hängen. Hierauf

ließ der König, den es ärgerte, daß der Menſch ſo zuverſichtlich mit ihm ſprach, ihn den folgenden Tag wirklich hängen. Sein Körper blieb einige Zeit am Galgen, welcher abſichtlich ſo errichtet war, daß die übrigen Kriegsräthe aus der Seſſionsſtube ihn leicht erblicken konnten. Schlubeuth ſtammte aus Dänemark her. Der Erſte ſeiner Vorfahren, der ſich unter dem Herzog Albert von Preußen daſelbſt niedergelaſſen hatte, war ebenfalls, weil er einen Bauer erſchlagen hatte, am Galgen geſtorben.

Während der König in Preußen war, ſtarb der Markgraf Friedrich Albrecht, ein Sohn des großen Kurfürſten und Bruder Friedrichs I., zu Friedrichsfelde den ein und zwanzigſten Junius an einem Anfall von Schlagfluß. Dieſer Prinz, der am vierzehnten Januar 1672. gebohren war, war Heermeiſter des Johanniterordens in der Mark, Sachſen, Pommern und Wenden: eine Würde, die zwar das Ordenskapitel conferirt, die es aber nur dem ertheilt, den der König vorſchlägt, und die ſchon ſeit

drey Vacanzen immer ein Prinz vom Hauſe bekleidet hat. Wahrſcheinlich wird ſie wohl immer bey der Familie bleiben. Der Markgraf Albrecht war zugleich Statthalter von Pommern, und Chef eines Cavallerie- und eines Infanterieregiments in königlichen Dienſten, wie auch Inhaber eines holländiſchen Infanterieregiments. Dies letztere hatten die Generalſtaaten ihm gegeben, weil ſie ihn über der Taufe gehalten hatten. Er hinterließ drey Söhne und zwey Töchter. Der älteſte Sohn, der Markgraf Karl, folgte ihm im Heermeiſterthum; auch gab ihm der König das Infanterieregiment ſeines Vaters: aber die Statthalterſchaft über Pommern wurde wieder mit der Krone vereinigt. Der Prinz Friedrich erhielt das holländiſche Regiment, und der dritte, Namens Wilhelm, eine Compagnie unter dem Regimente ſeines Bruders Karl. Der jetzige König vertraute ihm bey ſeiner Thronbeſteigung das Commando über die Garde an. Die beyden jüngern Prinzen hatten gleiches Schickſal. Friedrich blieb gleich in dem erſten Feldzuge des ſchleſiſchen Krieges in der Schlacht bey Moll-

witz *), und Wilhelm verlohr das Leben vor Prag im erſten Feldzuge des zweyten Krieges **).

Die Leiche des Markgrafen Albrecht wurde nach Berlin gebracht, und ganz in der Stille in der Domkirche beerdigt. Der König hatte die Begräbnißkoſten nicht tragen wollen, und der Markgraf hinterließ ſeine Finanzen in ſolcher Unordnung, daß ſeine Wittwe und ſeine Kinder nicht im Stande waren, ein prächtiges Leichenbegängniß zu feyern. Der Markgraf wurde ſehr bedauert. Er hatte ein vortrefliches Herz; aber er war von einer ſo großen Lebhaftigkeit, die ihn oft Dinge ſagen und thun ließ, die er im nächſten Augenblicke bereuete, und die man ihm kaum würde haben verzeihen können, wenn man nicht die Güte ſeines Charakters gekannt hätte.

Endlich wurde die Vermählung der Prinzeſſin Friedrike Sophie Wilhelmine mit dem Erbprinzen Friedrich von Bareuth zu Berlin vollzogen. Den Tag nach der Hochzeit kam der Kronprinz aus ſei-

*) Den 10ten April 1741.

**) Im September 1744.

nem Exilium zurück. Niemand hatte dies erwartet; ſelbſt die Königin wußte nicht, daß er zurückkommen ſollte. Seine Zurückkunft gewährte ihr daher eine ſehr angenehme Ueberraſchung. Sie gab gerade ein Feſtin, als der Kronprinz in den Ritterſaal, wo ſie ſpielte, hineintrat. Er hielt ſich einige Zeit an der Thür auf, und da er in der Zeit ſeiner Ungnade viel größer geworden war und er ſtatt der Uniform, in welcher man ihn ſonſt immer geſehen hatte, einen grauen Rock trug; wurde er von Niemanden erkannt. Selbſt die Königin, der es der König ſagte, daß ihr Sohn im Zimmer ſey, hätte ihn nicht gekannt, wenn nicht die Frau von Kamecke ihr denſelben gezeigt hätte. Nun legte ſie die Karten weg, ging ihm entgegen und umarmte ihn mit vieler Zärtlichkeit. Der Kronprinz befand ſich in einer Gemüthsſtimmung, die aus Freude und Ehrfurcht zuſammengeſetzt war. Er blieb neben dem Stuhle der Königin ſtehen, und ſchien Niemanden zu erkennen, ſelbſt ſeine neuvermählte Schweſter nicht. Er empfing ſie, als ſie ihm ihre Freude über ſeine Zurückkunft bezeigen wollte, mit vieler

Kälte, und trieb die Sache ſo weit, daß der König, der auf ſeine Handlungen genau merkte, ihm darüber Vorwürfe machte. Er mußte allein mit dem Könige ſpeiſen. Bey Tafel wiederhohlte der König alles Vorgefallene, und ſetzte hinzu, es ſey dies das letzte Mal; er wolle aber jetzt Alles vergeſſen. Nach geendigtem Eſſen kehrte der Prinz in den Ritterſaal zurück, wo unterdeſſen der Ball ſeinen Anfang genommen hatte. Er tanzte auch mit; aber doch ſo, daß man wohl merken konnte, daß ſein Herz an dem Feſte keinen Theil nahm. Den folgenden Tag ſchenkte ihm der König einen Officierdegen, und gab ihm darauf ein Infanterieregiment, deſſen Uniform der Prinz nunmehr trug. So endigten ſich die Leiden des Kronprinzen. Er war nun in ſeinem Privatleben nicht mehr ſo eingeſchränkt, und hielt ſich unter Begünſtigung der Geſchäfte, die ihm ſein Regiment gab, meiſt zu Ruppin auf, wo es in Garniſon ſtand.

1732. Die Auswanderung der Salzburger fing mit dem Jahre 1732. an. Seitdem Luthers und Calvins Lehre in Deutſchland ein-

geführt war; hatten die Erzbiſchöfe von Salzburg Nichts vergeſſen, um alle Keime von Proteſtantismus in ihrem Sprengel aus: zurotten. Aber aller angewandten Sorgfalt ungeachtet hatten ſie doch nicht hindern können, daß nicht gewiſſe Familien von Zeit zu Zeit zu: ſammenkamen, um die Schrift zu leſen und nach Art der Lutheraner geiſtliche Lieder zu ſingen. Da ſie übrigens die gottesdienſtlichen Gebräuche der katholiſchen Religion beob: achteten, hatte man ſie weiter nicht beunru: higt. Der letzte Erzbiſchof, Franz Anton Graf von Harrach hatte ihnen mehr nach: geſehen, als irgend Einer ſeiner Vorfahren. Es wäre für das Land zu wünſchen geweſen, daß ſein Nachfolger, Leopold Baron von Fir: mian, gleiche Grundſätze gehabt hätte, oder daß er wenigſtens, um ſeine verirrten Schafe auf den rechten Weg zu leiten, nur Ermah: nungen und gutes Beyſpiel gebraucht hätte. Dann hätte er zwey und zwanzig tauſend Men: ſchen mehr in ſeinen Staaten behalten. Aber dieſer harte, ſtolze und beſchränkte Prälat un: ternahm die Bekehrung ſeiner Unterthanen mit ſo vieler Gewaltthätigkeit, daß dieſe der

katholiſchen Kirche zuſchrieben, was nur die Folge des unüberlegten Eifers eines erzürnten Prieſters war. Sie führten darüber bey dem Reichstage Beſchwerden, und baten das Corpus Evangelicorum, ihnen die Freyheit auszuwirken, das Land zu verlaſſen, Weiber und Kinder mit ſich zu nehmen, ihre Güter zu verkaufen und das Geld dafür dahin zu bringen, wo ſie ſich niederlaſſen würden. Das Corpus Evangelicorum ſchrieb zu ihrem Beſten an den Erzbiſchof; aber nun wurden die Salzburger nur noch übler behandelt. Das Benehmen des Biſchofs vermehrte die Zahl der Proteſtanten, und nun ſtellte er ſich, als fürchte er einen Aufſtand, und bat ſich von dem Kaiſer Truppen aus, um, wie er ſagte, ſeine Unterthanen, die unter dem Deckmantel der Religion aufrühreriſche Abſichten zu verſtecken ſuchten, im Zaume zu halten. Karl VI. ließ an die vorgegebenen Rebellen eine Verordnung ergehen, worin ſie zu ihrer Pflicht zurückzukehren ermahnt wurden, und ſchickte zu gleicher Zeit ſechs tauſend Mann ſeiner Truppen ab, um den Gründen der erzbiſchöflichen Miſſionarien Eingang zu

verſchaffen. Die Truppen wurden in die Häuſer der Proteſtanten verlegt, und lebten auf ihre Koſten. Sobald die evangeliſchen Reichsſtände hievon unterrichtet waren; ſtellten ſie dem Kaiſer in einem Briefe vor, daß der den Salzburgern ſchuld gegebene Aufruhr eine Erdichtung ſey, deren man ſich als eines Vorwands bediene, um ſie zu verfolgen, und baten ihn, einen Bevollmächtigten zu ernennen, um den Grund ihrer Vorſtellungen zu unterſuchen. Karl VI. antwortete, es ſey keine Commiſſion nöthig, da die Salzburger ſich zur augsburgiſchen Confeſſion bekenneten und nur die Erlaubniß, auswandern zu dürfen, foderten. Er habe den Erzbiſchof ernſtlich ermahnt, Nichts gegen den weſtphäliſchen Frieden zu unternehmen; er habe die Truppen nur als ein guter Nachbar abgeſchickt, um die öffentliche Ruhe und den Frieden in ſeiner Nachbarſchaft zu erhalten; ſeine Abſicht ſey keinesweges dahin gegangen, die Salzburger zu unterdrücken, oder ſie der Vorrechte zu berauben, deren ſie dem weſtphäliſchen Frieden und der Reichsverfaſſung zu Folge genießen ſollten.

Da der Erzbiſchof ſahe, daß der Kaiſer ihn nicht unterſtützte, ließ er ein Edict bekannt machen, worin er allen ſeinen Unterthanen, die nicht in den Schooß der römiſchkatholiſchen Kirche zurückkehren wollten, anbefahl, ſein Land zu räumen; die nicht Angeſeſſenen binnen acht Tagen, die Angeſeſſenen binnen drey Monaten. Da die Begüterten ſich ihrer Beſitzungen unmöglich in ſo kurzer Zeit entſchlagen konnten; ließen Viele von ihnen lieber Alles im Stich, als daß ſie ſich der Verfolgung noch länger ausſetzten. Da die erzbiſchöflichen Beamten unter der Hand dem Verkaufe der Güter entgegenarbeiteten; baten die Proteſtanten von neuem um die Dazwiſchenkunft des Corpus Evangelicorum, welches auch ihrentwegen an den Biſchof ſchrieb. Unterdeſſen ließ Friedrich Wilhelm, der das Verfahren eines einzelnen Biſchofs den Katholiken überhaupt aufbürdete, den Klöſtern in Halberſtadt erklären, wenn der Erzbiſchof von Salzburg nicht aufhöre, ſeinen proteſtantiſchen Unterthanen ihre Güter vorzuenthalten, er gegen ſie Repreſſalien gebrauchen, und ihre Ein=

künſte ſo lange in Beſchlag nehmen würde, bis der Erzbiſchof ſeine friedensbrüchigen und verfaſſungswidrigen Verfolgungen einſtellte. Zugleich ſchickte er nach den Gränzen des Erzbisthums Salzburg Commiſſarien ab, um die noch zurückgebliebenen Proteſtanten aufzumuntern, daß ſie ſich in ſeinen Staaten niederließen. Dabey ließ er ein Edict bekannt machen, worin er ſie in Schutz zu nehmen und denen, die nach Preußen gehen wollten, Wohnplätze zu geben verſprach. In eben dem Edicte bat er die Reichsſtände, durch deren Länder die Emigranten durchziehen mußten, ſie auf dieſer beſchwerlichen Reiſe mit Allem, was Chriſten einander ſchuldig ſeyen, zu unterſtützen. Ueberdem machte er den Emigranten bekannt, daß ſie zu Regensburg, zu Halle und ſo weiter, Commiſſarien treffen würden, die ihnen eben das, was die vor ihnen nach Preußen gegangene Coloniſten erhalten hätten, auszahlen würden, jeder Mannsperſon täglich vier Groſchen, jedem Weibe oder Mädchen drey und für jedes Kind zwey Groſchen, und daß ſie in Preußen derſelben Freyheiten, Privile-

gien und Vorrechte genießen ſollten, die den vorhingenannten Coloniſten bewilligt worden wären. Dieſes Edict zog an zwanzig tauſend Salzburger von allen Altern und Geſchlechtern nach Preußen. Einige brachten das aus dem Verkaufe ihrer Güter gelöſete Geld mit. Andere, welche das Ihrige hatten im Stich laſſen müſſen, wurden auf Verlangen des Königs, welcher die Herausgabe der Güter foderte, in der Folge entſchädigt. Sie Alle erfuhren, nach Verhältniß ihrer Bedürfniſſe, die Wohlthätigkeit ihres neuen Beherrſchers und ſeines Hofes, ſo wie verſchiedener Mächte, welche Collecten zu ihrem Beſten anſtellen ließen.

In dieſem Jahre kam der Herzog Franz Stephan von Lothringen nach Berlin. Dieſer Fürſt war ſeit ſeinem dreyzehnten Jahre am Wiener Hofe unter den Augen des Kaiſers erzogen worden, der ihn als ſeinen Schwiegerſohn und Nachfolger im Reiche betrachtete. Karl VI. hatte dieſe Ehre anfangs dem ältern Bruder des Herzogs, Leopold Clemens, zugedacht: aber da dieſer im Jahre 1723. geſtorben war, ließ er

den

den jungen Franz nach Wien kommen und ließ ihn als ſeinen Sohn erziehen. Der Herzog hatte nach dem im Jahre 1729. erfolgten Tode ſeines Vaters eine Reiſe nach Lothringen gemacht, um die väterlichen Staaten in Beſitz zu nehmen, und hatte ſich auch nach Frankreich begeben, um Ludwig XV. wegen des Herzogthums Bar in eigener Perſon zu huldigen. Er war darauf nach den Niederlanden und nach England gereiſet, war durch Holland zurückgekommen, und hatte mehrere deutſche Höfe beſucht. Der König nahm ihn mit aller möglichen Achtung auf; er bewirthete ihn auf dem Schloſſe, und der junge Herzog lebte in den drey Wochen, die er am Hofe zubrachte, mit dem Könige und der Königin auf einen ſo vertrauten Fuß, als wenn er ihr Sohn geweſen wäre.

Der Herzog von Lothringen war noch am Hofe, als der Herzog Ferdinand Albrecht von Braunſchweig-Bevern mit ſeiner Gemahlin, einer Schweſter der Kaiſerin, daſelbſt ankam. Sie hatten zwey ihrer Kinder bey ſich, den Prinzen Anton

Ulrich, der ſich jetzt als Gefangener in Rußland befindet, und die Prinzeſſin Eliſabeth Chriſtine, deren Vermählung mit dem Kronprinzen ſchon beſchloſſen war.

Die Verlobung oder die Wechſelung der Ringe geſchahe den zehnten Mai. Wenige Tage vorher hatten der König und die Königin nebſt dem Herzoge von Lothringen und dem ganzen Hofe der Hochzeit des Herrn von Hacke, Capitains unter dem Regimente des Königs, mit dem Fräulein von Creutz, der Tochter des Staatsminiſters, der reichſten Parthie im Lande, beygewohnt. Sie war mit dem ſächſiſchen Geheimenrath, Grafen von Lynar, verſprochen: aber der König wollte ſie nicht außer Landes gehen laſſen, und ließ dem Vater durch ſeinen Adjutanten Derſchau ſagen, er ſolle dem Hacke ſeine Tochter geben. Herr von Creutz, der an dieſem Manne keine Eigenſchaft fand, die ſeine Tochter wegen des Grafen von Lynar hätte entſchädigen können, machte einige Schwierigkeiten, und die Frau von Creutz verſicherte, ſie werde zur Ver-

heirathung ihrer Tochter mit dem Herrn von Hacke nie ihre Einwilligung geben. Das Fräulein ſelbſt erklärte ihm, daß ſie keine Neigung für ihn empfinde. Aber alles dies ſchreckte ihn nicht ab; ihm war es mehr um das Vermögen, als um die Perſon zu thun. Man bot ihm, wenn er von ſeinem Vorhaben abſtehen wollte, zwanzig tauſend Thaler an: aber er war zu hartnäckig und der Gnade des Königs zu gewiß; er erklärte daher gerade heraus, er wolle Alles oder Nichts. Der König drohete endlich dem Vater, die ihm erzeigten Wohlthaten zurückzunehmen, und der Herr von Creutz, der doch das Geld mehr liebte als ſeine Tochter, opferte ſie ſeinem Eigennutze auf.

Der Herzog von Lothringen reiſ'te den 15ten Mai nach Wien ab. Er ging über Frankfurt an der Oder, Croſſen und Breslau, an welchem letztern Orte er ſich bey dem Prinzen Franz von Pfalz-Neuburg, Biſchof von Breslau, einige Tage aufhielt. Die Höfe von Bayern und Dresden waren faſt die Einzigen in Deutſchland, die er nicht ſahe. Er wußte

te ſich überall, wohin er kam, beliebt zu ma-chen. Sein Gefolge war nur klein; es be-ſtand aus dem kaiſerlichen General, Grafen von Neuperg, *) und dem Kammerherrn des Kaiſers, Grafen Altheim.

Nachdem der Kaiſer der Handelsgeſell-ſchaft zu Oſtende ſeinen Schutz entzogen hatte; dauerte ſie zwar auf eine indirecte Art noch immer fort; aber die Intereſſenten muß-ten bey ihren Geſchäften große Vorſicht brau-chen. Sie wendeten ſich unter der Hand an den Grafen von Seckendorf, um ihnen vom Könige die Erlaubniß auszuwirken, daß Eins ihrer Schiffe, Apollo genannt, die preußiſche Flagge führen dürfe. Der König, der dieſem Miniſter Nichts abſchlug, bewil-ligte es. Das Schiff fuhr die Elbe herauf bis nach Hamburg. Die Seemächte er-fuhren das Geheimniß, und verlangten vom Magiſtrat, er ſolle das Schiff mit der Ladung in Beſchlag nehmen. Es war leicht einzuſe-hen, daß ein aus Oſtindien kommendes Schiff dem Könige nicht gehörte. Da es in-deſſen unter preußiſcher Flagge fuhr, glaubte

*) Jetzt Gouverneur von Luxemburg.

der Magiſtrat dieſe reſpectiren zu müſſen, und weigerte ſich, der Foderung der Seemächte ein Gnüge zu thun. Der König war mit dieſem Benehmen ſo wohl zufrieden, daß er dem Magiſtrate darüber einen ſehr freundſchaftlichen Brief ſchrieb, worin er ihn im Fall der Noth ſeines Beyſtandes verſicherte. Während dem Hin- und Herſchreiben der Seemächte und des Magiſtrats hatten die Intereſſenten Zeit, über die Ladung des Schiffs Verfügungen zu treffen, und nun fiel die Sache von ſelbſt, um ſo mehr, da der Kaiſer ſich in die Sache miſchte, und die Stadt Hamburg ermahnte, unprivilegirten Fahrzeugen keine Zuflucht zu gönnen. Der Senat gab darauf ein Edict, wodurch ſolchen Schiffen das Einfahren in die Elbe unterſagt wurde. Karl VI. wollte durch dieſes Betragen zu erkennen geben, daß er das Schiff, welches zu dieſen Streitigkeiten Anlaß gegeben habe, nicht anerkenne, und daß man ſich geirrt habe, wenn man behauptete, daß es der Handelsgeſellſchaft zu Oſtende gehöre. Aber der Graf von Seckendorf verheelte es nicht, daß er an der La-

dung des Schiffes vorzüglichen Antheil habe. Man ſahe bey ihm Nichts als indiſche Stoffe und Zeuge, die er theils an ſeine Vertrauten verſchenkte, theils mit Wucher verkaufte.

Um dieſe Zeit endigte der König die langen Streitigkeiten, die wegen der Erbſchaft des Königs von England, Wilhelm III, zwiſchen ihm und dem Prinzen von Naſſau, Erbſtatthalter von Friesland, obgewaltet hatten. Der Vergleich iſt zu lang, als daß er hier könnte aus einander geſetzt werden. Es wird hinlänglich ſeyn, wenn wir ſagen, daß der König dem Prinzen von Naſſau Titel und Wapen eines Prinzen von Oranien zu führen erlaubte, daß aber alle wirkliche Vortheile auf Seiten des Königs waren. Der Vergleich wurde vom Könige zu Berlin den 14ten Mai, von dem Prinzen aber zu Düren den 16ten Junius unterzeichnet.

Eine andere merkwürdige Begebenheit dieſes Jahres war die Unterredung des Königs mit dem Kaiſer Karl VI. Der Graf von Seckendorf und der Herr von

Grumbkow hätten ſie mehr aus eigennützigen Abſichten, als um der Ehre des Königs willen vermittelt. Sie begleiteten Beyde den König; desgleichen die Generalmajors, von Bodenbrock, von Schulenburg und von Waldau, der Obriſt und Generaladjutant von Derſchau und der außerordentliche Geſandte der Generalſtaaten, der Baron von Ginckel.

Der König reiſ'te den ſieben und zwanzigſten Julius von Berlin ab, und kam noch an eben dem Tage nach der erſten ſchleſiſchen Stadt Grüneberg. Hier wurde er von dem kaiſerlichen geheimen Rath, Grafen Kotolinsky und von dem General der Kavallerie, Grafen von Hautois empfangen, welche ihn im Namen des Kaiſers bewillkommten und ihm ankündigten, daß ſie Befehl hätten, ihn auf der Reiſe frey zu halten.

Den folgenden Tag kam er um Mittag nach Balkowitz, wo er unter einem für ihn errichteten prächtigen Gezelte ſpeiſ'te. Hier fand er viele Perſonen von Stande, und

zog die Vornehmſten darunter zur Tafel. Die Nacht blieb er in Liegnitz. Ehe er am folgenden Morgen ſeine Reiſe antrat, beſahe er einige Compagnien Infanterie und Kavallerie, die daſelbſt in Garniſon lagen. Er reiſ'te darauf nach Glatz, wo er ebenfalls einen großen Zuſammenfluß von Adel fand, der, um ihm die Aufwartung zu machen, dahin gekommen war. Er ſahe die Wache aufziehen, und beſichtigte die Feſtungswerke des Schloſſes, von dem er wohl nicht glaubte, daß es einſt ſeinem Sohne zur Gränzfeſtung dienen würde. Die Nacht brachte er in Jaromirz zu, wo er die kaiſerlichen Hausofficianten, die ihn bedienen ſollten, antraf. Sein Zimmer war mit carmoiſinrothem Sammet, mit goldnen Treſſen und Franzen beſetzt, ausgeſchlagen, ſo wie der Kaiſer auf ſeinen Reiſen zu wohnen pflegte, und er wurde ſo wie der Kaiſer ſelbſt bedient.

Der König ſchickte von Jaromirz aus den Herrn von Grumbkow an den Kaiſer, um ihm das Compliment zu machen. Der Kaiſer ſchickte dagegen den Grafen von Schliek an den König, und ließ ihn bitten,

den folgenden Tag nach Kladrub *) zu kommen, wo Er mit der Kaiſerin ebenfalls eintreffen werde. Der König kam eher als der Kaiſer daſelbſt an, und wurde bey dem Ausſteigen aus dem Wagen von dem Prinzen Eugen von Savoien empfangen. Der Kaiſer kam mit ſeiner Gemahlin nicht lange darauf. Der König, ein abgeſagter Feind alles Ceremoniels, war, als Ihre Majeſtäten ausſtiegen, neben dem Wagen. Die beyden Monarchen umarmten einander. Der Kaiſer ging voran, und der König reichte der Kaiſerin den Arm. Man begab ſich auf ein im Schloßhofe errichtetes Gerüſt, von wo aus man die Pferde der Kladrubſchen Stuterey vorbeyführen ſahe. Dies dauerte an zwey Stunden. Das Gerüſt war ſo gebaut, daß der Kaiſer und der König von da aus gerade in ihre Zimmer kommen konnten. Der Kaiſer und die Kaiſerin begaben ſich nun dahin; der König beſuchte die Kaiſerin in ihrem Zimmer, und führte ſie zur Tafel. Ihre kaiſerlichen Majeſtäten nahmen die Mitte

*) Ein Luſtſchloß der Kaiſerin Königin, wo ein ſchöner Marſtall iſt.

der Tafel ein; der König ſaß der Kaiſerin zur Linken. Es fand weiter keine Gleichheit Statt, als in den Stühlen; alle drey ſaßen nämlich auf Armſtühlen. Der Kaiſer trank zuerſt auf die Geſundheit des Königs, indem er den Wunſch äußerte, daß ihre Freundſchaft unveränderlich ſeyn möchte. Der König that, indem er auf die Geſundheit des Kaiſers trank, die aufrichtigſten Wünſche für die Erhaltung und das Wohl derſelben. Man ſaß faſt zwey Stunden bey Tiſche. Nun führte der König die Kaiſerin in ihr Zimmer zurück, und begab ſich hierauf in das ſeinige, wo ihn der Kaiſer beſuchte. Die beyden Monarchen blieben beynahe eine Stunde beyſammen. Nachdem der Kaiſer ihn wieder verlaſſen hatte, ging der König wieder zur Kaiſerin, wo er den Kaiſer nochmals traf. Nach einer ziemlich kurzen Unterredung nahm der König von Ihren Majeſtäten Abſchied, und bat den Kaiſer um Erlaubniß, daß er ſich in Prag einige Tage incognito aufhalten dürfe. Der Kaiſer umarmte ihn und ſagte, je länger er in ſeinen Staaten verweilen wolle, um ſo angenehmer werde es ihm ſeyn. Frie:

drich Wilhelm reiſ'te an dem Tage noch bis Nimburg, und der Kaiſer fuhr mit ſeiner Gemahlin nach Chlumitz zurück. Am folgenden Tage kam der König nach Prag, wo er im Palais des Grafen von Noſtitz logierte, und wo Prinz Eugen von Savoien und die meiſten hohen Staatsbedienten des Kaiſers ihm aufwarteten. Der König ſpeiſ'te bey dem Prinzen Eugen an einer Tafel von dreyßig Couverts. Auch kam der Kammerherr, Graf von Daun, um ihn im Namen des Kaiſers und ſeiner Gemahlin nochmals zu becomplimentiren. Nach aufgehobener Tafel fuhr er in einem kaiſerlichen Wagen durch die Stadt ſpatzieren. Hernach begab er ſich zur Aſſemblee bey dem Grafen Czernim; und ſpielte daſelbſt mit der Frau vom Hauſe, der Fürſtin von Fürſtenberg und dem Prinzen Eugen. Dann fuhr er zum Grafen von Zwyrby, Oberburggrafen von Böhmen, wo er zu Abend ſpeiſ'te. Den folgenden Tag beſahe er das Invalidenhaus, welches man gerade bauete, und brachte darauf den ganzen Tag bey dem Hofkanzler, Grafen von Sinzendorf

zu. An eben dem Tage kamen der Kaiſer und die Kaiſerin zu Prag an. Der König ließ ihnen durch den Staatsminiſter und General-Lieutenant, Herrn von Borck, zu ihrer Ankunft Glück wünſchen. Den folgenden Tag begab er ſich nach der Cathedralkirche, wo er den Biſchof von Leutmeritz, einen Prinzen von Sachſen-Zeitz, Gottesdienſt halten ſahe, welcher während des Gottesdienſtes dem Erzbiſchofe von Prag das Pallium überreichte. Darauf nahm der König den Leichnam und die Zunge des heiligen Johann von Nepomuk in Augenſchein. Bey dem Herausgehen aus der Kirche beſahe er die Zimmer des Schloſſes. Der Kaiſer kam wie von ungefähr dazu, und die beyden Monarchen hatten nun eine lange Privatunterredung mit einander. Der König ſpeiſ'te zu Mittage bey dem Grafen von Dietrichsſtein, Großprior von Malta. Als er nach Tiſche ſich wieder in das Noſtitziſche Palais begeben hatte; erhielt er daſelbſt von dem Kaiſer, der ebenfalls incognito gekommen war, einen Beſuch. Da der König den Tag darauf abreiſen mußte, nahmen beyde Monarchen von

einander Abſchied. Friedrich Wilhelm wollte den Kaiſer bis an den Wagen begleiten: aber der Kaiſer ſetzte ſich dagegen; er wollte nicht einmal zugeben, daß der König mit in das Vorzimmer gehen dürfte, und ſagte mehrmals, daß ſich das nicht ſchicke. Der König ging aber doch bis an die Treppe, und blieb da ſo lange, als er den Kaiſer ſehen konnte, ſtehen. Eine Stunde nachher begab ſich der König incognito zur Kaiſerin, und bald kam auch der Kaiſer dazu. Ihre Majeſtäten ſprachen lange mit einander, und verließen ſich dann, nachdem ſie einander unverbrüchliche Freundſchaft zugeſagt hatten. Der König reiſ'te am folgenden Morgen ſehr frühe ab, und wurde bey'm Herausfahren mit dem auf den Wällen ſtehenden Geſchütze begrüßt. Er blieb die Nacht über in Karlsbad, von wo aus er den folgenden Tag nach Bareuth zu ſeiner Tochter ging. Hier blieb er ebenfalls einige Tage, und kam dann über Leipzig nach Berlin zurück.

Der Kaiſer hatte unter das Gefolge des Königs prächtige Geſchenke vertheilt. Die Herren von Borck und von Grumbkow

hatten, Jeder, das Bruſtbild Karls VI. mit Brillanten beſetzt, ſechs tauſend Thaler an Werth, erhalten. Friedrich Wilhelm war nicht weniger freygebig und prächtig geweſen, als der Kaiſer. Er machte nicht nur den kaiſerlichen Miniſtern und Allen, die ihn bedient hatten, beträchtliche Geſchenke; ſondern gab auch auf jeder Poſtſtation dem Poſtmeiſter 100, und den Wegweiſern 25 Ducaten. Er war während der ganzen Reiſe ſehr herablaſſend und gnädig; kleidete ſich auf franzöſiſchen Fuß; trug eine zierliche Perücke; bezeigte den Damen viele Aufmerkſamkeit, und redete mit einer Jeden, ſtatt daß er in Berlin keine anſahe; kurz ſeine Manieren waren von denen, die er gewöhnlich hatte, ſo verſchieden, daß ſein Gefolge darüber erſtaunte.

Dieſe Reiſe hatte übrigens das Schickſal faſt aller Zuſammenkünfte großer Fürſten; ſie eröfnete den Politikern ein weites Feld zu Muthmaaßungen, und wirkte Nichts weſentliches. Es iſt gewiß, daß Friedrich Wilhelm die Reiſe nur unternommen hatte, um ſeine Neugierde in Anſehung des kaiſerlichen

Hofes, von welchem er ſehr hohe Begriffe hatte, zu befriedigen. Eben dieſer Bewegungsgrund hatte ihn zwey Jahre früher die Reiſe durch Deutſchland unternehmen laſſen, und er würde ihn auch nach Frankreich geführt haben, wenn nicht beſondere Gründe ihn davon abgehalten hätten. Der ganze Nutzen, den er von ſeiner Reiſe hatte, war der, daß der Kaiſer ihm mündlich verſprach, die Nachfolge in Jülich und Berg ſolle ihm nach dem Tode des Churfürſten von der Pfalz nicht ſtreitig gemacht werden, und daß er ihm die Anwartſchaft auf das Fürſtenthum Oſtfriesland ausfertigen ließ, wovon er ſogleich Titel und Wapen annahm und die Urkunde darüber dem Reichstage zu Regensburg mittheilen ließ. Friedrich Wilhelm war mit ſeiner Reiſe ſehr zufrieden, wiewohl ihn der Kaiſer nur ungefehr eben ſo, wie es bey den Churfürſten üblich iſt, behandelt hatte. Karl gab ihm nie die rechte Hand, und affectirte überhaupt eine gewiſſe Superiorität, die Einem Könige über den Andern nicht zukömmt. Die Schuld davon lag an den Miniſtern, die dem Könige hät-

ten Vorſtellungen hierüber machen müſſen, damit vor ſeiner Abreiſe Alles wäre feſtgeſetzt worden: aber ſie Alle waren damals dem Wiener Hofe ſo ſehr ergeben, daß ſie demſelben leicht die Würde ihres Herrn aufopferten. Sie richteten ſich darin ganz nach dem Grafen von Seckendorf, der nur immer darauf bedacht war, wie er dem öſterreichiſchen Stolze am beſten ſchmeicheln könne, und ſich wenig um den Ruhm des Königs bekümmerte.

Friedrich Wilhelm erhielt in dieſem Jahre die Belehnung über Stettin, derentwegen der kaiſerliche Hof ihm viele Schwierigkeiten gemacht hatte, ungeachtet die Krone Schweden, welche ihm die Stadt mit ihrem Gebiete abgetreten hatte, es in Verbindung mit ihm verlangte. Der Baron von Gotter, der aus ſachſengothaiſchen Dienſten in preußiſche getreten war, wurde vom Könige dazu bevollmächtigt, und erſchien dabey mit vielem Pompe. Er ſagte mir einsmal, daß er bey dieſer Gelegenheit an sechszig tauſend Gulden aufgewendet habe, die ihm niemals erſetzt worden ſeyen. Der König

nig wußte ihm gar nicht einmal Dank dafür, weil er meinte, die Lehnsempfangung ſey eine Handlung der Demuth, und es ſey hinlänglich, wenn man dabey mit Anſtand erſcheine.

In dieſes Jahr muß man auch eine Begebenheit ſetzen, die den König mit den Generalſtaaten beynahe entzweyet hätte. Die Veranlaſſung dazu gab das gewaltſame Werben. Ein Lieutenant vom Regimente von Kleiſt, Namens Wolſchläger, der zu Aachen auf Werbung lag, ging unter dem Vorwande von Geſchäften von Zeit zu Zeit nach Maſtricht. Seine eigentliche Abſicht dabey war, große Leute zu entdecken, die er hernach durch ſeine Emiſſarien zur Deſertion verleiten ließ. Da die holländiſchen Officiere durch das Deſertiren der ſchönſten Leute von der Garniſon darauf aufmerkſam geworden waren; entwarfen ſie einen Plan, Wolſchlägern, um ſich ſeiner Perſon zu verſichern, in die Falle zu locken. Sie ließen ihm dem zu Folge durch einen Soldaten ſchreiben: Er und drey ſeiner Kameraden ſeyen willens zu deſertiren, wenn er ihnen eine vortheil-

haſte Capitulation auswirken wolle; ſie würden ſich an einem Tage, den Er beſtimmen möchte, nach dem Dorfe Gallop, die Hälfte Weges von Maſtricht nach Aachen, begeben, um da über die Bedingungen zu unterhandeln. Wolſchläger ließ ſich in dem ihm geſtellten Netze fangen. Er kam mit einem Unterofficier, Namens Baumgarten, zur Unterredung, fand auch daſelbſt wirklich vier holländiſche Soldaten, die aber, da das Dorf Gallop halb an Holland, halb an Jülich gehört, auf holländiſchem Gebiete blieben, und, da der Officier ſie einlud nach der Jülichſchen Seite herüber zu kommen, erklärten, ſie würden ihren Grund und Boden nicht eher verlaſſen, bis ſie das Handgeld erhalten hätten, und ihm zuredeten, er ſolle doch nach ihrer Seite herüber kommen, um mit ihnen abzuſchließen. Wolſchläger und ſein Unterofficier ließen ſich bereden. Aber kaum waren ſie auf holländiſchem Gebiete, als ſie ſich von einem Haufen holländiſcher Soldaten ergriffen ſahen. Man führte ſie nach Maſtricht ab, hielt da Kriegsrecht über ſie, und verurtheilte ſie

zum Tode. An dem Lieutenant wurde das Urtheil vollſtreckt. Der Unterofficier ſtand ſchon mit verbundenen Augen auf dem Richtplatze und ſahe dem Augenblicke der Hinrichtung entgegen, als man ihn noch begnadigte. Er wurde wieder in Freyheit geſetzt, und ſtattete nun dem Könige von Wolſchlägers traurigem Ende Bericht ab. Der König ernannt ihn an des Hingerichteten Stelle zum Lieutenant, und er iſt jetzt Major unter dem Regimente von Meyring.

Als Friedrich Wilhelm hörte, was in Maſtricht vorgefallen war; gerieth er in den heftigſten Zorn gegen die Generalſtaaten. Er ließ ſogleich an die Befehlshaber der an Holland gränzenden Städte den Befehl ausfertigen, alle holländiſchen Officiere, die bey ihnen durchreiſen würden, anzuhalten. Es befanden ſich gerade zwey zu Berlin die aber der holländiſche Geſandte, Baron von Ginckel entwiſchen ließ. Der König war darüber ſehr aufgebracht, ließ den Geſandten kommen, redete ihn in ſehr harten Ausdrücken an, und drohete, er wolle an den Generalſtaaten die heftigſte Rache nehmen. Als

die Generalſtaaten hörten, daß ſie bedrohet wurden; ſetzten ſie ſich in Vertheidigungsſtand. Unterdeſſen waren zwey holländiſche Unterofficiere in Preußiſch Geldern arretirt worden; und der König ließ ſie, um Repreſſalien zu gebrauchen, hängen. Nachdem er ſeine Rache befriedigt hatte; nahm er die Vermittlung des Kaiſers an, welcher beyde Partheyen beſänftigte und es dahin brachte, daß die Sachen wieder auf den alten Fuß geſetzt wurden.

Unterdeſſen ſchöpfte der dresdener Hof wegen der engen Verbindung, die zwiſchen dem Kaiſer und zwiſchen Friedrich Wilhelm Statt fand, Verdacht. Er ſahe wohl ein, daß der Zweck des guten Verſtändniſſes von Seiten des Kaiſers der war, die wegen der Nachfolge in ſeinen Ländern von ihm getroffene Einrichtung zu ſichern. Schon im Jahre 1713. hatte Karl VI. ein Dekret gegeben, worin die Nachfolge in allen ſeinen Königreichen und Erbländern ſeiner älteſten Tochter, bey deren Tode der zweyten, und wenn beyde ſterben ſollten, den Töchtern ſeines Bruders Joſeph, und bey deren Ab-

gange den übrigen weiblichen Zweigen des Hauſes Oeſtreich zugeſagt war. Die Erbſchaft ſollte nach dem Erſtgeburtsrechte ganz ungetheilt bleiben. Dieſe mit unendlicher Vorſicht aufgeſetzte Acte war, ſeitdem der Kaiſer ſeinen einzigen Sohn in der Wiege verlohren hatte, vorzüglich wichtig geworden. Er hatte die älteſte Tochter ſeines ältern Bruders, des Kaiſers Joſeph, an den Churprinzen von Sachſen, die zweyte an den Churprinzen von Bayern vermählt; hatte aber beyde auf die Succeſſion förmlich Verzicht thun laſſen, damit die Höfe von Bayern und Sachſen nicht etwa dereinſt ihre Anſprüche geltend zu machen ſuchen mögten. Dieſe Verfügung gefiel weder den beyden Churhäuſern, noch der Krone Frankreich. Alle drey Höfe hatten ſich geweigert, über dieſe Acte, welche man die pragmatiſche Sanction nannte, die Garantie zu übernehmen. Sie ſchloſſen mit einander eine Verbindung, die dem Kaiſer um deſto verdächtiger werden mußte, da alle Unterhandlungen mit dem undurchdringlichſten Schleyer des Geheimniſſes bedeckt wurden. Der Kaiſer beſtimmte ſei-

ne älteſte Tochter dem Herzoge von Lothringen, und wenn er gleich öffentlich noch keine Verpflichtung zu dieſer Vermählung übernommen hatte: ſo zweifelte doch Niemand daran.

Frankreich ſahe es mit ſcheelen Augen an, daß der Herzog von Lothringen dazu beſtimmt war, einſt die Reiche und Erbländer des Kaiſers zu beſitzen, und daß er dann im Stande ſeyn würde, ſich von der Unterwürfigkeit zu befreyen, worin Frankreich ſein Land unmerklich verſetzt hatte.

Aber auf einmal veränderten die polniſchen Angelegenheiten das ganze politiſche Syſtem. Der König Auguſt hatte durch zwey gethane Schritte die Herzen der Magnaten von ſich abwendig gemacht. Der Erſte war der, daß er im Jahre 1727 ſeinen natürlichen Sohn, den Grafen Moritz von Sachſen, zum Herzog von Kurland erwählet wiſſen wollte. Der zweyte im Jahre 1732 war der, daß er ſich den Plan, die Krone auf ſeinen Sohn zu bringen, zu deutlich hatte merken laſſen. Alles dies hatte eine Conföderation zur Erhaltung einer freyen Wahl und zur Hintertreibung der ehrſüchtigen Entwürfe des Kö-

nigs veranlaßt. Die Oppoſitionsparthey trieb die Sache ſo weit, daß ſie ihm ſelbſt die Vergebung der Kronämter, die doch zu den Vorrechten des Throns gehört, ſtreitig machte. Auguſt, aller der Chicanen, die er nur dem Eigenſinn einiger unruhigen Köpfe zuſchrieb, müde, hatte ſich vorgenommen, ein Corps ſächſiſcher Truppen nach Polen zu ſchicken, um die Gutgeſinnten zu unterſtützen und die Aufrührer zur Vernunft zu bringen. Er wollte dann die Sache mit denen Landboten und Senatoren, die das Beſte des Vaterlandes aufrichtig wünſchten, abmachen. Er verheelte ſeine Abſicht nicht gnug, und dies brachte den Primas des Reichs, der Auguſts ehrgeizigen Abſichten am eifrigſten entgegenarbeitete, dahin, daß er den Kaiſer nebſt Rußland zu Hülfe rief. Karl VI., der ſich nicht wenig über dieſe gute Gelegenheit, den König von Polen zu kränken, freuete, beſchloß ſogleich, in Schleſien an der polniſchen Gränze ein Corps von achtzehn tauſend Mann zuſammenrücken zu laſſen, welches bereit wäre, jeden Augenblick in Polen einzudringen.

Unter dieſen Umſtänden trat der König Auguſt ſeine Reiſe nach Warſchau, wohin der Reichstag ausgeſchrieben war, an. Da er durch Croſſen reiſte, ſchickte Friedrich Wilhelm den Herrn von Grumbkow dahin, um ihn zu verſichern, daß er es immer redlich mit ihm meine und daß er ſeinen Abſichten nie entgegen ſeyn werde. Auguſt freuete ſich ſehr über dieſe Geſandtſchaft, und da er den Herrn von Grumbkow wohl leiden mochte, blieb er daſelbſt zwey Tage, um mit ihm recht zu zechen. Der König wurde davon krank, und kam nie wieder auf, und die Geſundheit des Herrn von Grumbkow war von der Zeit an auf immer verdorben.

Auguſt ging unterdeſſen nach Warſchau, wo er den Reichstag ſchon verſammlet fand. Der Anfang war ziemlich gut. Die Landboten hatten einen Marſchall erwählt und ſich mit dem Senat vereinigt; kurz Alles verſprach einen glücklichen Ausgang: aber die Krankheit des Königs verſchlimmerte ſich von Tage zu Tage, und ſein Tod erfolgte den erſten Februar. Dadurch verſchwand nun auf einmal das Mißtrauen, welches zwiſchen dem

dresdener und wiener Hofe herrſchte, und es entſpann ſich dagegen das beſte Verſtändniß zwiſchen beyden. Der neue Churfürſt von Sachſen zerſtreuete alle Beſorgniſſe, die ſein Vater veranlaſſet hatte. Er gab dem Kaiſer unzweifelhafte Beweiſe ſeiner Ergebenheit, und nun bekam die in Schleſien ſtehende kaiſerliche Armee eine von der erſten ganz verſchiedene Beſtimmung. Der Vater hatte Grund zu fürchten gehabt, daß ſie zum Beſten des Primas gegen ihn und die ſächſiſchen Truppen gebraucht werden möchte. Jetzt wurde ſie zu Gunſten ſeines Sohnes gegen den Primas gebraucht.

Der Tod des Königs von Polen rührte Friedrich Wilhelmen ſehr, da er für dieſen Fürſten wirkliche Freundſchaft empfunden hatte. Doch ging dieſe Freundſchaft nicht auf den Sohn über, und es war nicht Friedrich Wilhelms Schuld, daß er nicht vom Throne ausgeſchloſſen wurde und an ſeiner Statt Stanislaus Lesczinsky wieder zum Beſitze deſſelben kam.

Für dieſen erklärte Frankreich ſich geradezu. Er hatte ſich, ſeitdem er Polen

verlaſſen hatte, ſo lange der König von Schweden, Karl XII. lebte, zu Zweybrücken aufgehalten; hatte ſich nach deſſen Tode nach Frankreich begeben, und lebte als Privatmann zu Weiſſenburg, einer kleinen Stadt im Elſaß, als er das Glück hatte, ſeine Tochter an den König von Frankreich zu vermählen. Dieſe Verbindung hatte ihm den Haß des Hauſes Oeſtreich zugezogen, und machte ihn den Ruſſen furchtbar, ſo daß beyde Mächte ſich öffentlich für den Churfürſten von Sachſen erklärten. Nicht ſo war es mit Friedrich Wilhelm. Ihm war Stanislaus ſehr gleichgültig. Wenn nur ein piaſtiſcher König auf den Thron kam, der außer der Republik keine Länder hatte; ſo war er mit jedem Subjecte zufrieden. Der Churfürſt von Sachſen, der in Pohlen eine große Parthey hatte, ſchien ihm zu mächtig. Er fürchtete, dieſer Fürſt möchte ſeine ſächſiſche Macht dazu anwenden, um die Krone in ſeinem Hauſe erblich zu machen, und gab daher ſeinem Miniſter zu Warſchau Befehl, der Wahl Auguſts in geheim entgegen zu arbeiten. Er zeigte bey dieſer Ge-

legenheit ſo viele Feſtigkeit, daß alle Aner⸗bietungen Oeſtreichs und Rußlands, die man ihm that, um ihn zu bewegen, daß er ſich öffentlich gegen Stanislaus zu Auguſts Beſten erklärte, ihn nicht erſchüttern konnten. Dieſe Mächte machten ſich anheiſchig, Auguſten dahin zu bringen, daß er dem Könige polniſch Preußen abträte, und verſprachen ihm, ſeinem zweyten Sohne, dem Prinzen Wilhelm, das Herzogthum Kurland zu verſchaffen. Der Kaiſer garantir⸗te ihm noch beſonders die Nachfolge in Jülich und Berg. Aber alle dieſe Vortheile bewo⸗gen ihn nicht, ſey es nun, daß er an der Aufrichtigkeit der Verheißungen zweifelte, oder daß er ſich dadurch in Unruhen zu ver⸗flechten fürchtete, welches er während ſeiner ganzen Regierung zu vermeiden gewußt hat.

Unterdeſſen verſammlete der Kaiſer, um die Wahl des Churfürſten von Sachſen de⸗ſto mehr zu begünſtigen, eine Armee in Schleſien an der Gränze von Polen; und die Ruſſen rückten unter den Befehlen des Feldmarſchalls Laſcy in das Gebiet der Republik ein, und gingen gerade auf War⸗

ſchau los, wo der Reichstag zur Königs-
wahl verſammelt war. Doch kamen ſie nicht
zeitig gnug an, um zu verhindern, daß der
Primas den Stanislaus zum König von
Polen und Großherzog von Litthauen
ausrief. Stanislaus war wenige Tage
vorher in Warſchau angekommen. Er
war als Kaufmann durch Deutſchland ge-
reiſ't, und war auch durch Berlin gekom-
men. Wenn er Friedrich Wilhelms
Geſinnungen gekannt hätte; hätte er immer-
hin öffentlich durch deſſen Staaten reiſen kön-
nen, ohne daß er von ihm etwas zu fürchten
gehabt hätte. Nicht lange, nachdem er wie-
der auf den Thron geſetzt war, hatte er den
Aerger, ſehen zu müſſen, daß die ihm ent-
gegengeſetzte Parthey, an deren Spitze ſich
der Biſchof von Krakau, Lipsky, be-
fand, den Churfürſten von Sachſen zum
König ausrief. Zugleich näherte ſich nun
auch die ruſſiſche Armee der Stadt War-
ſchau. Stanislaus flohe in Begleitung
des Primas und des franzöſiſchen Geſandten,
Marquis von Monti, nach Danzig, um
da die Unterſtützung, die Frankreich ihm

verſprochen hatte, abzuwarten. Hier belagerten ihn die Ruſſen, welches ich in der Folge umſtändlicher erzählen werde.

In dieſem Jahre (1733.) wurde auch noch die Vermählung des Kronprinzen mit der Prinzeſſin von Bevern vollzogen. Es geſchahe den 12. Junius zu Salzdahlen, dem Luſtſchloſſe des Herzogs von Wolfenbüttel, wohin der König, die Königin und der Kronprinz ſich verfügt hatten. Der Herzog Ludwig Rudolf von Braunſchweig, der Prinzeſſin Großvater, machte den Wirth bey dieſem Feſte, welches übrigens mehr durch Pracht als durch frohen Muth ſich auszeichnete. Es iſt gewiß, daß in der königlichen Familie der König der Einzige war, der die Heirath billigte. Die Königin war faſt in Verzweiflung, daß ſie ſo ihre Hofnungen von Seiten Englands verſchwinden ſehen mußte: Und an dem Benehmen des Kronprinzen ſahe man es hinlänglich, daß er der Prinzeſſin von Bevern ſeine Hand nur aus Gehorſam gegen den König gab.

Den ſechszehnten Junius kehrten der König, die Königin und der Kronprinz nach Berlin zurück. Die Prinzeſſin von Preußen reiſ'te, von den Herzogen und Herzoginnen von Braunſchweig-Bevern begleitet, einige Tage ſpäter ab. Sie kam den 27. Junius ſehr frühe in der Ebene bey Tempelhof an. Der König und die Königin nebſt dem ganzen Hofe warteten ihrer daſelbſt in großen Gezelten vor einem Corps von zehntauſend in Schlachtordnung geſtellter Soldaten. Nach den erſten Complimenten bat der König die Königin, die Prinzen und Prinzeſſinnen, den Evolutionen der Truppen zuzuſehen. Nach geendigten Uebungen defilirten ſie vor dem Hofe. Die Königin und die Prinzeſſin ſtiegen dann auf einen prächtigen Wagen, und ſahen die ganze Begleitung, die den Einzug der Prinzeſſin formiren ſollte, vorbeyziehen. Hinter dem Wagen der Königin folgten mehr als ſechszig ſechsſpännige Wagen. Der Einzug geſchahe unter dem Abfeuren einer großen Menge Geſchützes und unter dem Zujauchzen des verſammelten Volks. Auf dem Schloſſe waren mehrere Collegia und

die Geiſtlichkeit verſammelt, die der Prinzeſſin ihre Ergebenheit bezeigten. An dieſem Tage ſpeiſ'ten nur Prinzen und Prinzeſſinnen von ſouverainen Häuſern an der königlichen Tafel. Nach der Abendtafel wurde ein großer Ball gegeben, und hernach noch mehrere Feten. Den 2. Julius wurde die Vermählung der Prinzeſſin Philippine Charlotte, des Königs Tochter, vollzogen. Drey Tage vorher wurde die Prinzeſſin lutheriſch, was um ſo unnöthiger ſchien, da die Prinzeſſin von Bevern, ungeachtet ſie den Kronerben geheirathet hatte, doch bey ihrer Religion geblieben war. Wenige Tage nach der Hochzeit folgte die neue Prinzeſſin von Bevern ihrem Gemahl nach Wolfenbüttel, wo er als Enkel und dereinſtiger Nachfolger des alten Herzogs Ludwig Rudolf von Braunſchweig ſich gewöhnlich aufhielt.

Während man ſich in Berlin mit Vergnügungen beſchäftigt hatte, war zwiſchen dem Kaiſer und dem Könige von Frankreich der Krieg ausgebrochen. Das Bench-

men des wiener Hofes, der ſich zum Nachtheil des Königs Stanislaus geradezu für den Churfürſten von Sachſen erklärt hatte, konnte dem Hofe zu Verſailles nicht anders als unangenehm ſeyn. Doch hatte dieſer letztere ſeine Unzufriedenheit ſo gut zu verbergen gewußt, daß der wiener Hof im Vertrauen auf die friedliebende Geſinnung des Kardinals Fleury, Ludwigs XV. Premierminiſters, immer ſtolzer geworden war und Schriften, die für Frankreich beleidigend waren, herausgegeben hatte. Dieſes Verfahren brachte den verſailler Hof ſo ſehr auf, daß man ſich, wiewohl gegen den Rath des Kardinals Fleury, der noch Alles durch friedliche Mittel gutmachen zu können glaubte, zum Kriege entſchloß. Diesmal trug der Großſiegelbewahrer Chavelin den Sieg über den Kardinal davon. Er antwortete, wie man ſagt, Denen, die ihm vorſtellten, es ſey moraliſch unmöglich, daß Frankreich in Polen ſich gegen Rußland und Sachſen halten könne: „es ſey „nicht die Frage, ob man dem Könige Sta„nislaus die Krone verſichern könne; es „kom-

„komme hier nur darauf an, daß man ſich
„räche.„

Dieſem Entſchluß zu Folge verſammelte
ſich die franzöſiſche Armee bey Strasburg,
und ging ohne den geringſten Widerſtand über
den Rhein. Als die Nachricht davon nach
Wien kam; behauptete der Hofſtaatskanz-
ler, Graf von Zinzendorf, geradezu, ſie
ſey falſch; denn ihm ſchien es unglaublich,
daß der Kardinal von Fleury ſich zum Krie-
ge entſchloſſen haben könne. Ein zweyter Kou-
rier überführte ihn ſeines Irrthums. Er brach-
te die Nachricht mit, daß die Franzoſen
Kehl eingenommen hätten, mit dem Ver-
ſprechen, es dem Reiche ſogleich wieder zu
geben, wenn ſie ihre Streitigkeiten mit dem
Kaiſer geendigt hätten. Nun zog der wiener
Hof zu Regensburg die Sturmglocke, ver-
langte den Beyſtand der Reichsſtände und gab
ſeine Privatſtreitigkeiten mit Frankreich
für eine Reichsſache aus.

Friedrich Wilhelm, der in Anſe-
hung Polens neutral zu bleiben entſchloſſen
war, konnte ſich nicht weigern, dem Kaiſer
Hülfstruppen zu ſenden. Er ließ daher fünf

Regimenter Infanterie und drey Regimenter Kavallerie, zuſamen zehntauſend Mann, unter den Befehlen des Generals von der Infanterie und nachherigen Feldmarſchalls, Herrn von Röder *) nach dem Rhein aufbrechen. Dieſer General war ſo alt und ſchwächlich, daß er faſt ganz außer Stande war, Dienſte zu thun, und zwar um ſo mehr, da er ſich durch zu vieles Trinken täglich mehr ſchwächte. Daher hatte der unter ihm ſtehende Fürſt Leopold von Anhalt faſt die ganze Laſt des Commando zu tragen. Dieſer Marſch war für den Fürſten und für die Truppen, die in den Ländern der Biſchöfe von Fulda, Bamberg und Würzburg auf Discretion lebten, ſehr einträglich. Die Biſchöfe beſchwerten ſich zwar; aber dem Könige war es nicht ungelegen, daß ihnen dieſe Kränkung widerfahren war, weil ſie kurz vorher den preußiſchen Officieren mit vielem Stolze die Werbung unterſagt hatten. Doch verminderte dies den guten Ruf der Truppen, und machte ſie im Reiche verhaßt.

*) Er ſtarb 1743. zu Königsberg in Preußen.

Der König begab ſich unverzüglich ſelbſt zur Armee. Der Kronprinz in Begleitung des Generalmajors, Grafen von Schulenburg, reiſ'te einige Tage früher ab. Friedrich Wilhelm ließ ſich von den Prinzen ſeines Hauſes begleiten; aber er konnte es weder bey ihnen, noch bey ſeinen Generalen, leiden, daß ſie viel Gepäcke bey ſich hatten. Er ſelbſt ging darin mit gutem Beyſpiele vor, indem er nur das Nothwendigſte mitnahm. Sein Generaladjutant und Günſtling, Hacke, hatte eine Kutſche bey ſich. Als der König, der nicht anders als in einer offenen vierſitzigen Kaleſche reiſ'te, ſie einſt bemerkte; ließ er die Schläge abbrechen und ſie verbrennen, und ſagte hernach zu Hacke, eine Kutſche ſey nur für Frauenzimmer; für einen Soldaten ſchicke ſie ſich nicht.

Als Friedrich Wilhelm bey der Armee angekommen war, wollte er nicht in einem Hauſe logieren, ſondern kampirte mit ſeinen Truppen. Er ging während des Feldzugs alle Tage nach dem Hauptquartier, und bezeigte in allen Stücken dem Prinzen Eugen viel Hochachtung. Wenn Kriegsrath

gehalten wurde; ließ der Prinz ihn jedesmal einladen, und der König fehlte dann auch nie. Man ſahe ihn bey dem Anbruche des Tages das Lager viſitiren, und auf dieſen Spatziergängen machte er den Kronprinzen auf Alles, was ihn in der Kriegskunſt unterrichten konnte, aufmerkſam. Auf die Verpflegung ſeiner Soldaten war er ſehr aufmerkſam. Er ließ ihnen außer ihrem Solde noch Fleiſch und Brodt reichen, und errichtete beſondere Lazarethe für ſie. Dadurch erwarb er ſich die Liebe ſeiner Truppen, machte das Deſertiren ſeltner, und verſchafte ſich in der Folge viele ſchöne und große Leute, die von dem kaiſerlichen Heere, wo ſie nicht ſo gut gehalten wurden, deſertirten.

Unterdeſſen hatten die Franzoſen Philippsburg belagert. Der König hätte ſehr gewünſcht, daß man den Ort entſetzen könne: aber Prinz Eugen hielt, nachdem er das feindliche Lager recognoſcirt hatte, die Sache für unmöglich. Die Stadt ergab ſich auf Kapitulation, nachdem der Commandant, Herr von Wuttgenau, ſich auf eine für ihn ehrenvolle Art vertheidigt hatte. Die

Franzoſen verlohren dabey viele Menſchen. Beſonders wichtig war der Verluſt des Marſchalls, Herzogs von Berwick, dem eine Kanonenkugel den Kopf nahm.

Da Philippsburg nicht hatte entſetzt werden können, und der König ſahe, daß weiter Nichts wichtiges in dieſem Feldzuge vorfiel; verließ er die Armee, fuhr von Mainz aus den Rhein hinunter nach Weſel, und begab ſich, nachdem er hier einige Tage geblieben war, nach Middagten *) zum Baron von Ginckel, holländiſchem Generallieutenant und außerordentlichem Geſandten am berliner Hofe. Es gefiel dem Könige hier ſo wohl, daß er einige Tage daſelbſt verweilte: aber unglücklicherweiſe wurde er krank, und konnte mit genauer Noth das Schloß Moiland im Herzogthum Cleve erreichen.

Ehe ich die genauern Umſtände dieſer Krankheit, die den König einiger Gefahr ausſetzte, erzähle, wird es mir erlaubt ſeyn, einen Blick auf Polen zu werfen. Ich habe oben geſagt, daß der König Stanislaus bey der Annäherung des ruſſiſchen Hee-

*) Ein ſchönes Landhaus in der Provinz Geldern.

res Warſchau verließ und ſich nach Danzig zurückzog. Die Ruſſen folgten ihm dahin, und droheten, die Stadt zu belagern, wenn ſie ihnen nicht den König Stanislaus, den Primas von Polen und den franzöſiſchen Geſandten, Marquis von Monti, auslieferte. In dieſer Verlegenheit wendeten ſich die Danziger an Friedrich Wilhelm, und erbaten ſich ſeinen Beyſtand. Aber er antwortete ihnen, der Plan von Neutralität, den er ſich vorgeſetzt habe, erlaube ihm nicht, ihnen anders als durch ſeine guten Dienſte beyzuſtehen. Er ſchrieb in dieſer Hinſicht an die Kaiſerin von Rußland, die aber auf ſeine Vorſtellungen wenig achtete. Nun ließ der König, da er ſahe, daß die Belagerung von Danzig nicht mehr abgewendet werden könne, und er der Stadt auf keine andere Art nützlich werden könnte, der ruſſiſchen Artillerie den Durchzug durch ſeine Länder verſagen. Es iſt gewiß, daß die Ruſſen außer Stande geweſen ſeyn würden, die Belagerung zu unternehmen, wenn der König ſeinem Entſchluß treu geblieben wäre. Aber da die bey der

Eroberung Danzigs intereſſirten Mächte ihm vorſtellten, daß dieſe Weigerung dem von ihm angenommenen Neutralitätsſyſteme zuwider ſey; änderte er ſeine Geſinnungen. Der durch ſein Glück und ſeine Ungnade gleich berühmte Graf Münnich, der die Ruſſen anführte, bedrängte Danzig ſehr lebhaft: aber er würde doch vielleicht die Stadt nie eingenommen haben, wenn ihm nicht der Herzog Johann Adolf von Weißenfels zwölftauſend Mann ſächſiſcher Hülfstruppen zugeführt hätte. Dieſer Prinz urtheilte ſogleich, daß die Eroberung der Stadt von der Einnahme der Feſtung Weichſelmünde abhange. Er erbot ſich, die Belagerung derſelben zu übernehmen, und da es ihm an Geſchütz fehlte, und auch der Graf Münnich deſſen nicht gnug hatte, um zugleich die Stadt und das Fort zu beſchießen; ließ der Herzog mit untergelegten Pferden ſo viel, als er brauchte, von Dresden kommen. Unterdeſſen ſchickte Frankreich der Stadt drey Infanterieregimenter unter den Befehlen des Herrn de la Mothe de la Peyrouſe zu Hülfe. Aber bey'm Aus-

ſteigen fand dieſer Officier alle Zugänge zur Stadt von den Ruſſen ſo ſtark beſetzt, daß er es für unmöglich hielt, ſich hineinzuwerfen; ſich alſo wieder einſchifte, die Anker lichtete, und nach Kopenhagen zurückkam, wo der franzöſiſche Geſandte, Herr von Plelo, ihm über ſeine Rückkunft ſehr bittere Vorwürfe machte. La Peyrouſe antwortete, er habe Nichts Beſſeres thun können; er foderte Plelo'n auf, es beſſer zu machen, und erklärte ſich, wenn Er ihn begleiten wolle; ſo wolle er noch einmal nach Danzig zurückkehren, und ihm zeigen, daß er die Verſtärkung der Stadt nicht aus Mangel an Tapferkeit aufgegeben habe. Herr von Plelo, ohne zu bedenken, daß er für ſeinen eigenen Kopf ſeinen Poſten nicht verlaſſen dürfe, nahm den Vorſchlag an, und die franzöſiſchen Hülfstruppen landeten nun zum zweyten male bey Danzig. Herr von Plelo, der ſich nun des Commando's bemächtigt hatte, beſtürmte die ruſſiſchen Verſchanzungen gleich nach der Landung mit einer Tapferkeit, die einen glücklichern Erfolg verdiente. Er wurde erſchoſſen, und die

Franzoſen zogen ſich nach einem Verluſt von ſechszig Mann in guter Ordnung unter die Kanonen des Forts Weichſelmünde zurück. Unter den Getödteten befanden ſich zwey Ritter vom Ludwigsorden, deren Ordenszeichen dem Grafen von Münnich überbracht wurden. Dieſer, ſtolzer als Hannibal nach der Schlacht bey Cannä, ſchickte ſogleich einen Expreſſen an die Kaiſerin von Rußland ab, der ihr Eins dieſer Kreuze zum Zeichen des Sieges überbringen mußte: das andere hob er als Siegszeichen für ſich ſelbſt auf.

Nachdem ſo die Franzoſen waren zurückgeſchlagen worden und die Artillerie aus Sachſen angekommen war; unternahmen die Sachſen und Ruſſen die Belagerung des Forts Weichſelmünde. Sobald die Laufgräben eröfnet waren; foderte man den Commandanten der Feſtung und den Herrn de la Peyrouſe zur Uebergabe auf. Sie baten ſich eine dreytägige Bedenkzeit aus, die ihnen auch bewilligt wurde. Man trat nun in Unterhandlungen. Die Franzoſen, deren Schiffe durch die ruſſiſche Flotte zer-

ſtreuet waren, verlangten, man ſolle ihnen andere Fahrzeuge verſchaffen und ſie nach Kopenhagen überfahren. Die Anführer der vereinigten Armeen dagegen foderten, daß die Franzoſen ſich auf Gnade und Ungnade ergäben. Endlich nach mancherley Anerbietungen und Foderungen kam man dahin überein, daß die Franzoſen nach einem Hafen der Oſtſee gebracht werden ſollten, über deſſen Wahl Herr de la Peyrouſe mit den ruſſiſchen Admiralen übereinkommen werde, und wo man Transportſchiffe gnug fände, um die Truppen nach Frankreich überzufahren. Dieſem Tractate zu Folge wurden die Franzoſen auf ruſſiſchen Fahrzeugen eingeſchift: aber anſtatt nach Kopenhagen zu gehen, ſegelte man geradezu nach Kronſtadt, vier Meilen von St. Petersburg. Man wendete vor, es ſey in der Kapitulation nicht ausgemacht, ob es ein ruſſiſcher Hafen ſeyn ſolle, oder nicht; es ſey darin nur geſagt, daß es ein Hafen in der Oſtſee ſeyn ſolle. Der petersburgiſche Hof ſuchte dieſe Unredlichkeit in einer bekanntgemachten Declaration zu entſchuldigen,

worin es hieß, die Abſicht Ihrer Majeſtät der Kaiſerin ſey nie geweſen, und ſey auch jetzt nicht, die den franzöſiſchen Truppen bewilligte Kapitulation auf irgend eine Art zu brechen; da aber die nach der Oſtſee geſchickte franzöſiſche Escadre, ohne daß zwiſchen Frankreich und Rußland der Krieg erklärt ſey, in offener See ein ruſſiſches Paketboot, zwey Gallioten und endlich gar eine Fregatte weggenommen habe; ſo hielten Ihre Majeſtät ſich nicht nur für berechtigt, ſondern ſelbſt für verpflichtet, die franzöſiſchen Truppen ſo lange zurückzuhalten, bis Ihr die Fregatte nebſt den übrigen Fahrzeugen und der darauf befindlichen Mannſchaft zurückgegeben ſey.

Nach dem Abmarſche der Franzoſen zögerte das Fort Weichſelmünde nicht länger mit dem Capituliren. Es ergab ſich den Sachſen unter der Bedingung, daß ſie es der Stadt Danzig zurückgeben ſollten, ſobald dieſe Stadt dem Könige Auguſt unterworfen ſeyn würde. Die Uebergabe des Forts zog auch bald die Uebergabe der Stadt nach ſich. Da der König Stanislaus

ſahe, daß ſich die Danziger nicht länger halten könnten; dachte er auf ſeine Rettung. Er verließ die Stadt als ein Ochſenhändler gekleidet in Geſellſchaft ſeines Generals Steinflicht, der ein gebohrner Schwede war. Sie irrten mehrere Tage herum, ohne den Ruſſen aus den Augen kommen zu können. Eines Morgens, da ſie vor Müdigkeit und Hunger nicht weiter konnten, kehrten ſie in ein Wirthshaus ein, das gewöhnlich von Ochſenhirten und Schäfern aus der umliegenden Gegend beſucht wurde. Die Wirthin führte ſie oben hinauf in ein Zimmer. Stanislaus, der das Fieber hatte, legte ſich auf ein Bund Stroh nieder, und nahm ein wenig warmes Bier ſtatt aller Linderungsmittel zu ſich. Auf einmal hörte er Koſacken von der ruſſiſchen Armee die Magd fragen, ob keine Fremden im Hauſe logirten. Glücklicherweiſe hatte das Mädchen den König nicht ankommen ſehen: Sie antwortete alſo, das Haus ſey ganz leer, ſo daß die Koſacken nicht weiter nachſuchten. Der König, der nicht daran zweifeln konnte, daß ſie ihn ſuchten, verließ das Haus ſobald ſie wieder

fort waren, und trennte ſich, um deſto leichter verborgen zu bleiben, vom General Steinflicht. So irrte er noch einige Tage hindurch ganz allein herum. Ich habe ihn ſelbſt zum verſtorbenen Könige ſagen gehört, daß er auf dieſem Marſche viel Angſt ausgeſtanden habe, indem er in ſteter Gefahr geweſen ſey, ergriffen zu werden. Als er endlich an ein Dorf nicht weit vom Lager der Ruſſen gekommen war; nahm er einen Wagen und ließ ſich nach Marienwerder fahren, welches dem Könige gehörte. Sobald er hier in einem Wirthshauſe ausgeſtiegen war; ließ er dem Obriſtlieutenant Meier vom Regiment Bodenbrock melden, daß ein Fremder ihn zu ſprechen wünſche und daß er ſich alſo in ſein Wirthshaus hin bemühen mögte. Als Meier dahin gekommen war; gab ſich ihm der König zu erkennen, worauf ihm dieſer Officier alle ihm zukommende Ehrfurcht erwies und ihm Wäſche und die Uniform ſeines Regiments ſchickte, um ihn den Nachſtellungen der Koſacken zu entziehen, die Wind von ſeinem genommenen Wege erhalten hatten und nun um Marienwerder

herumſchwärmten. Da der Obriſtlieutenant Meier es indeſſen mit den Ruſſen, die vielleicht einen Verſuch gemacht hätten, den König zu entführen, nicht verderben wollte; ſo bat er ihn am folgenden Tage, ihm zu erlauben, daß er ihn mit ſeiner Escadron bis Rieſenburg bringen dürfte, wo er völlig in Sicherheit ſeyn würde.

Der Obriſt Rappe, Commandant des Regiments Bodenbrock, nahm hier den König Stanislaus in Empfang, räumte ihm ſein eigenes Haus ein und ließ ihn ſo gut bedienen, als es die Umſtände erlaubten. Unterdeſſen ſchickte er einen Kourier an den König Friedrich Wilhelm, um ſich Verhaltungsbefehle in Abſicht auf den König von Polen zu erbitten. Der König war noch bey der Armee am Rheine, als er dieſe Botſchaft erhielt. Er gerieth dadurch in große Verlegenheit, weil er ſelbſt nicht wußte, wie er ſich bey dieſer Gelegenheit benehmen ſollte: denn da er die ſtrengſte Neutralität beobachten wollte; ſo fürchtete er, ſich, wenn er dem Könige Stanislaus eine Freyſtatt zugeſtände, den Zorn der Kaiſerin von Ruß-

land und des Königs Auguſt zuzuziehen; wenn er ſie ihm aber verweigerte, mit Frankreich zu zerfallen, das er doch ſchonen mußte, damit ihm daſſelbe bey ſeinen Anſprüchen auf Jülich und Berg nicht entgegen ſeyn mögte. Nachdem er ſo einige Tage hindurch in der Ungewißheit geweſen war; entſchloß er ſich endlich, den Stanislaus aufzunehmen. Er ſchickte daher dem Obriſt Rappe den Befehl zu, ihn bis Königsberg zu escortiren. Zugleich befahl er auch dem General von Katt, der das Commando in Preußen hatte, ihn in Königsberg zu empfangen, ihm eine Wohnung auf dem königlichen Schloſſe anzuweiſen, ihn in Allem frey zu halten und es eben ſo mit allen Denen von ſeiner Parthey, die nachkommen würden, zu machen.

Unterdeſſen hatte die Stadt Danzig ſich genöthigt geſehen, von dem Grafen von Münnich, der ſie belagerte, einen Waffenſtillſtand zu begehren. Dieſer hatte es ſich aber zur vorläufigen Bedingung gemacht, daß der König Stanislaus, der Primas, der

Woiwode Poniatowsky und der franzöſiſche Ambaſſadeur, Marquis von Monti ihm ausgeliefert würden. Als ihm die Regierung hierauf meldete, daß der König ſich nicht mehr in der Stadt befinde; ſo beſchuldigte er die Danziger, daß ſie ihn vexirt hätten, und gerieth darüber in eine ſolche Wuth, daß er gar Nichts mehr von den Deputirten hören wollte. Er ſchickte ſie wieder zurück mit der Drohung, ihre Stadt in einen Aſchenhaufen zu verwandeln, und fing zugleich an, die Stadt lebhafter als jemals zu bombardiren. Allein den folgenden Morgen ſchrieb ihm der Magiſtrat einen ehrerbietigen Brief, worin er ihn demüthig bat, mit dem Bombardement inne zu halten, und zugleich verſicherte, daß man von Seiten der Regierung nichts von der Entfernung des Königs Stanislaus gewußt habe. Sie bewieſen Dieſes durch ein vom Marquis von Monti unterſchriebenes und unterſiegeltes Zeugniß, in welchem dieſer auf ſeine Ehre und ſein Gewiſſen betheuerte, daß weder die polniſchen Magnaten, noch der Magiſtrat, noch die Stände der Stadt Dan-

zig Kenntniß von der Flucht des Königs von Polen gehabt hätten.

Der Graf von Münnich achtete wenig auf dieſes Zeugniß und behauptete, daß der Magiſtrat dadurch ganz und gar nicht außer Schuld komme, indem der Marquis von Monti darin nicht beſtimmt angegeben habe, ob der König Stanislaus, den er nur ſchlechtweg Stanislaus Lesczinsky nennte, die Stadt verlaſſen habe, oder wohin er gegangen ſey, oder ob er ſich bloß aus einem Hauſe in das Andere oder vielleicht in ein Kloſter begeben habe. Er erklärte also, daß, da der verehrungswürdige Magiſtrat den Stanislaus Lesczinsky in die Stadt aufgenommen, ihn bis zu ſeiner angeblichen Flucht darin behalten, und ihn endlich durch ſeine Nachläſſigkeit entwiſchen gelaſſen habe, Er, der General, verlange, daß die Stadt zur Gnugthuung dafür vor allen Dingen ſofort den Primas, den Marquis von Monti und den Woiwoden Poniatowsky ausliefern und der Magiſtrat ihm überdem noch dafür ſtehen ſolle, daß

kein Fremder, ohne Unterſchied des Standes und Charakters, aus der Stadt komme unter Androhung des höchſten Unwillens Sr. ruſſiſch-kaiſerlichen Majeſtät; endlich noch ſolle die Stadt den Churfürſten Auguſt von Sachſen als rechtmäßigen König von Polen anerkennen. Die Danziger ließen ſich Alles gefallen. Sie öfneten den Sachſen ein Stadtthor, worauf neun und vierzig polniſche Magnaten von der Parthey des Stanislaus gezwungen wurden, den König Auguſt anzuerkennen. Indeſſen hielten ſich wenige von dieſen Herren durch einen erpreßten Eid gebunden. Sobald ſie ſich nemlich in Freyheit ſahen; begaben ſie ſich zum Stanislaus nach Königsberg, ſo daß derſelbe hier bald einen ſo zahlreichen Hofſtaat hatte als in Warſchau. Der Primas weigerte ſich ſtandhaft, dem Könige Auguſt zu huldigen. Er wurde mit dem Marquis von Monti nach Thorn gebracht, wo man ſie auf alle Art kränkte, welches dem Primas um ſo empfindlicher war, da dies gerade in der Stadt geſchahe,

die er vor 5 Jahren ſo übel behandelt und zu deren gänzlichen Verfall er ſo eifrig beygetragen hatte. Er blieb hier über ein Jahr in der Gefangenſchaft. Da er endlich die harte Behandlung nicht länger ertragen konnte; unterwarf er ſich dem Könige Auguſt. Was den Marquis von Monti betrift; ſo wurde ſeine Befreyung Einer von den Präliminarartikeln des Friedens, wovon ich zu ſeiner Zeit reden werde.

Die Stadt Danzig bezahlte überdem der Kaiſerin von Rußland eine große Summe Geldes und mußte ihr noch dreyzehen Deputirte ſchicken, um ſie um Verzeihung zu bitten, daß ſie es gewagt habe, ihren Waffen Widerſtand zu thun und daß ſie ihr nicht den König Stanislaus ausgeliefert hatte.

Nach dieſem demüthigenden Schritte nahm die Stadt den König Auguſt in ihre Mauern auf, der nun ſich großmüthiger als die ruſſiſche Kaiſerin, gegen ſie bewies und ihr ihre Privilegien beſtätigte, ihr das Fort Weichſelmünde zurückgab und Alles wie-

der auf den Fuß ſetzte, wie es vor der Belagerung geweſen war.

Der ruſſiſche Hof verbarg ſeine Unzufriedenheit darüber, daß der König den Stanislaus in ſeinen Staaten duldete, nicht; ſondern beſchuldigte ihn geradezu der Partheylichkeit. Soviel iſt gewiß, daß Friedrich Wilhelms Benehmen bey Gelegenheit der polniſchen Angelegenheiten nicht ganz vorwurfsfrey iſt. Dadurch, daß er der ruſſiſchen Artillerie den Durchmarſch verſagte und dem Könige Stanislaus einen Zufluchtsort geſtattete, hatte er Rußlands und Sachſens Freundſchaft verſcherzt; und dadurch, daß er endlich dieſer Artillerie den Durchzug erlaubte und hernach dem Kaiſer 10,000 Mann Hülfstruppen ſchickte, hatte er ſich auch Frankreichs Haß zugezogen; ſo daß die beyden kriegführenden Partheyen die Freyſtatt, die er dem Stanislaus gab, nicht als eine Handlung der Großmuth, ſondern als ein Mittel betrachteten, deſſen Friedrich Wilhelm ſich bedienen wollte, um ſie zu nöthigen, ſich um ſeine Freundſchaft

zu bewerben. Friedrich Wilhelm, deſſen offenbarer Vortheil es war, dieſen Verdacht zu entfernen, ſchickte hierauf ſeinen Miniſtern an den auswärtigen Höfen den Befehl zu, die Verſicherungen wegen der Neutralität in den polniſchen Unruhen zu erneuern und feyerlich zu erklären, daß dasjenige, was er zum Beſten des Königs Stanislaus gethan habe, bloß in der Abſicht geſchehen ſey, um einem unglücklichen Prinzen nützlich zu ſeyn.

Die polniſchen Angelegenheiten haben mich Friedrich Wilhelmen ſelbſt ganz aus den Augen verliehren laſſen. Ich habe ihn krank in dem Schloſſe Moiland zurückgelaſſen. Die Urſach ſeiner Krankheit war ein zurückgetretenes Podagra, das von Umſtänden begleitet war, die für ſein Leben fürchten ließen. Es beſſerte ſich indeſſen noch ſo mit ihm, daß er doch die Reiſe nach Potsdam antreten konnte. Das Uebel verſchlimmerte ſich aber unterweges, ſo daß er in dem kläglichſten Zuſtande in Potsdam ankam. Bald darauf befand er ſich

in augenſcheinlicher Lebensgefahr. Endlich aber half ſich die Natur unter dem Beyſtande des Leibarztes Ellert und des berühmten Profeſſor Hoffmann aus Halle, den er hatte kommen laſſen, ſo daß das Podagra wieder ſich nach unten hinzog, worauf ſich am linken Fuße ein Geſchwür ſetzte. Man öfnete endlich daſſelbe, worauf drey ganzer Stunden hindurch eine dicke zähe Materie herausfloß und der König ein heftiges Fieber bekam. Indeſſen hinderte ihn dieſe traurige Lage nicht, täglich die Staatsgeſchäfte zu beſorgen und auf die Vermählung ſeiner Tochter, der Prinzeſſin Sophie Dorothee mit dem Markgrafen Friedrich von Schwedt zu denken.

Die Trauung geſchahe den 10. November im großen Saale des Schloſſes zu Potsdam in Gegenwart des ganzen Hofes, worauf ein großes Souper und ein Ball erfolgte. Der König, der äußerſt ſchwach war, ließ demungeachtet die Neuvermählten mehrmals ermahnen, brav zu tanzen und ſich zu vergnügen. Einige Tage darauf reiſete der jun=

ge Markgraf mit ſeiner Gemahlin nach Schwedt ab, die ſehr zärtlichen Abſchied von ihrem Vater nahm, indem derſelbe ſo ſchlecht war, daß ſie ſich nicht ſchmeicheln konnte, ihn je wiederzuſehen. Allein einige Tage darauf verminderte ſich ſein Uebel. Das Podagra fiel auf die rechte Hand, ſo daß er einige Zeit hindurch ſich genöthigt ſahe, mit der Linken zu unterzeichnen. Endlich gegen den Anfang des December fand er ſich im Stande, ſich nach Berlin begeben zu können, wo er dann gänzlich wieder hergeſtellt wurde. Er betrachtete ſeine Geneſung als ein Wunderwerk; ließ daher Gott in allen Kirchen dafür danken und ſchenkte aus Dankbarkeit dem Armenhauſe in Berlin 100,000 Thaler.

Während der König ſich bey der Armee am Rheine aufhielt; ſtürzte der Thurm an der Petrikirche, den man nach dem oben erwähnten Brande wieder aufgebauet hatte, unglücklicherweiſe ein und beſchädigte mehrere Häuſer. Es iſt ſonderbar, daß eben dieſes unter der vorhergehenden Regierung auch

ſchon geſchahe. Friedrich I. hatte einen ſehr hohen Thurm bauen laſſen, der ebenfalls einſtürzte. Er ließ ihn hernach wieder aufbauen; da derſelbe aber einen zweyten Einſturz drohete; ließ er ihn wieder niederreißen. Sein Plan war, ihn zum dritten Male, und zwar an dem Hauptportale des Schloſſes, wieder aufbauen zu laſſen; woran ihn aber der Tod verhinderte. Einige Jahre nach dem Einſturze des Petrithurms war man genöthigt, den Thurm an der Jeruſammer Kirche einzureißen, weil man den Grund nicht ſtark gnug gelegt hatte, ſo daß es ſcheint, daß es Berlins Beſtimmung eben nicht ſey, durch ſeine Thürme zu glänzen.

Im Laufe dieſes Jahres ſtarben die beyden Marſchälle von Wartensleben und von Arnim; beyde wurden wegen ihrer Geradheit und Rechtſchaffenheit bedauert und mit vieler Pracht begraben; denn ſo ſehr auch Friedrich Wilhelm allen Pomp haßte, ſo wollte er doch, daß ſeine Generale mit vielem Glanze zur Erde beſtattet würden; indem er glaubte, man könne den Verſtorbenen

nicht Ehre gnug erweiſen. Alle Perſonen von Stande wurden zur Trauerceremonie eingeladen. Das Haus des Verſtorbenen war ſchwarz ausgeſchlagen: der Verſtorbene lag in der Uniform in einem prächtigen Sarge auf einer Art von Trauergerüſt. Als Alle, die dem Zuge beywohnen ſollten, angekommen waren; ſagte ein Officier oder ein anderer Mann von Stande, den die Familie gewählt hatte, eine Lobrede auf den Verſtorbenen her. Alsdann wurde der Leichnam auf einen Leichenwagen geſetzt, der mit ſchwarzem Sammet beſchlagen war und von sechs ebenfalls ſchwarz behangenen Pferden gezogen wurde, welche vor dem Kopfe und auf den Seiten das Wappen des Todten trugen. Ein Theil der Garniſon ging vor dem Sarge her; hierauf folgten die Wagen des Königs, der Königin und der Prinzen ſchwarz behangen und von 6 Pferden gezogen, in welchen die Verwandten des Verſtorbenen ſaßen; alsdann ſchloſſen die ſechsſpännigen Wagen von Privatperſonen den Zug. Wurde ein Marſchall begraben; ſo folgten zuletzt noch 4 Ka-

nonen. Der Leichnam wurde in die Garniſonskirche gebracht, und wenn er niedergeſetzt wurde, löſete man die Kanonen und die Truppen gaben drey Salven. Alle dieſe leeren Ceremonien, die oft der Familie des Verſtorbenen ſehr zur Laſt fielen, ſind jetzt abgeſchafft und der regierende König erlaubt einer jeden Familie, ihre Todten zu begraben, wie ſie es für gut findet. Nur die Abgabe an die Garniſonskirche iſt geblieben, welche darin beſteht, daß für einen Marſchall 300 Thaler, für die übrigen Generale aber eine verhältnißmäßige Summe gezahlt wird. Dieſes müſſen Alle diejenigen, die zur berliner Garniſon gehören, wenn ſie auch außerhalb der Stadt ſterben, bezahlen; denn die Kirche verliehrt ihre Gebühren unter den Proteſtanten ſo wenig als unter den Katholiken.

In eben dieſem Jahre ließ der König dem Kaiſer ein Memoire zum Beſten ſechs proteſtantiſcher Gemeinen in Ungarn überreichen, denen man ihre Freyheiten, ihre Schulen und die damit verknüpften Einkünfte genommen und deren Prediger man abgeſetzt

hatte, ſo daß ſie jetzt weder Gottesdienſt noch chriſtlichen Unterricht hatten. Der König bat darin den Kaiſer, dieſen 6 Gemeinen ihre Kirchen und Schulen wieder zu geben, oder ihnen wenigſtens einige Bethäuſer zuzugeſtehen, wo ſie ihren Gottesdienſt halten könnten, und zu dem Ende ihre Prediger wieder zurückzurufen. Dagegen verſprach er den Katholiken in ſeinen Staaten allen Schutz.

Brachte dieſes Memoire gleich nicht alle die Wirkungen hervor, die man ſich davon verſprach; ſo trug es doch wenigſtens dazu bey, daß man mit dieſen Bedrückungen inne hielt. Denn außerdem, daß Karl VI. ſelbſt nicht zu Verfolgungen geneigt war, wußte er aus Erfahrung, daß der Eifer des Königs lebhaft war und daß er gern das Recht der Wiedervergeltung ausübte. Es iſt indeſſen gewiß, daß, wenn der Kaiſer der Freundſchaft des Königs wegen der Hülfe, die er ihm im Kriege mit Frankreich leiſten konnte, bedürftig war, Friedrich Wilhelms weſentlicher Vortheil es auch erheiſchte, das gute Vernehmen mit dem kaiſerlichen Hofe zu

unterhalten. Das hohe Alter Karl Philipps, Churfürſten von der Pfalz, zeigte ihm die Nachfolge in Jülich und Berg nicht weit entfernt, und er konnte ſich nicht ſchmeicheln, ohne die Unterſtützung des Kaiſers oder Frankreichs zum Beſitze dieſer Herzogthümer zu gelangen. Der franzöſiſche Geſandte zu Berlin, Marquis de la Chetardie, nährte zwar ſeine Hofnungen in dieſer Hinſicht; allein Friedrich Wilhelm trauete der Krone Frankreich nicht und hatte eine natürliche Antipathie gegen dieſen Hof. Der Graf von Seckendorf hatte dieſe Antipathie ſchon ſeit langer Zeit zu verſtärken geſucht; allein er war von ſeinem Hofe zurückberufen worden, weil ihn der Kaiſer zu höhern Aemtern beſtimmt hatte. Doch regierte ſein Geiſt auch noch in ſeiner Abweſenheit am preußiſchen Hofe, wo es ein Staatsverbrechen war, nicht gut öſtreichiſch geſinnt zu ſeyn, und der König ſelbſt war es von Grunde des Herzens. Der Graf von Seckendorf hatte ihm eine ſo hohe Idee von den innern Hülfsquellen der kai-

ferlichen Erbländer beygebracht, daß er keinen Augenblick daran zweifelte, daß, wenn ſie jemals gut adminiſtrirt würden, ſie Frankreich die Spitze bieten könnten. Der Herr von Grumbkow war der Einzige, der nicht dieſer Meinung war. Der Marquis de la Chetardie hatte ihn in ſein Intereſſe zu ziehen gewußt, indem er ihm von ſeinem Hofe hatte 10000. Thaler zum Geſchenke machen laſſen. Er arbeitete daher aus allen Kräften daran, dem Könige ſeine Vorurtheile zu benehmen, und brachte es auch dahin, daß der Fürſt Wenzeslaus von Lichtenſtein, den der Kaiſer im Februar des 1735ten Jahres nach Berlin ſchickte, in ſeiner Unterhandlung nicht glücklich war. 1735.
Dieſer Fürſt hatte den Auftrag, den König zu überreden, daß er dem Kaiſer kräftigern Beyſtand leiſtete und ihm einige Millionen Gulden vorſchöſſe, wofür er ihm das Herzogthum Glogau verpfänden wollte. Der König war ſehr geneigt, ſeine Foderung zu bewilligen; allein der Herr von Grumbkow, der ſeinen Verbindlichkeiten getreu

war, brachte ihn ganz davon ab, indem er ihm vorſtellte, daß der Kaiſer nur darauf ausgehe, Frankreich gegen ihn aufzubringen, daß derſelbe ſich hernach mit dieſer Krone vergleichen und alsdann das Herzogthum Glogau zurückfodern werde, ohne ihm das vorgeſchoſſene Geld wieder bezahlen zu wollen. Alles, was daher der Fürſt von Lichtenſtein von ihm erhalten konnte, war, daß der König verſprach, zur Armee am Rheine auf ſeine Koſten Pontons von ganz neuer Erfindung zu ſchicken, die zum Uebergang über die ſchnellſten Flüſſe weit bequemer als die bisherigen waren, und die Regimenter, die den künftigen Feldzug mitmachen ſollten und die im Bisthume Münſter im Winterquartiere lagen, mit einigen Hunderten zu vermehren. Was die Geldanleihe betraf; ſo entſchuldigte ſich der König damit, daß ſeine Finanzen nicht in ſo gutem Zuſtande ſeyen, um dem Kaiſer dieſe Summe vorſtrecken zu können.

Der Fürſt von Lichtenſtein merkte es gleich in den erſten Tagen, daß er in ſeiner

Unterhandlung nicht glücklich ſeyn werde. Er lebte daher auch, ungeachtet er ſonſt ſehr prachtliebend war, zu Berlin ganz in der Dunkelheit. Er hatte zwar eine große Menge von Köchen und Bedienten mitgebracht und ſich anfänglich geäußert, er werde einen Aufwand machen, wie er in Berlin noch nicht gemacht worden ſey. Allein er that Nichts von Allem dem, und außer zweyen Gaſtmählern, die er gab, würde man gar nicht gewußt haben, daß er exiſtirte. Dieſes Benehmen war ihm gar nicht vortheilhaft; denn der König ſahe es ſehr gern, daß die fremden Miniſter an ſeinem Hofe viel draufgehen lieſſen. Der Herr von Grumbkow hatte daher nicht viel Mühe, ihn zu überreden, der Fürſt von Lichtenſtein betrüge ſich desfalls ſo, weil er ſich für einen zu großen Herrn hielte, um in der Eigenſchaft eines Miniſters an ſeinem Hofe zu reſidiren. Dies ärgerte den König. Er begegnete alſo dem Fürſten außerordentlich kalt, ſo daß dieſer ziemlich mißvergnügt von Berlin wieder abreiſete.

Ich darf nicht unterlaſſen, zu bemerken, daß der Graf von Seckendorf bey ſeiner Abreiſe von Berlin viele Anhänger zurück ließ. Er hatte, wie ich ſchon oben geſagt habe, die Kammerbedienten beſtochen, die immer noch fortfuhren, ihm von Allem, was geſprochen und gethan wurde, Nachricht zu geben, ſo daß er, ungeachtet ſeiner Entfernung, von den geringſten Handlungen des Königs unterrichtet war. Er hatte unter Andern auch einen ehemaligen Mönch beym Könige zurückgelaſſen, der vormals Feldprediger bey ſeinem Regimente geweſen war und den Feldzug in Sicilien mitgemacht hatte. Er war aus Tyrol gebürtig, gab ſich für einen Edelmann aus und nannte ſich Graben zum Stein. Dieſer Menſch hatte eine Schrift gegen die Gewalt des Pabſtes über die ſchleſiſchen Biſthümer herausgegeben, und obgleich dieſe Schrift, nach den Talenten und dem Charakter des Verfaſſers zu urtheilen, äußerſt ſchlecht ſeyn mußte; ſo nahm der römiſche Hof doch groſſes Aergerniß daran.

Graben zum Stein befand ſich gera-
de zu Wien, als ſeine Schrift heraus kam.
Der päbſtliche Nuncius ließ ihn alſo vorfo-
dern. Graben zum Stein, der ſich kei-
nes Schutzes vom wiener Hofe verſehen konn-
te, ergriff alſo die Flucht und ging nach
Dresden. Da er aber hier aus der Cha-
rybdis in die Scylla gefallen war; flohe
er nach Leipzig, nahm daſelbſt die lutheri-
ſche Religion an und heirathete eine gemeine
Perſon. Von hier aus ſchrieb er an den
Grafen von Seckendorf und bat ihn um
ſeinen Schutz. Der Graf empfahl ihn hier-
auf dem Könige als einen Mann von Kennt-
niſſen und Witz, der ihn in ſeinen müßigen
Stunden amüſiren und die Stelle des Pro-
feſſors Gundling erſetzen könnte, der dem
Könige mehrere Jahre hindurch als gelehrter
Hofnarr gedient hatte. Graben zum
Stein beſaß indeſſen weder Gundlings
Witz noch Kenntniſſe. Er hatte eine unan-
ſehnliche Geſtalt; ſein Verſtand war ſehr ein-
geſchränkt und man konnte ihn mit Recht ei-
ne umgeſtürzte Bibliothek nennen. Er gab

ſich auch für einen Aſtronomen aus, welches ihm den Namen Aſtralicus verſchafte. So ein elendes Subjekt dieſer Menſch nun auch war; ſo wußte er ſich doch durch ſeine Emſigkeit und niedrige Unterwürfigkeit in einige Gunſt zu ſetzen. Er hatte freyen Zutritt zum Könige; wohnte dem Tabackscollegium bey und wachte in der Nacht in den Zimmern des Königs. Hier mußte er reden, oder Mährchen erzählen, oder ſich mit einem Bedienten unterhalten, worüber der König dann einſchlief. Sobald er aber aufhörte zu ſprechen; wachte der König wieder auf, und Aſtralikus büßte öfters für ſein Schweigen mit einigen Peitſchenhieben, worauf er ſeine Geſpräche wieder fortſetzen mußte. Dieſe Marter hat er indeſſen doch 9. Jahre ausgehalten. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ein Menſch, der niederträchtig gnug war, eine ſolche Lebensart auszuhalten, den Beſtechungen eben nicht widerſtand. Er diente daher dem Grafen von Seckendorf und dem holländiſchen Geſandten, Baron von Ginckel, zum Spion. Dieſe Miniſter gaben

ihm Sachen auf, die er aufs Tapet bringen mußte. Hierauf berichtete er ihnen getreulich, was der König oder Diejenigen, welche um ihn waren, darüber geſagt hatten, ſo daß man kein Wort ſicher vor ihm ſprechen konnte. Der König wurde zwar gewarnt; allein er wollte es nicht glauben; ſondern behielt ihn bis an ſein Ende bey.

Ich würde mich bey einem ſo unbedeutenden Menſchen nicht ſolange aufgehalten haben; wenn es nicht gewiß wäre, daß derſelbe ſehr gefährlich war und viel Unheil hätte anrichten können. Dergleichen Leute, ſie mögen ſeyn, wer ſie wollen, ſind immer merkwürdig an einem Hofe.

In dieſem Jahre bewies ſich der König ſehr freygebig gegen Diejenigen, welche bauen wollten. Die Feldmarſchälle, Grafen von Schulenburg und von Truchſes und die Herren von Schwerin, von Marſchall und von Happe erhielten ein Jeder für 40000. Thaler Baumaterialien, und andere Privatperſonen nach Verhältniß der Häuſer, die ſie bauen wollten. Dennoch

waren die Meiſten von Denen, welche baueten, unzufrieden, weil ſie nicht aus freyem Willen baueten. Die Mehreſten hatten ſchon Häuſer. Da aber der König gern wollte, daß Berlin vergrößert werde; ſo ſchlug ſein Flügeladjutant, von Derſchau, der ſich auf Koſten des Publikums gern beliebt machen wollte, ihm vor, daß alle in Dienſten ſtehende Perſonen gezwungen würden, zu bauen. Der König genehmigte den Vorſchlag und übertrug die Ausführung deſſelben ihm ſelbſt. Dieſer eben ſo eigennützige als unbarmherzige Officier vertheilte nun die Plätze und Materialien nach ſeinem Gefallen, ohne zu unterſuchen, ob Diejenigen, weche bauen ſollten, auch im Stande wären, es zu thun. Er zwang ſie vielmehr dazu und machte ihnen Anſchläge, je nachdem er ihr Freund oder Feind war; gnug ſie mußten ſie annehmen. Die Glücklichſten waren noch Diejenigen, denen er es erlaubte, ſich mit Gelde bey ihm loszukaufen, wodurch ſich mehrere Familien tief in Schulden ſteckten. Man erhielt nun keine Aemter und Stellen

mehr, wenn man ſich nicht zum Bauen an- heiſchig machte oder des Herrn von Der- ſchau Habſucht befriedigte.

In Potsdam wurde ſo gut gebauet wie in Berlin. Die Stadt wurde mit dem ſogenannten holländiſchen Quar- tiere vermehrt. Hier aber geſchahe Alles auf Koſten des Königs, der die Häuſer ver- ſchenkte, an wen er wollte. Derſchau hatte hier die Aufſicht nicht und ſo ging Alles beſſer. Friedrich Wilhelm war nicht weniger beſchäftigt, die Ruhe ſeiner Unter- thanen zu ſichern. Der Woiwode von Lub- lin hatte ihn auszuforſchen geſucht, ob er ihm wohl erlauben würde, daß die Trup- pen, die unter ſeinen Befehlen ſtanden, durch einen kleinen Theil des Königreichs Preuſ- ſen marſchieren dürften, um ſich nach Pol- niſch Preußen zurück zu ziehen, im Fall er ſich zu ſehr gedrängt ſähe. Der König antwortete ihm gar nicht darauf; ſondern ließ einige Regimenter nach der Grenze vorrü- cken, um die Märſche der Polen zu verhin- dern und ihnen den Durchmarſch zu verweh-

ren, wenn ſie es etwa verſuchen ſollten, und ertheilte zugleich Befehl, daß man ſie ohne Umſtände zurück treiben ſollte. Zu gleicher Zeit erklärte er dem ruſſiſchen und ſächſiſchen Hofe, daß er in Rückſicht der polniſchen Angelegenheiten fernerhin die ſtrengſte Neutralität beobachten würde, bis durch den Friedensſchluß ausgemacht ſeyn würde, welchem der beyden Concurrenten die Krone zufallen ſollte. Dabey aber gab er dieſen Höfen auch zu erkennen, daß er ein Recht zu haben glaube, um zu verlangen, daß man die Freyſtatt, die er dem Könige Stanislaus und den mit ihm verbundenen Großen zugeſtehe, reſpectire, und erklärte überdem, daß er nicht umhin könne, den geringſten Schritt, den man dagegen thun werde, als Feindſeligkeit zu betrachten, und daß er nicht unterlaſſen werde, in dieſem Falle ſolche Maaßregeln zu ergreifen, die der Vertheidigung ſeiner Rechte und Vorzüge angemeſſen wären.

Unterdeſſen hatte der Aufenthalt des Königs Stanislaus in Königsberg eine große Menge von polniſchen Großen dahin

gezogen, die ihm größtentheils zur Laſt wa-
ren und die Summen mit verzehrten, welche
Frankreich ihm zur Beſtreitung ſeines
Hofſtaats ſchickte. Auf der andern Seite
waren viele Polen in die Wälder geflüchtet,
um den Ruſſen nicht in die Hände zu fallen.
Dieſe hatten indeſſen bereits einige Detache-
ments beſtimmt, um ſie bis auf dem Gebiete
des Königs zu verfolgen. Dieſes hatte den
General, und nachherigen Marſchall, Herrn
von Katt, veranlaßt, ihnen ſagen zu laſ-
ſen, daß er Befehl habe, Alle diejenigen,
die auf dem Gebiete des Königs irgend eine
Gewaltthätigkeit begehen würden, als Feinde
zu behandeln und Jeden, er mögte ſeyn, wer
er wolle, den er bekommen könne, gefangen
zu nehmen. Er ging noch weiter. Er ließ
die geflüchteten Polen zuſammen kommen
und ſie unter ſicherm Geleite bis an die Gren-
ze ihres Vaterlandes bringen, wo ſie dann
nach ihrer Heimath gingen. Auf die Art be-
nahm er den Ruſſen allen Vorwand, ſie
auf preußiſchem Gebiete aufzuſuchen.

Da die Gegenwart des Königs in Preuſſen ſehr nöthig war; er aber wegen eines neuen Anfalls vom Podagra die Reiſe nicht ſelbſt unternehmen konnte; ſo ſchickte er den Kronprinzen dahin mit dem Auftrage, die Truppen zu muſtern und die Feſtungen zu beſehen. Der Prinz ſprach den König Stanislaus während ſeines Aufenthalts in Königsberg mehrmals. Die polniſchen Groſſen machten ihm auch die Aufwartung. Ihre Anzahl war ſehr groß und die Menge der Bedienten, die ſie bey ſich hatten, machte, daß es das Anſehen hatte, als wäre Königsberg auf einmal Warſchau geworden.

Der Kronprinz war noch in Preuſſen, als der wiener Hof dem Könige eröfnete, daß es mit Frankreich die präliminar-Friedensartikel unterzeichnet habe, und erklärte dabey, daß dieſelben Nichts enthielten, was ihn beſonders intereſſiren könne.

Ob es gleich gegründet war, daß die Bedingungen, unter welchen der Friede zwiſchen dem Kaiſer und Frankreich und ihren reſpektiven Alliirten geſchloſſen worden war,

Friedrich Wilhelmen nicht geradezu intereſſirten; ſo verdienten ſie doch ſeine Aufmerkſamkeit in ſo mancherley Rückſicht. Lothringen war darin dem Könige Stanislaus zur Entſchädigung für die Krone Polen, die er ſeinem Nebenbuhler abtrat, zugetheilt, und nach ſeinem Tode ſollte dieſes Land Frankreich einverleibt werden, welches dadurch ſeine Grenzen unmittelbar bis an Deutſchland ausdehnte. Das Großherzogthum Toscana erhielt der Herzog von Lothringen zum Erſatz für ſeine abgetretenen Staaten. Der Kaiſer trat dem Infanten Don Carlos das Königreich beyder Sicilien ab, wogegen dieſer auf das Herzogthum Parma Verzicht that.

Auf dieſen Vergleich folgte eine ſehr genaue Verbindung zwiſchen dem Kaiſer und Frankreich, die in der Folge dem Intereſſe des Königs in Anſehung ſeiner Anſprüche auf die cleviſche Erbfolge nachtheilig wurde. Er wartete jetzt bloß auf den Tod des Churfürſten von der Pfalz, Karl Philipp, um die Herzogthümer Jülich und Berg,

vermöge der zwiſchen Brandenburg und Pfalz⸗Neuburg geſchloſſenen Traktaten in Beſitz zu nehmen. In dieſen Traktaten war nemlich feſtgeſetzt worden, daß, im Fall das Eine dieſer Häuſer gänzlich in ſeinem Mannsſtamme erlöſchte, das Andere darin nachfolgen ſollte. Dieſer Fall ſollte nun bald eintreten. Karl Philipp, Churfürſt von der Pfalz, der letzte Prinz aus dem neu⸗burgiſchen Hauſe, war ſeinem Ende nahe. Nun aber verlangte der Pfalzgraf von Sulz⸗bach, der eben ſo wie die Fürſten von Neu⸗burg von Anna von Cleve abſtammte, und deſſen Vorfahren zu dem zwiſchen dem brandenburgiſchen und neuburgiſchen Hauſe errichteten Vergleiche ihre Einwilligung nicht gegeben hatten, in die Erbſchaft der Her⸗zogthümer Jülich und Berg einzutreten. Friedrich Wilhelm rechnete indeſſen viel auf die Gültigkeit dieſer Verträge und hielt daher die Anſprüche des ſulzbachiſchen Hau⸗ſes für nicht ſonderlich gegründet. Er traf alſo ſchon alle nöthigen vorläufigen Anſtalten, um ſich gleich nach dem Tode des Churfürſten

in den Beſitz dieſer Länder zu ſetzen. Er rechnete dabey viel auf den wiener und verſailler Hof. Beyde Höfe hatten ſeinen Hofnungen geſchmeichelt, ſo lange ſie mit einander in Krieg verwickelt waren. Allein gleich nach dem Frieden vergaß Frankreich zuerſt ſeine Verſprechungen, und trat ganz offenbar auf die Seite des Fürſten von Sulzbach. Es meldeten ſich indeſſen bald noch andere Mitwerber. Das Haus Sachſen erneuerte ſeine alten Anſprüche auf die Herzogthümer Cleve, Jülich und Berg. Es erſchienen nunmehr eine Menge von öffentlichen Schriften über dieſen Gegenſtand, in welchen jede Parthey ihre Rechte geltend zu machen ſuchte. Man könnte daraus ein dickes Buch zuſammenſetzen, wenn man Alles anführen wollte. Friedrich Wilhelm, der wohl ſahe, daß er durch Federſtriche ſchwerlich die Oberhand über ſeine Mitwerber bekommen würde, ſetzte ſich in den Stand, die Sache mit Gewalt angreifen zu können. Seine Truppen waren bald marſchfertig, ſo daß in kurzer Zeit 45,000 Mann in die Her-

zogthümer Jülich und Berg hätten einrü⸗
cken können. Er verſtärkte auch die Garni⸗
ſonen im Cleviſchen und ſchickte das Drago⸗
nerregiment von Sonsfeld mit einem be⸗
trächtlichen Artillerietrain dahin. Er ver⸗
mehrte und verſahe auch die Magazine in
Weſel und traf Einrichtungen in ſeinen Fi⸗
nanzen, um die Kriegskoſten beſtreiten zu
können.

Bey dieſen Kriegsrüſtungen glaubte das
pfälziſche Haus mit den Churfürſten von
Bayern und Cölln Maaßregeln nehmen
zu müſſen, um im Stande zu ſeyn, ſich der
Gewalt zu widerſetzen. Das wichtigſte Au⸗
genmerk für die beyden Partheyen war aber der
Kaiſer und Frankreich. Ihre große Ei⸗
nigkeit legte ihnen ein unüberſteigliches Hin⸗
derniß in den Weg; denn man mußte noth⸗
wendig Beyde entweder zu Freunden oder
Feinden haben.

Der König Stanislaus machte un⸗
terdeſſen Anſtalt, Beſitz von Lothringen
zu nehmen, und kam bey dieſer Gelegenheit
durch Berlin. Der König hatte ihm den

Herrn von Grumbkow, *) Präſidenten der pommerſchen Kammer, bis an die Grenze von Pommern entgegen geſchickt, um ihn zu bedienen und unterweges frey zu halten. Da derſelbe den Namen eines Grafen von Blamont angenommen hatte; ſo wurde er ohne alle Ceremonie empfangen. Die Kanonen wurden nicht gelöſet und er nahm die Wohnung in dem Hauſe des franzöſiſchen Geſandten, Marquis de la Chetardie. Dieſer Miniſter kam auch, und meldete dem Könige Friedrich Wilhelm die Ankunft deſſelben. Dieſer ſchickte dagegen ſeinen Flügeladjutanten Hacke an den Stanislaus, um ihm wegen ſeiner Ankunft Glück zu wünſchen. Es traf ſich aber, daß dieſer Officier nichts als Deutſch ſprechen konnte, welches weder der König, noch irgend Einer aus ſeinem Gefolge verſtand, ſo daß ein Bedienter des Marquis de la Chetardie herbeygehohlt

*) Philipp von Grumbkow, geſtorben 1753. auf ſeinen Gütern zu Luppo in Pommern.

werden mußte, um zum Dollmetſcher zu dienen.

Gerade an dem Tage, da Stanislaus in Berlin ankam, hielt der König Revüe auf der Ebene von Tempelhof über 20. Bataillon. Stanislaus war an einem Fenſter in einem Hauſe auf der Schloßfreyheit und ſahe die Truppen wieder herein marſchieren. Als Friedrich Wilhelm ihn erblickte; grüßte er ihn. Am folgenden Tage fuhr er im Wagen des Marquis de la Chetardie in Begleitung deſſelben und des Abbé Langlois, der franzöſiſcher Geſandter bey ſeiner Perſon war, zum Könige.

Friedrich Wilhelm war den Abend vorher in großer Verlegenheit, wie er den König Stanislaus empfangen ſollte. Er that mir die Ehre an, mich darum zu befragen. Ich war der Meinung, er ſollte ihn in ſeinem Zimmer erwarten, indem derſelbe ſich in der Eigenſchaft eines Grafen von Blamont anmelden ließe. Um ihn indeſſen doch einigermaßen zu diſtinguiren; könne der König ihm bis an die Thür entgegen

gehen. Hiermit war der König auch vollkommen zufrieden. Als indeſſen Stanislaus am folgenden Morgen ankam; war der König viel zu ungeduldig, als daß er ihn hätte im Zimmer erwarten ſollen, ſondern lief ihm vielmehr bis an die Treppe entgegen. Hacke und Derſchau empfingen ihn beym Ausſteigen aus dem Wagen. Stanislaus hatte es gar nicht erwartet, den König an der Treppe zu finden, und ſchien daher ganz erſtaunt darüber zu ſeyn. Er grüßte denſelben hierauf. Friedrich Wilhelm umarmte ihn aber mit den Worten: Mein Herr Graf, ich bin ſehr erfreut, Ewr. Majeſtät bey mir zu ſehen. Er ließ ihn vorangehen, obgleich Stanislaus ſich dagegen ſetzte und ſagte, er erzeige dem Grafen von Blamont zu viel Ehre. Die beyden Könige ſprachen nunmehr eine halbe Stunde ſtehend mit einander, worauf Stanislaus auf eben die Art wieder nach dem Hauſe des franzöſiſchen Geſandten hinfuhr. Eine Viertel Stunde nachher ſtattete der König ihm die Gegenviſite ab. Sta-

nislaus empfing ihn beym Ausſteigen aus dem Wagen und begleitete ihn wieder bis dahin. Der Beſuch war aber ſehr kurz; Friedrich Wilhelm kam nach dem Schloſſe zurück, fuhr aber hernach wieder zum Marquis de la Chetardie zum Mittagseſſen. Ich hatte die Ehre, ebenfalls dabey zu ſeyn. Das Diner währte ſehr lang, war aber ſehr prächtig und nicht ſo langweilig, als dergleichen Feſtins gewöhnlich zu ſeyn pflegen. Die beyden Könige ſprachen viel von den vergangenen Zeiten. Stanislaus drückte ſich ſehr freymüthig darüber aus und gab dem Könige ſeine ganze Erkenntlichkeit für die ihm zu Königsberg zugeſtandene Freyſtätte zu erkennen.

Nach der Mahlzeit ſchenkte Friedrich Wilhelm dem Könige Stanislaus einen Wagen mit einem Zuge ſehr ſchöner Pferde, in welchem er noch am nemlichen Tage ſpatzieren fuhr; worauf er gegen Abend der Königin einen Beſuch abſtattete und hernach auch noch zum Könige ging. Die beyden Könige rauchten von 7 Uhr Abends bis um 2

Uhr Morgens Taback zuſammen. Das Geſpräch war ziemlich allgemein. Stanislaus erzählte von den Feldzügen, die er mit Karl XII. gemacht hatte, und von ſeiner Reiſe durch die Türkey. Er ſprach ſehr gut, und als die Rede auf den verſtorbenen König von Polen kam, deſſen Nebenbuhler er geweſen war, redete er mit vieler Mäßigung und Schonung von ihm. Nicht ſo benahm er ſich in Abſicht auf die Ruſſen. Er konnte es ihnen gar nicht verzeihen, daß ſie ſich in die polniſchen Angelegenheiten gemiſcht hatten. So lange er ſich in Berlin aufhielt; fand er ſich jeden Abend im Tabackscollegium ein, wo ſie dann Beyde um die Wette rauchten; das Gewöhnliche waren dreyßig bis zwey und dreyßig Pfeifen. Einmal aß er auch beym Kronprinzen zu Mittag und den Tag vor ſeiner Abreiſe zu Abend bey der Königin in Monbijoux, wo Concert und Ball war. Hier nahm er dann Abſchied vom Könige. Den 21. May reiſ'te er endlich wieder ab, nachdem er den vornehmſten Perſonen am Hofe verſchiedene Geſchenke gemacht hatte. Der Staatsminiſter von

Grumbkow unter Andern bekam eine Zimmertapete, die 6000 Thaler werth war. Der Generalmajor, Graf von Truchſes, *) erhielt den Auftrag, ihn bis Geldern zu begleiten. Den erſten Tag aß er zu Mittag in Potsdam, wohin der König einen Theil ſeiner Bedienten geſchickt hatte. Der Oberküchenmeiſter Holwedel und der Adjutant des Königs, Hacke, mußten die Honneurs daſelbſt machen. Da ſie vom Ceremoniel Nichts verſtanden und Friedrich Wilhelm gewohnt war, ſich auf einen hölzernen Stuhl zu ſetzen; ſo bildeten ſie ſich ein, daß alle Könige der Erde dergleichen Stühle hätten. Sie hatten alſo den Stuhl des Königs für ihn hingeſetzt. Da Stanislaus noch andere Stühle ſahe, ſo konnte er ſich nicht einbilden, daß gerade der hölzerne, der am Ende des Tiſches ſtand, für ihn ſey, und wollte ſich alſo in der Mitte vom Tiſche hinſetzen. Allein Holwedel und Hacke glaubten, es gebe gar keinen andern Ehrenplatz, als wo Friedrich Wil-

*) Er blieb bey Friedberg als Generallieutenant.

helm ſich hinzuſetzen pflege, und daß ein König nothwendig einen hölzernen Stuhl haben müſſe. Sie faßten ihn daher in dem Augenblicke, da er ſich ſetzen wollte, unter die Arme, und führten ihn an den für ihn beſtimmten Platz. Stanislaus ſetzte hierauf ſeine Reiſe über Halberſtadt, Weſel und Geldern fort, von wo er ſich dann incognito nach Verſailles begab.

Dieſes Jahr endigte ſich mit dem Tode des Marſchalls von Finck, von dem ich ſchon mehrmals in dieſen Memoiren zu reden Gelegenheit gehabt habe. Ich habe hier Nichts weiter zu Dem, was ich bereits von ihm geſagt habe, hinzuzuſetzen. Er wurde von ſeiner Familie, der er von großem Nutzen geweſen war, ſehr bedauert. Die Königin ſchien ſeinen Verluſt tief zu empfinden. Er war ſtets ihr erſter Rathgeber geweſen, wiewohl ſie ſich nicht immer ganz wohl bey ſeinem Rathe befand: ſie war indeſſen von ihm überzeugt, daß er ihr ganz ergeben ſey und daß er gewiß nie aus böſem Willen gegen ſie geſündigt habe. Sie gab ſeiner Wittwe die Anwartſchaft auf die Stelle einer Ober-

Hofmeiſterin, welche jetzt die Frau von Kamecke bekleidete, die aber nicht mehr bey Hofe erſchien.

1736. Das Jahr 1736. bietet eben nichts Merkwürdiges dar. Die Unterhandlungen wegen der jülich und bergiſchen Erbſchaft gingen immer noch fort; aber ohne Erfolg. Der König mogte noch ſo viel nachlaſſen; die Parthey war zu feſt gegen ihn verbunden. Alles, was er thun konnte, war, günſtigere Zeitumſtände abzuwarten.

Jetzt ſchien Friedrich Wilhelm mit der Verſchönerung ſeiner Hauptſtadt beſchäftigt zu ſeyn. Ich nahm mir die Freyheit, ihm den Vorſchlag zu thun, die Friedrichsſtadt mit der übrigen Stadt durch breite Brücken zu verbinden, das neuſtädter oder dorotheenſtädter und leipziger Thor niederzureißen, die Wälle abzutragen und die ſämmtlichen Thore der Stadt zu erweitern. Er genehmigte auch meinen Vorſchlag und wies 60000 Thaler zur Ausführung deſſelben an. Einige Zeit darauf gab er auch ſeine Einwilligung zur Errichtung der Fiacres, die ich ihm ebenfalls vorſchlug, und um die Sa-

che zu erleichtern, ließ er ſelbſt 12 Wagen verfertigen, und ſchenkte ſie Denen, welche am eifrigſten waren, ihre Pferde und Wagen nach dem Schloßplatze zu ſchicken.

Als der König einmal dieſen Sommer beym Kronprinzen ſpeiſete und bey ſehr guter Laune zu ſeyn ſchien; wollte der Herr von Grumbkow die Gelegenheit wahrnehmen, um ſich beym Kronprinzen wieder einzuſchmeicheln, mit dem er eben nicht auf dem beſten Fuße ſtand und deſſen Gnade er doch ſo gern wieder zu beſitzen wünſchte. Er fing alſo an, die vortrefliche Mahlzeit, die er dem Könige gab, zu loben, und ſetzte ſcherzend hinzu, er dürfe wohl nicht viel dergleichen köſtliche Mähler bereiten, weil ſonſt ſeine Finanzen ſich nicht wohl dabey befinden mögten. Der König fragte hierauf ſeinen Sohn, ob er Schulden habe und wie hoch ſie ſich belaufen. Der Prinz wagte es nicht, über 40000 Thaler anzugeben. Der König ſagte hierauf, er wolle ſie bezahlen. Der Herr von Grumbkow fragte den König, ob das eine Vermehrung der jährlichen Penſion des Kronprinzen

ſeyn ſollte; allein Friedrich Wilhelm antwortete nicht darauf; ſondern ſchickte ſeinem Sohne den folgenden Tag 40000 Thaler.

Die gewaltſamen Werbungen zogen dem Könige neue Klagen zu. Der Miniſter der Generalſtaaten ſtellte ihm vor, daß preußiſche Officiere auf das Gebiet der Republik, und zwar in die Provinz Geldern gekommen wären, wo ſie verſchiedene Leute gezwungen hätten, Handgeld zu nehmen. Der König erklärte dem Miniſter, daß dieſes ohne ſeinen Befehl geſchehen ſey; daß ſein feſter Entſchluß ſey, fernerhin mit den Generalſtaaten in dem beſten Vernehmen zu ſtehen und daß er folglich dieſen Unordnungen abhelfen werde. Er ließ ihnen zugleich die Verſicherung geben, daß er ſich wohl hüten werde, irgend eine Verbindung einzugehen, die für ſie nachtheilig ſeyn könnte: hoffe dagegen aber, daß Ihro Hochmögenden ihrerſeits eben ſo gegen ihn handeln würden. Er ließ auch wirklich die mit Gewalt Angeworbenen ſogleich wieder frey geben und die Werber, welche das Gebiet von Geldern verletzt hatten, in Verhaft nehmen.

Kurz nach der Abreiſe des Königs Stanislaus ging Friedrich Wilhelm nach Magdeburg, um die Revüe über die Truppen in der dortigen Gegend zu halten. Kaum war er von dort zurückgekommen; ſo ging er nach Preußen in Begleitung des Fürſten von Deſſau und deſſen Prinzen Leopold, und mehrerer Generale. Nach der Revüe beſuchte er auch alle neu angelegten Kolonien. Nach ſeiner Zurückkunft nach Berlin bemühete er ſich, die zu Wien und im Haag angefangenen Unterhandlungen zu Ende zu bringen, um Mittel aufzufinden, den Unruhen, die der Tod des Churfürſten von der Pfalz verurſachen könnte, zuvorzukommen, im Fall er nemlich ſterben ſollte, ehe die Sache zwiſchen den intereſſirten Partheyen gehörig regulirt wäre.

Da dem Könige das Gerücht von einem 1737. Traktate nicht unbekannt bleiben konnte, deſſen die Freunde des Fürſten von Sulzbach ſich rühmten und in welchem der Kaiſer auf Frankreichs Anſinnen auch mit begriffen ſey; ſo ließ er dem wiener Hofe Vorſchläge thun, deren weſentlicher Inhalt folgender

war: Daß, obgleich nach dem Traktate von 1670. die Güter des cleviſchen Hauſes, welche das Haus Neuburg beſäße, im Fall der Erlöſchung des Mannsſtammes dieſes Hauſes an Brandenburg fallen müßten; ſo wäre man doch geneigt, wenn der Churfürſt von der Pfalz ſtürbe, dem Fürſten von Sulzbach das Herzogthum Jülich ganz eigenthümlich abzutreten und ſich mit dem Herzogthume Berg, mit Inbegriff der Stadt Düſſeldorf, der Herrſchaft Ravenſtein, Vinnendahl und Bretskenſand, zu begnügen. Ueberdem wolle man von dem ehemals verlangten eventuellen Rückfalle abſtehen und auf immer und ewig ſeinen Rechten und Anſprüchen auf das Herzogthum Jülich ſowohl für ſich, als ſeine männlichen und weiblichen Deſcendenten, entſagen. Er wolle ferner ſeine Einwilligung dazu geben, daß die Feſtungswerke von Düſſeldorf geſchleift werden, und ſich dabey noch anheiſchig machen, ſobald der Kaiſer dieſen Vergleich genehmigt und die Seemächte ihn garantirt haben würden, dem Churfürſten von der Pfalz für den Fürſten von

Sulzbach eine Million Thaler zu zahlen; und überdem noch, ſobald das Herzogthum Berg und die obengenannten Herrſchaften ihm überantwortet ſeyn würden, einer jeden Prinzeſſin, Tochter des Erbprinzen von Sulzbach und der verſtorbenen Prinzeſſin Eliſabeth, einer Tochter des Churfürſten von der Pfalz, 50000 Thaler als ein bloßes Geſchenk zu geben, welches alſo im Ganzen 150000 Thaler ausmachen würde; und endlich wolle er noch einer Jeden dieſer Prinzeſſinnen 30000 Thaler zum Hochzeitgeſchenke verehren.

Dennoch thaten dieſe Anerbietungen die Wirkung nicht, die Friedrich Wilhelm davon erwartete. Unterdeſſen trat auch der König von Polen, der als Churfürſt von Sachſen immer noch ſeine Anſprüche auf dieſe Herzogthümer behauptete, hinzu und ſtellte den Mächten, die an einem Vergleiche arbeiteten, vor, daß ohne ſeine Theilnahme in dieſer ganzen Sache Nichts endlich entſchieden werden könne. Er hatte auch ſchon eine Darſtellung ſeiner Rechte bekannt gemacht und gründete dieſelben auf Anwart=

ſchaften, die die Kaiſer ſeinem Hauſe zur Belohnung der von ſeinen Vorfahren geleiſteten Dienſte ertheilt und durch wirkliche Belehnungen beſtätigt hätten. Hierüber ſey ein Prozeß bey dem kaiſerlichen Hofe anhängig gemacht, vor deſſen Entſcheidung in dieſer Sache gar Nichts auf eine Rechtsbeſtändige Weiſe ausgemacht werden könne. Dieſe Mächte antworteten ihm aber, da hier bloß vom Poſſeſſorium die Rede ſey; ſo könne man bis zur völligen Entſcheidung des Streites, doch die Sache reguliren ohne Präjudiz des Rechtes eines Andern.

Unterdeſſen faßte der pfälziſche Hof den Entſchluß, dem Fürſten von Sulzbach noch bey Lebzeiten des Churfürſten die Huldigung in beyden Herzogthümern zu verſchaffen, um die Unterthanen dadurch zu binden, daß ſie keinen andern Oberherrn anerkennen könnten. Der König fand, daß dieſe Einrichtung ſeinem Intereſſe, ſo wie er es dem wiener Hofe dargeſtellt hatte, zuwider ſey: Allein ſtatt einer günſtigen Antwort von Seiten des pfälziſchen Hofes erfuhr er auf einmal, daß der Kaiſer und Frankreich ſich zu Vermittlern

in dieſer Sache aufgeworfen und den See-mächten Erklärungen gethan hätten, die mit ſeinen Ideen gar nicht übereinſtimmten. Er wendete ſich alſo von Neuem an den wiener und verſailler Hof, ſo wie auch an die Generalſtaaten. Da er aber keine befriedigenden Antworten erhielt und fand, daß alle Mächte auf der Seite des ſulzbachiſchen Hauſes ſeyen; ſo ergrif er die Parthey, mit dem pfälziſchen Hauſe beſondere Unterhandlungen anzufangen. Zu dem Ende ſchickte er den Grafen von Degenfeld-Schomberg nach Manheim, und ließ hier eben die Vorſchläge thun, die er bereits dem wiener Hofe hatte thun laſſen; gab aber nur bis zum Monat May Bedenkzeit, nach welcher Zeit er nicht weiter daran gebunden ſeyn wollte.

Während der Zwiſchenzeit, die etwa vier Monate betrug, theilte der König ſeine Vorſchläge auch den Generalſtaaten, die am meiſten mit dabey intereſſirt waren, daß die Sache gütlich abgethan werde, mit. Ihro Hochmögenden wendeten Alles Mögliche an, um den Kaiſer, Frankreich und England zu bewegen, dieſe Streitſache auf einem Con-

greſſe zu beendigen, aus Furcht, es mögte wieder zu Thätlichkeiten kommen, wie im J. 1610. wodurch alsdann der Vergleich erſchwert werden würde. Allein dieſe Kronen zeigten keinen ſonderlichen Eifer, in die Vorſchläge der Generalſtaaten einzugreifen.

Unterdeſſen ſtarb der Biſchof von Augsburg, ein Bruder des Churfürſten von der Pfalz, welcher, ob er gleich ſchon 74 Jahre alt war, dennoch den Fürſten von Sulzbach auf einige Zeit von der Regierung hätte ausſchließen können, durch ſeinen Tod aber dieſen Prinzen nunmehr zum unmittelbaren Erben machte. Dies machte, daß der pfälziſche Hof dem Grafen von Degenfeld antwortete, der Churfürſt habe die Vorſchläge des Königs reiflich überdacht und ſie in Rückſicht auf die Rechte, die der König zu haben vorgebe, ſehr annehmlich gefunden: wenn der Churfürſt von der Pfalz die Gültigkeit dieſer Rechte anerkannt hätte; ſo würde er ſich ſchon lange haben billig finden laſſen; er habe indeſſen ſeine beſtimmte Erklärung nur darum aufgeſchoben, weil er dieſe Rechte erſt genauer habe unterſuchen wollen: Da er aber bis jetzt

noch Nichts gefunden habe, wodurch dieſelben beſtätigt würden; ſo könne er nicht länger anſtehen, ſeine wahren Geſinnungen in Anſehung dieſer Sache an den Tag zu legen. Er geſtehe, daß der Vergleich ſehr vortheilhaft ſey, wenn man annehme, daß die Anſprüche des Königs auf Jülich und Berg gegründet ſeyen: er hörte aber auf es zuſeyn, wenn man auf die unumſtößlichen Rechte des Fürſten von Sulzbach Rückſicht nehme. In Gemäßheit dieſer Rechte ſey es ihm unmöglich, ſie mit den Rechten des Königs zuſammen zu räumen. Daraus entſpringe dann die Nothwendigkeit, daß er nicht nur die Vorſchläge des Königs nicht annehmen, ſondern ſie auch nicht einmal als Grundlage zu einem Vergleiche betrachten könne. Die Furcht, ſeinem Nachfolger ſeine Rechte zu ſchmählern, habe ihn zu dieſer Erklärung beſtimmt; indeſſen ſchmeichle er ſich, daß die Ruhe in den Herzogthümern Jülich und Berg nicht durch die Unmöglichkeit geſtöhrt werden werde, in welcher er ſich befinde, ſich den Wünſchen des Königs in dieſer Sache zu fügen: Es bleibe ihm nichts übrig, als die Mächte, die

ihre Dienſte in dieſer Angelegenheit angebo-
ten hätten, zu bitten, dieſelben jetzt zur Auf-
rechthaltung des Friedens anzuwenden; und
er hoffe, daß dieſe Mächte, da ſie ſeine und ſei-
nes Nachfolgers gegründete Rechte kennten,
die nöthigen Maaßregeln nehmen würden,
um den Gewaltthätigkeiten zuvorzukommen,
welche auf die Beſtreitung derſelben abzielen
könnten.

Dieſe Antwort ſtimmte gar nicht zu den
Geſinnungen des Königs: Er fand ſo viele
Inconvenienzen in der Art, wie man dieſe
Sache abthun wollte. Der Churfürſt von
der Pfalz verwarf eine jede Theilung; er
beſtand auf den proviſionellen Beſitz, den er
dem Fürſten von Sulzbach zuſichern wollte,
ehe noch der Kaiſer und das Reich über die
Sache entſchieden hätten. Er wußte es ſo
gut, wie der König, daß dieſe Entſcheidung
in Ewigkeit nicht erfolgen, und daß folglich
der ihm vorläufig eingeräumte Genuß ſo gut
ſeyn werde, als eine förmliche Abtretung.
Der König verlangte alſo, daß die vermitteln-
den Mächte übereinkommen mögten, einen
Termin von einem Jahre feſt zu ſetzen, um

den Vergleich binnen der Zeit zu Stande zu bringen, und zugleich den Tag zu beſtimmen, an welchem die Unterhandlung ihren Anfang nehmen ſollte.

Dieſe Foderung that er zuerſt im Haag, von wo aus ſie den wiener, verſailler und londoner Höfen mitgetheilt wurde. Sie antworteten alle Drey durch Memoire darauf, die dem Könige aber nicht vortheilhaft waren; indem man darin beſchloſſen hatte, daß der proviſionelle Beſitz dieſer Herzogthümer dem Fürſten von Sulzbach ſolle gelaſſen werden. Der König, der ſeinem Geſandten im Haag, Luiſcius, befohlen hatte, den vornehmſten Mitgliedern der Regierung gelegentlich mündlich zu verſtehen zu geben, daß ſeine Abſicht nicht ſey, ſeine Rechte mit Gewalt zu behaupten, mißbilligte hierauf das Benehmen ſeines Miniſters, der aber über die ihm gemachten Vorwürfe, als habe er Dieſes bloß für ſich gethan, ſo empfindlich wurde, daß er zur Rettung ſeiner Ehre ſein Betragen in den Augen Derer, die Verdacht gegen ihn hegen könnten, rechtfertigte und die Befehle des Königs ſelbſt vorzeigte. Ob

nun gleich dieſer Schritt ihn hätte ſtürzen ſollen; ſo war der König, der ihm wohl wollte, doch ſo großmüthig, ihm zu verzeihen, und beehrte ihn fernerhin mit ſeinem Vertrauen. Als einige Zeit hernach eben dieſer Miniſter den Auftrag erhielt, die dem Könige aus der oraniſchen Erbſchaft zugefallenen Länder zu verwalten; ſchickte er einmal die Rechnungen wegen einiger vorgenommenen Ausbeſſerungen ein. Der König war aber damit nicht zufrieden und ließ ihm alſo einen derben Verweis geben. Luiſcius wurde darüber ſo betrübt, daß er den Verſuch machte, ſich den Hals abzuſchneiden: man überfiel ihn aber während der Operation und verhinderte ihn, ſie zu endigen. Er hatte ſich indeſſen bereits einen ſolchen Schnitt beygebracht, der ihn von der ſonderbaren Phantaſie, ſich umzubringen, hätte heilen ſollen. Allein kaum war er wieder geheilt; als ihm die nemliche Luſt zum zweytenmal ankam. Er war wiederum ſo glücklich, ein Hinderniß anzutreffen; und von der Zeit an ließen ihn ſeine Anverwandten nicht aus den Augen. Der König vergab ihm dieſen Fehler von Neuem und verſicherte ihm

eine

eine Penſion, deren er im Haag bis an ſein Ende genoſſen hat.

Da der König mit ſeinen Nachbarn im tiefſten Frieden lebte, aber gern wollte, daß ſeine Officiere ſich zum Kriege bildeten; ſo ſchickte er Mehrere von ihnen nach Ungern, wo der Kaiſer wieder mit den Türken zu ſchaffen hatte.

Der Graf von Seckendorf, der ſo lange in Berlin geweſen und ſeitdem vom Kaiſer zum Feldmarſchall ernannt worden war, commandirte die kaiſerliche Armee unter dem Herzoge von Lothringen. Er hatte dieſe Ehre der Kaiſerin und dem Staatsſekretär Herrn von Bartenſtein, zu verdanken, indem dieſe ihm des Kaiſers Vertrauen verſchaft hatten. Da dieſer Monarch im vorigen Jahre den Prinzen Eugen von Savoyen verlohren hatte; ſo befragte er den Grafen von Seckendorf um die Operationen des Feldzugs. Der Graf entwarf hierauf einen Plan, der ganz mit den ehrgeizigen Ideen des Kaiſers übereinſtimmte, und verſprach ihm die Demüthigung der Türken und den Zuwachs ſeiner Eroberungen ſo zuverſicht-

lich, daß er Krieg gegen die Türken beſchloß und zu dem Ende Eine der ſchönſten Armeen, die jemals gegen die Ungläubigen gefochten hatten, auf die Beine ſtellte. Der Ausgang entſprach aber nicht ſeinen Hofnungen, und er ſahe nur zubald ein, daß er in der Perſon ſeines Feldherrn eben nicht die beſte Wahl getroffen habe.

Nachdem indeſſen der Graf ſeine Armee bey Jagodina verſammelt hatte; ging er auf Nizza los und eroberte es ohne Schwerdtſtreich: allein er konnte dieſen Platz nicht behaupten und die Türken nahmen ihn eben ſo leicht wieder ein, wie ſie ihn verlohren hatten. Der übrige Theil des Feldzuges ging mit Märſchen und Contremärſchen hin, welche die Armee ruinirten. Dieſes gab den Feinden des Grafen von Seckendorf, die er ſich durch ſeinen Hochmuth, ſeine Habſucht und hohe Einbildung von ſich ſelbſt zugezogen hatte, Gelegenheit, ihn der Untreue und Verrätherey anzuklagen, ſo daß, als er nach Endigung des Feldzugs nach Wien kam, der Kaiſer ihm Hausarreſt gab. Als das Volk einige Nachricht von Dem, was im Werke

war, bekommen hatte; lief es haufenweiſe nach ſeinem Pallaſte hin, und machte es ſich zur Pflicht, die Thüren einzuſtoßen. Der Hof ſahe ſich alſo genöthigt, zwey Compagnien Reuterey dahin zu ſchicken, welche den Auflauf bald zerſtreueten. Am folgenden Morgen erhielt der Hofkriegsrath den Befehl, das Benehmen des Grafen von Seckendorf zu unterſuchen. Da er aber gegen Alles, was der Hofkriegsrath vornehmen würde, proteſtirte und ihn für partheyiſch erklärte; ſo ernannte der Kaiſer beſondere Commiſſarien, um ihn zu richten. Der Marſchall, Graf von Harrach, war das Haupt dieſer Commiſſion. Der Beklagte vertheidigte ſich ſtandhaft, ward aber doch verurtheilt. Die Kaiſerin und Bartenſtein wußten es indeſſen ſo zu lenken, daß die Sentenz nicht publicirt wurde: ſie konnten es aber doch nicht hintertreiben, daß der Kaiſer ihn nach Glatz auf die Feſtung ſchickte, wo er ſo lange blieb, als der Kaiſer lebte. Die Königin von Ungern und Böhmen gab ihm die Freyheit wieder, ſobald ſie den Thron beſtieg, wollte ihn aber nicht wieder in Dienſte nehmen. Er ging

hierauf nach Bayern und führte nun Krieg gegen ſeine Wohlthäterin. Der König war in Wuſterhauſen, als die Nachricht von der Ungnade des Grafen von Seckendorf einlief. Ich hatte ihn ſchon 6 Monate vorher darauf vorbereitet; denn ich war in Wien geweſen, wo ich gar bald erfahren hatte, wie viele Neider und Feinde der Graf daſelbſt hatte. Die Kaiſerin und Bartenſtein waren ſeine einzige Stützen; alle Miniſter und Generale waren gegen ihn. Der König, der außerordentlich für ihn eingenommen war, antwortete mir lebhaft: Seckendorf wird ſich Ihnen und ſeinen Feinden zum Trotz durch ſein eignes Verdienſt zu erhalten wiſſen. Ich kannte ihn indeſſen als den ehrgeizigſten, eigennützigſten und eingebildeteſten Menſchen; ich ſchloß daraus, daſ er ſich nicht behaupten und daß es ſeinen Feinden leicht werden würde, ihn zu ſtürzen. Der König aber, der glaubte, Seckendorf beſitze Fähigkeiten gnug, den Prinzen Eugen wieder zu erſetzen, nannte meine Prophezeihung einen Traum. Allein an dem Tage, da er die

Nachricht von ſeinem Falle erhalten hatte, ließ er mir Gerechtigkeit widerfahren. Es ſollte gerade dieſen Tag auf die Jagd gehen. Ich erwartete ihn alſo nebſt Denen, die ihn begleiten ſollten, im Schloßhofe. Sobald er mich erblickte; ſagte er: Ich glaube, Sie haben einen Vertrag mit dem Teufel, oder beſitzen den Geiſt der Offenbarung. Alles, was Sie vom armen Seckendorf vorausgeſagt haben, iſt eingetroffen. Er ſetzte noch hinzu, es thue ihm leid, daß er mir damals nicht geglaubt habe, weil er ihm gewiß manchen heilſamen Rath hätte geben können. Er konnte hierauf den ganzen Tag nicht aufhören, vom Grafen zu reden, und ich mußte ihm wohl zwanzig Male die Gründe wiederhohlen, die mich ſeinen Sturz hätten ahnden laſſen. Die Freunde des Grafen von Seckendorf, deren er in Berlin mehr als in Wien hatte, waren über ſeinen Fall ſehr betreten. Sie beſchuldigten den Kaiſer der Ungerechtigkeit und hielten ihn und das Reich nun verlohren. Es war ein Triumph für ſie, wenn die Generale, die

nachher die kaiſerliche Armee commandirten, Fehler begingen. Bey jeder übeln Nachricht, die aus Ungern einlief, hörte man immer: Ja, wenn Seckendorf geblieben wäre, würde Alles gut gegangen seyn. Ich weiß aber nicht, wie ſie ihn würden haben vertheidigen können, wenn ſie ihn in der Folge in Bayern und am Rheine hätten agiren ſehen. Sein Verfahren beym Commando der Armee Karls VII. rechtfertigt das Verfahren Karls VI. gegen ihn vollkommen.

Da der Friede zwiſchen dem Kaiſer und Frankreich dem Churfürſten von Sachſen die polniſche Krone geſichert hatte; ſchrieb der König ihm endlich einen Glückwunſch als Antwort auf das Notifikationsſchreiben, das er ihm ſchon im Jahr 1733. geſchickt hatte.

Ich werde das Jahr 1737. durch den Tod des Marſchalls von Natzmer ſchließen, der allgemein bedauert wurde. Er hatte unter den gröſten Feldherren mit ausgezeichnetem Lobe gedient und hatte beſonders im Succeſſionskriege vielen Schlachten beygewohnt,

in denen Allen er verwundet worden war. Er ſtarb in ſeinem 77ten Jahre. Was ihm aber noch weit mehr Ehre als ſeine Tapferkeit und ſeine Kriegsdienſte macht, iſt ſeine Rechtſchaffenheit und die Geradheit ſeines Charakters. Der König hatte ihn jederzeit geſchätzt, ohne ihn zu lieben, weil er als Kronprinz einſt einen Streit mit ihm bey der Armee in Flandern gehabt hatte. Der Prinz, der damals noch ſehr jung war, ſcherzte in ziemlich derben Ausdrücken über ſeine zu große Oekonomie, und fragte ihn mehrere Male, warum er denn ſo viel Geld zuſammen zu ſcharren ſuche. Der Herr von Natzmer, der ſehr hitzig und ſtolz war und dabey nicht viel vertragen konnte, ärgerte ſich über die Frage und antwortete dem Prinzen, er thue es, um nicht gezwungen zu ſeyn, ihm dereinſt zu dienen. Der Prinz wollte hierauf, daß er den Degen ziehe. Der Herr von Natzmer ſagte ihm aber, er ſey nicht dazu gemacht, ſich mißhandeln zu laſſen; er wiſſe aber recht gut, was er dem Geblüte ſeiner Herren ſchuldig ſey. Friedrich Wilhelm ließ in der Folge den Verdienſten

des Marſchalls alle Gerechtigkeit widerfah-
ren; konnte ihn aber, wie ich ſchon geſagt
habe, nie lieben.

Der König hatte während ſeines Aufent-
halts in Stettin die Herren von
Grumbkow und von Borck zu Mar-
ſchällen ernannt. Sie waren Beyde zu glei-
cher Zeit in Dienſte getreten, und waren ſeit-
dem immer zuſammen an Einem Tage zu
Obriſten, dann zu Brigadiers, zu Feldmar-
ſchällen, zu Generallieutenants, zu Genera-
len von der Infanterie und endlich zu Mar-
ſchällen ernannt worden. Allein ihr gleiches
Glück hatte keine engen Freundſchaftsbande
zwiſchen ihnen geknüpft; denn ſie haßten ſich
einander aufs ärgſte.

Die jülich und bergiſche Erbfolgſache nahm
gar nicht den Gang, wie der König wünſch-
te. Die vermittelnden Mächte hatten den
proviſionellen Beſitz für den Fürſten von
Sulzbach vorgeſchlagen. Der König er-
klärte hierauf, daß, ſo viele Achtung er auch
für die vier vermittelnden Mächte hätte, er
doch nicht die Hände zu einem Arrangement
bieten könne, das ihn des ihm zuſtehenden

Rechtes des Beſitzes beraubte, um es einem Prinzen zuzuwenden, der von ſich ſelbſt gar kein Recht dazu habe, ja ſelbſt noch nicht einmal ein vom competenten Richter zugeſprochenes Recht zum petitorium beſitze. Er würde daher ſeinem Intereſſe zu viel Gewalt anthun, wenn er dieſen Vergleich annähme, in welchem auch gar kein Vorbehalt, gar keine Einſchränkung oder Modification ſtatt finde. Er verſpräche ſich daher von der Billigkeit der vier Mächte, daß ſie nicht auf dieſen Vorſchlag beharren, ſondern ſich über dieſen Punkt ſo erklären würden, daß er ſeine endliche Antwort auf die ihm von ihren Miniſtern zugeſtellten Memoiren geben könnte.

Der dresdener Hof fuhr indeſſen ſeinerſeits fort, Schriften zu publiciren, um ſeine Anſprüche auf dieſe Erbfolge zu behaupten. Es ſchien aber nicht, daß die vermittelnden Mächte darauf achteten, und der berliner und manheimer Hof vereinigten ſich, ob ſie gleich im Streite begriffen waren, mit einander, ſobald es darauf ankam, ihre Rechte den Anſprüchen des Hauſes Sachſen entgegen zu ſtellen. Unterdeſſen gab der König

einigen Regimentern Befehl, ſich marſchfertig zu halten; worüber die Holländer in Bewegung geriethen, welches aber von keinen Folgen war. Es blieb auf dem Wege der Unterhandlungen. Die ganze Sache blieb ſo und wurde erſt beendigt, als Friedrich II. Schleſien erobert hatte.

Den 8. Julius reiſete der König nach Weſel ab, wohin ihn der Kronprinz und der Prinz Wilhelm, jetziger Prinz von Preußen, begleiteten. Nachdem er die Garniſon in Weſel gemuſtert hatte; ging er nach Cleve, um den Zuſtand der Rentkammer und der Regierung zu unterſuchen. Von da ging er nach Holland und hielt ſich einige Tage in Middagten in der Provinz Geldern, welches ein Landgut des Barons von Ginckel war, auf. Er war mit der Bewirthung des Barons ſehr zufrieden und ertheilte ihm dafür den ſchwarzen Adlerorden. Von hier begab er ſich nach Loo zum Prinzen und der Prinzeſſin von Oranien. Er wollte hier nicht in den Zimmern des Königs Wilhelm III. wohnen; ſondern bat ſich ein kleineres Appartement aus. Er hatte dem Prinzen von

Oranien vorher zu wiſſen gethan, daß er ohne alle Ceremonie behandelt ſeyn wolle, und ſeinem ganzen Gefolge den Befehl gegeben, ihn bloß Monsieur zu nennen. Deswegen aber erwieſen ihm der Prinz und die Prinzeſſin von Oranien alle ihm ſchuldige Ehre, und er hatte, ſo lange er in Holland war, einen zahlreichen Hofſtaat. Der ganze geldriſche Adel beeiferte ſich, ihm ſeine Ehrfurcht zu beweiſen. Der König bezeigte ſich ſehr gnädig und herablaſſend gegen denſelben. Mit Einigen der Vornehmſten darunter unterhielt er ſich über den Zuſtand der Staatswirthſchaft der Republik. Er ſprach als Kenner davon und ging ganz ins Detail, beſonders in Anſehung der verſchiedenen Admiralitäten der Republik. Er war der Meinung, daß man ſie Alle vereinigen und ſo dem Staate beträchtliche Summen erſparen könnte. Er glaubte ferner, daß die Republik noch verſchiedene andere Reformen treffen könnte, vermöge deren ſie in den Stand geſetzt werden könne, zu Friedenszeiten ſo gut wie zu Kriegszeiten 100000 Mann zu halten. Er fügte hinzu, er nehme einen großen Antheil an dem Ruhme

der Republik, die er von jeher geliebt habe und ſtets lieben werde, wenn er gleich wüßte, daß ſie ihm in der jülich und bergiſchen Sache gar nicht günſtig ſey: es mögte indeſſen kommen, wie es wollte, er werde ſtets eben die Zuneigung zu den vereinigten Provinzen behalten, die er zu allen Zeiten zu ihnen gehabt habe.

Ich darf es wohl behaupten, daß dieſes Friedrich Wilhelms wahre Denkungsart war. Ich habe ihn öfters ſagen gehört, er habe ein ganz holländiſches Herz und man habe ihm in ſeiner Jugend immer geſchmeichelt, er könnte wohl einmal zum Statthalter erwählet weroen. Er geſtand, daß dieſes ihm wirklich ſehr angenehm geweſen ſeyn und er ſie gewiß den Geſetzen gemäß beherrſcht haben würde, indem er ein wahrhafter Republikaner ſey. Eines Tages, da er ſo zu mir ſprach, nahm ich mir die Freyheit, ihm zu ſagen, daß ich nicht glaubte, daß, da er gewohnt ſey, als Herr zu handeln, er die vielen Widerſprüche, die in einem freyen Staate ſo häufig vorkommen, würde haben ertragen können. Er verſicherte mich aber dagegen,

daß ein vernünftiger Widerſpruch ihm nie mißfalle und ſetzte hinzu: „Wilhelm III. „hat England nicht ſo regiert, wie er in „Holland herrſchte. Ich würde es eben „ſo wie er gemacht haben.„ Ich weiß nicht, ob Friedrich Wilhelm ſich in dieſem Augenblicke ſo ganz genau kannte. Die oberſte Macht hatte viel Reize für ihn, und er war nur republikaniſch, weil er Nichts über ſich haben wollte.

In dieſem Jahre gab es viele Unruhen bey Hofe. Der König hatte ſein ganzes Vertrauen in Anſehung der innern Staatsangelegenheiten einem gewiſſen Baden geſchenkt, der anfänglich Amtmann zu Gottesgabe im Herzogthum Magdeburg, hernach aber Kammerrath in dieſem Herzogthume geweſen war. Dieſe letzte Stelle bekleidete er, als der Hr. v. Marſchall Staatsminiſter wurde. Da Dieſer ſein Freund war; ſchlug er ihm dem Könige vor, um ihn an ſeiner Stelle zum Kabinetsſekretär zu machen. Er bekam alſo das Departement der königlichen Oekonomie, das Marſchall gehabt hatte. Er bekleide=

te ſeine Stelle zur Zufriedenheit des Königs; konnte ſich aber nie die Freundſchaft oder die Achtung des Publikums erwerben.

Unterdeſſen führte das Glück bald einen noch weit gefährlichern Menſchen auf die Schaubühne. Dies war ein gewiſſer Eckert, aus Bernburg gebürtig, aus der niedrigſten Klaſſe des Volks, der in Braunſchweig Faſahnenwärter geweſen war und in Bareuth Kapaunen gemäſtet, bey beyden Beſchäftigungen aber nicht viel Glück gemacht hatte. Dieſer Menſch war endlich in der Hofnung, daß das Glück ihm in einer großen Stadt günſtiger ſeyn würde, nach Berlin gegangen und hatte damit angefangen, daß er in den Zeitungen hatte bekannt machen laſſen, er beſitze das untrügliche Geheimniß, zu verhindern, daß die Schornſteine rauchten. Er machte hierauf bey dem Grafen von Truchſes die Probe damit. Da dieſe gut ausfiel; ſprach dieſer einmal bey dem Könige von ihm als von einem Menſchen, der ſich in der Kunſt, Schornſteine zu bauen, ganz vorzüglich auszeichnete. Da der König einige Tage nachher nach Coſſenblatt,

einem Landgute, das er vom Grafen von Barfuß für ſeinen zweyten Sohn, den Prinzen Wilhelm, gekauft hatte, gefahren war und gerade der Schornſtein an dieſem Tage ſehr ſtark rauchte; ſo erinnerte er ſich dieſes Eckerts und ließ ihn ſogleich hohlen, um dieſem Uebel abzuhelfen. Der König ſahe ihn arbeiten und fragte ihn, ob er ſonſt noch andere Talente beſitze. Eckert antwortete, er habe ſich auf Alles, was Bezug auf Oekonomie habe, gelegt und er könne völlig eben ſo gutes Bier brauen, als man in den königlichen Brauereyen brauete, ohne jedoch ſo viel Malz und Holz dazu zu gebrauchen. Wenn der König ihn wollte einen Verſuch machen laſſen; ſo mache er ſich anheiſchig, die Einkünfte des Königs jährlich um 2 bis 300000 Thaler zu vermehren. Der König hielt ihn ſogleich beym Worte. Er machte ſeinen erſten Verſuch in der großen Brauerey zu Potsdam. Da er hier Das, was er behauptet hatte, durch die That bewies; ſo wurde er nunmehr in die übrigen Aemter in der Mark herum geſchickt, um ſeine Art zu brauen daſelbſt einzuführen.

Während er ſo herumreiſete; erkundigte er ſich in allen Städten nach dem Etat ihrer Einkünfte und der Art, wie ſie verwaltet würden. Er fand nun die Meiſten viel zu reich, ſo daß er dem Könige den Vorſchlag that, Das, was dieſe Städte zu viel hätten, für ſich zu nehmen und ihnen nur ſo viel zu laſſen, als ſie zu ihrem Unterhalte brauchten. Friedrich Wilhelm genehmigte dieſen Vorſchlag. Er nahm nunmehr den Magiſträten die Verwaltung der öffentlichen Gelder, und ſetzte dazu eigene Commiſſarien in jeder Stadt nieder.

Alle dieſe Erfindungen, wodurch die königlichen Einkünfte vermehrt wurden, verſchaften dieſem Eckert den Adelsbrief und den Orden de la génerosité. Er wurde hierauf Geheimer Finanzrath; bekam eine ſehr gute Beſoldung und ein neues Haus, das der König ihm ausmeubliren und mit allem nöthigen Geräthe verſehen ließ. Aber Eckert konnte deſſelben nicht genießen, indem der König ſtarb, ehe er Beſitz davon genommen hatte. Als er in den Adelſtand erhoben werden ſollte; war der König im Tabackscollegium

verlegen, was er ihm für ein Wappen geben ſollte. Ich ſagte hierauf im Scherze, daß, da die Wappen aus Figuren beſtänden, die je- dem Hauſe eigen ſeyen und auf etwas Edles und Ruhmwürdiges in Anſehung des Ur- ſprungs deſſelben Bezug hätten, es mir ſchie- ne, daß ein Schornſtein und ein Braubottig ſich für Eckerts Wappen vortreflich ſchick- ten. Der König billigte ſogleich meine Idee. Er bekam alſo ein geviertheiltes Wappen; im erſten Quartiere war ein ſilberner Schornſtein im rothen Felde und im Vierten ein goldner Bottig im blauen Felde. Der beyden An- dern erinnere ich mich nicht mehr; nur weiß ich noch, daß ſie eben ſo komiſch waren.

Eckert konnte ſich nicht in ſein Glück fin- den, ſondern wurde bald im höchſten Grade impertinent. Er ſuchte Allen königlichen Die- nern zu ſchaden und ſprach von ihnen auf ei- ne äußerſt unwürdige Art, welches mir um ſo mehr nahe ging, weil er dieſes oft in Gegen- wart des Königs that und Dieſer es duldete. Seinen Reden nach war er der einzige Menſch, der Ehre und Rechtſchaffenheit beſaß und die Sachen verſtand. Gott weiß es aber, wie wenig

Grund ſeine hohe Einbildung hatte. Er wurde indeſſen nach Pommern geſchickt, um dort dieſelben Einrichtungen wie im Brandenburgiſchen zu treffen.

Hier fand er indeſſen Widerſtand bey der Ausführung ſeiner Projekte von Seiten des ſtettiniſchen Kammerpräſidenten von Grumbkow. Sie ſchrieben hierauf Beyde an den König und ſchonten einander nicht. Der König ſchickte Boden nach Pommern, um ihren Streit zu unterſuchen. Als dieſer wieder zurückkam, gab der König Eckerten Recht.

Der Marſchall von Grumbkow wollte ganz verzweifeln, ſeinen Bruder mit einem ſo niederträchtigen Menſchen, wie Eckert war, compromittirt zu ſehen. Er brachte ſeine Klagen deswegen beym Könige an. Allein er richtete Nichts aus; denn es war mit ſeiner Günſtlingſchaft bald zu Ende. Die Wärme, womit er ſeinen Bruder vertheidigte, trug das Letzte dazu bey, ihm beym Könige in üblen Kredit zu ſetzen. Eckert zog ſich alſo triumphirend aus dieſer Sache und wurde nun nach Preußen geſchickt. Er war

die Geißel aller Provinzen, wohin er kam, vorzüglich aber der Domänenkammern, die er mit der abſcheulichſten Frechheit behandelte. Er mockirte ſich über den Miniſter in Preußen, und bewirkte die Caſſation mehrerer Räthe, weil ſie es gewagt hatten, ſich ihm entgegen zu ſtellen. Dadurch wurde Jedermann ſo in Furcht geſetzt, daß er ſich in der völligen Freyheit befand, ſo viele Bedrückungen zu verüben, als er nur wollte. Seine Freundſchaft konnte man nur für Geld erhalten. Niemand wagte es jetzt mehr, ſich zu beklagen. Er ſchützte ſich immer mit dem Willen des Königs und das war gnug, um Stillſchweigen zu gebieten. Ich laſſe ihn jetzt in dieſem Königreiche, um die Augen auf das zu richten, was auswärts vorging.

Es gab jetzt wieder neue Zwiſtigkeiten mit 1739. verſchiedenen Mächten in Betreff der Werbungen. Ein ſehr großer junger Menſch, der ein Neffe Eines der Deputirten von der Regierung in Herſtall war, wurde von den Preußen aufgehoben. Seine Verwandten, welche Nachricht davon erhielten, brachten ihre Klagen vor die Bürgermeiſter. Die

ſe berichteten die Sache an die eben verſammlete Communität, worauf der Schluß abgefaßt wurde, alle preußiſche Officiere, die in Herſtall wären, in Verhaft zu nehmen und ihnen nicht ehe die Freyheit wieder zu geben, als bis ſie den gedachten jungen Menſchen wieder ausgeliefert hätten. Der Schluß wurde wirklich in Vollziehung gebracht. Als der König hiervon Nachricht bekam; ſchickte er den Obriſten von der Garniſon in Weſel, Herrn von Kreutzen, nach Herſtall. Allein er wagte es nicht, in dieſen Flecken hinein zugehen, indem die Einwohner droheten, ihn niederzumachen. Er blieb alſo in Lüttich, wo er von Beſtrafung der Rebellen ſprach und ſich verlauten ließ, daß ein Exempel ſollte ſtatuirt werden. Er ließ hierauf den Einwohnern von Herſtall inſinuiren, daß er Befehl habe, für zwey oder drey bereits ſeit mehrern Tagen beorderte Regimenter den Durchmarſch zu verlangen. Er wollte auch wirklich dies Anſuchen thun. Allein der Biſchof von Lüttich verweigerte ihm die Audienz und wollte den Brief des Königs, den der Herr von Kreutzen ihm übergeben ſollte,

nicht annehmen. Dieſes Benehmen des Biſchofs machte die Herſtaller noch kühner. Sie ließen nicht nur die Officiere, welche Theil an der Aufhebung des jungen Menſchen gehabt hatten, nicht los; ſondern foderten auch noch vom Könige Gnugthuung für die auf ihrem Gebiete verübte Gewaltthätigkeit. Allein demungeachtet verlangte der König, daß der Lieutenant, der als Geiſel für den aufgehobenen jungen Menſchen in Verhaft gehalten wurde, dem Herrn von Kreutzen ausgeliefert werde, damit er in Preußen nach den Kriegsgeſetzen beſtraft werden könne; er verſprach dabey, daß, wenn man für ihn dieſe Gefälligkeit haben würde, er bey ähnlichen Gelegenheiten wiederum zu Dienſten ſtehen werde. Der König mogte aber machen, was er wollte; er erhielt Nichts. Er merkte vielmehr, daß der freye und unbiegſame Charakter der Herſtaller nie zu dem Gehorſame, den er verlangte, gebracht werden würde, wofern er nicht Gewalt gebrauchte, welches indeſſen die Zeitumſtände ihm nicht wohl erlaubten. Er machte daher dem Biſchofe von Lüttich den Antrag, ihm dieſe Herr-

ſchaft zu verkaufen, um dadurch alle die Anſprüche zu vernichten, die ewige Uneinigkeiten verurſachen würden. Er zweifelte nicht, daß dieſer Antrag dem Biſchofe angenehm ſeyn werde und hofte ihn dadurch dahin zu bringen, ſich wegen des Verhaftes der preußiſchen Officiere und wegen der Rückgabe des jungen Herſtallers, der in Potsdam unter den großen Grenadierern figurirte, billig finden zu laſſen. Die Lütticher verwarfen den Antrag wegen des Verkaufs von Herſtall nicht; beſtanden aber feſt auf die Auslieferung ihres Landsmannes, ſo daß der König, um den Lieutenant zurück zu bekommen, genöthigt war, den aufgehobenen Herſtaller zurück zu geben.

Kaum war dieſer Streit geendigt; ſo erfolgte ein Neuer mit dem Churfürſten von der Pfalz. Ein Edelmann aus Jülich, Namens Hompeſch, machte den Werber auf Rechnung des Königs, der ihm zu dem Ende das Patent als Obriſtlieutenant gegeben hatte. Dieſer ſahe einſt in der Stadt Jülich einen Zimmermann von außerordentlicher Größe. Um ihn in ſein Netz zu ziehen, beſtell-

te er bey ihm einen Kaſten, der gerade ſo lang ſeyn ſollte als der Zimmermann ſelbſt. Dieſer Menſch verfertigte den Kaſten und brachte ihn dem Officiere. Hombeſch behauptete, er ſey nicht lang gnug, worauf der Mann einfältig gnug war, ſich in den Kaſten zu legen, um ihn vom Gegentheile zu überzeugen. Hompeſch nebſt zwey verkleideten preußiſchen Werbern banden und knebelten ihn hierauf und ſchloſſen ihn ſo darin ein. Hierauf wurde er ſogleich aus der Stadt gebracht; als man den Kaſten aber öfnete, war der Zimmermann erſtickt. Die Sache wurde ruchbar. Hompeſch wurde alſo in Verhaft genommen und ihm der Prozeß gemacht. Er war ſchon ehedem ebenfalls wegen Werbung arretirt geweſen; aber der Churfürſt hatte ihn begnadigt. Jetzt aber wurde er verurtheilt, den Kopf zu verliehren. Der Churfürſt behauptete, daß Hompeſch ſein Unterthan ſey und war daher nicht ſo gefällig, ihn wieder los zu laſſen. Er kam am Ende noch damit davon, daß er ſeine übrigen Tage auf der Feſtung in Jülich zubringen ſollte.

Die preußiſchen Werber im polniſchen Preußen nahmen von einem holländiſchen Schiffe die ſchönſten Leute weg, und unter denſelben auch ſogar den Capitän. Man brachte ſie hierauf nach Königsberg und zwang ſie, Dienſte zu nehmen. Eben dieſe Werber ſtießen, als ſie ihre Beute fortſchleppten, unterweges auf zwey polniſche Prieſter von anſehnlicher Länge. Das war ſchon gnug, um ſich ihrer zu bemächtigen. Sie führten ſie mit Gewalt mit ſich fort, mißhandelten ſie auf verſchiedene Art und zwangen ſie endlich, die Grenadieruniform anzuziehen. Dies brachte die Polen ſo ſehr auf, daß ſie davon ſprachen, einen Einfall in das preußiſche Gebiet zu thun und daſelbſt Alles, was ihnen vorkommen würde, mit Feuer und Schwerdt zu verwüſten. Auch der Miniſter der Generalſtaaten am polniſchen Hofe, Herr Romps, erhielt Befehl, wegen des gegen holländiſche Unterthanen auf polniſchem Gebiete verübten Attentats Beſchwerden zu führen. Da die Werber aber nicht mehr da waren, um ſie beſtrafen zu können; ſo diente dieſes zu weiter Nichts, als daß man deſto ſtrengere Maaß-

regeln für die Zukunft nahm. Es ward beſchloſſen, alle Perſonen, die aus dem Königreiche Preußen kommen würden, genau zu unterſuchen und ſich aller preußiſchen Deſerteure zu bemächtigen, ohne ſie ſo wenig als die Werber auszuliefern; den Letztern ſogleich den Prozeß zu machen und ſie, im Fall ſie ſtrafwürdig befunden würden, ſogleich mit dem Tode zu beſtrafen.

Der Baron von Ginckel hielt um die Auslieferung der vom Schiffe entführten Holländer an und foderte Gnugthuung für die Mißhandlung der übrigen Mannſchaft. Was nun die Soldaten anlangt; ſo nahmen die Officiere zur gewöhnlichen Entſchuldigung ihre Zuflucht und behaupteten, daß ſie ſich freywillig hätten anwerben laſſen und völlig mit dem Dienſte zufrieden ſeyen.

Dieſe Sache zog ſich lange hin: aber im nächſten Monat November rührte ein Vorfall ſie von Neuem auf. Ein Bauer aus dem Oberquartiere von Geldern und alſo ein königlicher Unterthan, hatte zwey Söhne, die mit Gewalt angeworben worden waren. Sie flüchteten hierauf alle Drey in den Meyer-

hof von Bois le Duc, wo ſie gegen die Gewaltthätigkeiten und Nachſuchungen ſicher waren. Der König gab aber ſeinem Geſandten im Haag den Befehl, ſie zurückzufodern. Er überreichte zu dem Ende auch wirklich ein Memoire. Allein die Generalſtaaten fanden für gut, daſſelbe den Commiſſarien zu übergeben, bis der König den Schiffscapitän, den er noch in Königsberg zurückhielt, ausgeliefert haben würde. Friedrich Wilhelm, dem dieſe Zögerung mißfiel, ließ darauf unweit Nimwegen einen Landmann aufheben. Die Generalſtaaten beklagten ſich darüber. Der Baron von Ginckel verlangte eine Privataudienz beym Könige und bekam ſie zu Potsdam. Er ſprach ſehr nachdrücklich. Der König verſicherte ihm dagegen, daß er gar Nichts von der ganzen Sache wiſſe und daß er ſich von derſelben genauer unterrichten werde. Der Herr von Ginckel beſtand aber auf ſeine Foderung und gerieth dabey ziemlich in Hitze, ſo daß er dem Könige ſagte, die Generalſtaaten, ſeine gebietenden Herren, ließen ihn erſuchen, ſeine Truppen in Ordnung zu halten. Das

Wort Ordnung beleidigte den König, ſo daß er ſich höchlich gegen den Geſandten entrüſtete und ſo weit ging, daß er den Stock aufhob; glücklicherweiſe blieb er dabey ſtehen. Der Herr von Ginckel hat mir hernach zugeſchworen, daß, wenn er weiter gegangen wäre, er ihm den Degen durch den Leib geſtoßen hätte. Der Himmel wendete indeſſen dieſes Unglück ab. Der König faßte ſich ſogleich wieder und ſagte zu dem Geſandten, er wolle ſich jetzt nicht ärgern; aber er werde die Herren Generalſtaaten ſchon zur Raiſon zu bringen wiſſen. Der Herr von Ginckel verließ ihn in voller Bewegung und wollte noch in der nemlichen Stunde abreiſen. Der König aber, deſſen Hitze ſich wieder gelegt hatte, ließ ihn zurückrufen und behielt ihn zum Mittagseſſen bey ſich; ſie ſprachen aber wenig mit einander. Der Herr von Ginckel reiſete hierauf wenige Tage nachher nach Holland ab. Unterdeſſen hatten zwey Officiere aus Cleve von ungefehr das holländiſche Gebiet betreten. Man nahm ſie alſo in Verhaft und behielt ſie ſo lange, bis der geldriſche Landmann wieder

in Freyheit geſetzt und nach Hauſe entlaſſen war.

Während Dieſes vorging, ſtarb der Marſchall von Grumbkow, der ſeit einiger Zeit krank geweſen war, welches der König aber für Verſtellung gehalten hatte. Den Abend vor ſeinem Tode ſchrieb er mir ein Billet nach Potsdam, und bat mich, doch nach Berlin zu ihm zu kommen. Er war ſehr unruhig über ſein Schickſal. Der König hatte ihm auf eine Art geſchrieben, die ihn für ſeine Freyheit fürchten laſſen mußte. Er wünſchte alſo zu wiſſen, ob ich die Geſinnungen des Königs in Rückſicht ſeiner nicht hätte erforſchen können. Das Billet ſetzte mich in Verlegenheit. Ich wollte dem Miniſter, der mir ſo viel Freundſchaft erwieſen hatte, nicht gern dieſe Gefälligkeit abſchlagen, und fürchtete doch auch, der König mögte an meiner Verbindung mit ihm Etwas auszuſetzen haben. Ich war alſo einige Augenblicke in Ungewißheit, was ich thun ſollte, und entſchloß mich endlich, ſeiner Bitte zu willfahren. Da ich es indeſſen dem Könige nicht zu ſagen wagte, daß ich nach Ber-

lin reiſete; ſo aß ich erſt mit ihm zu Mittage. Beym Aufſtehen von der Tafel ſagte ich zu Jedem, ich befände mich nicht wohl und wollte mich deswegen ins Bett legen. Ich bat zugleich den damaligen Pagen, und jetzigen Capitän von den Gensd'armes, Hrn. von Cottwitz, mich beym Könige zu entſchuldigen, im Fall ich nicht in das Tabackscollegium kommen ſollte. Ich ſtieg hierauf in meinen Wagen und kam Abends um 9 Uhr in Berlin an. Ich ging nun gleich zum Marſchall. Seine Frau ſagte mir, ihr Mann habe verlangt, daß man ihn allein laſſen ſolle, weil er der Ruhe bedürfe: er habe ihr zugleich den Auftrag gegeben, mir zu ſagen, daß ich den andern Morgen früh um 6 Uhr zu ihm kommen mögte, wo wir eine Taſſe Chokolate trinken und mit einander plaudern wollten, worauf ich gleich wieder nach Potsdam zurückfahren und gegen das Mittagseſſen daſelbſt eintreffen könnte. Ich ging alſo fort und legte mich nieder. Um 4 Uhr Morgens hörte ich ſtark an meine Thür klopfen. Meine Bedienten lagen im tiefen Schlafe und hörten es alſo nicht. Das Klopfen hörte nicht auf; ich ſtand endlich auf und fragte, was

man wolle. Ich ſahe nunmehr, daß es ein Bedienter der Frau von Grumbkow war, der mir melden ſollte, daß ihr Mann ſo eben verſtorben ſey. Ich lief ſogleich zu ihr und fand ſie in der gröſten Betrübniß. Der Kabinettsminiſter, Hr. von Podewils, der eine Tochter des Marſchalls zur Frau gehabt hatte, verſiegelte die Papiere des Verſtorbenen unter Vergießung von Thränen. Dieſer Anblick erweichte mich auch. Ich ſetzte mich wieder in den Wagen und fuhr gerades Weges nach Potsdam zurück, wo ich noch zur Parade ankam. Der König kam zu Pferde dahin. Er hatte ſo eben die Nachricht vom Tode des Marſchalls bekommen. Als er mich erblickte; kam er gerade auf mich los und fragte mich, ob ich nichts Neues wüßte. Ich ſagte ihm, ich hätte keine Briefe erhalten. Nun ſo habe ich welche bekommen; ſagte der König; der Marſchall von Grumbkow iſt todt. Ich ſtellte mich verwundert darüber und ſagte, ich hätte nicht geglaubt, daß es ſo geſchwind mit ihm vorbey ſeyn würde. Ja, ſo iſt es mit dem menſchlichen Leben, verſetzte der König: es wird Ih-

nen und mir eben ſo gehen, wie ihm. Gott gebe nur, daß es zu unſerm Heil geſchehe! Dieſe letztern Worte ſprach er in einem gerührten Tone aus. Als er nach der Parade ſich zur Tafel geſetzt hatte; ſchien er nachdenkend zu ſeyn und redete nicht ein Wort vom Verſtorbenen. Den Abend aber im Tabackscollegium wurde von Nichts als vom Marſchall geſprochen: Ein Jeder ſagte ſeine Meinung unverhohlen und die Stimmen fielen eben nicht vortheilhaft für ihn aus.

Der König ſagte, wenn er noch 14 Tage gelebt hätte; würde er ihn haben in Verhaft nehmen laſſen. Er beſchuldigte ihn, daß er nicht verſchwiegen geweſen ſey und ſich von allen fremden Mächten, die nur gewollt hätten, habe beſtechen laſſen. Ich weiß nicht, ob dieſe Beſchuldigung gegründet war: aber ſo viel iſt gewiß, daß der Marſchall bey ſeinem Abſterben nicht ſo viel hinterließ, daß man daraus hätte ſchließen können, er habe von allen Seiten her genommen, wo er nur Etwas habe bekommen können. Seine Verlaſſenſchaft hätte weit beträchtlicher ſeyn

können, wenn man bedenkt, welch eine gute Beſoldung er hatte und wie viel ihm der König außerdem noch zufließen ließ. Ich ſagte dem Könige gerade heraus, was ich dachte, und ich darf es ſagen, daß ich der Einzige war, der nicht den Stein nach dem Todten warf. Der König ſchien auf Das, was ich geſagt hatte, aufmerkſam zu ſeyn. Er erinnerte ſich an die Dienſte, die der Marſchall ihm geleiſtet hatte, und beehrte ihn mit ſeinem Bedauern. Dies währte etwa zwey Tage; am dritten war Alles vorbey. Nachdem der König die Papiere des Marſchalls geleſen hatte; beſchuldigte er ihn der Treuloſigkeit und ſprach nur mit Verachtung von ihm.

Ich weiß nicht, ob man dieſem Miniſter wirklich Treuloſigkeit zur Laſt legen kann. Aber das iſt gewiß, daß er dem Könige nicht ſehr zugethan war, daß er die Königin haßte und den Kronprinzen nicht liebte. Er hatte die Eitelkeit gehabt, zu glauben, daß der König ihn gar nicht entbehren könne. Nun hatte er ſich aber vom Gegentheil überzeugt, und Dieſes konnte er gar nicht verdauen. Er fürchtete das Genie des Kronprinzen: er

konn=

könnte es daher nicht leiden, daß dieſer in gutem Vernehmen mit ſeinem Vater ſtehe, und ließ in dieſer Hinſicht ſeine Kreaturen beſtändig thätig ſeyn, um Uneinigkeit zwiſchen dem Vater und dem Sohne zu unterhalten. Dies iſt ganz zuverläßig wahr: denn er wollte mich ſelbſt einmal zu dieſem ſaubern Geſchäfte brauchen. Ich ſagte ihm aber, es thue mir leid, daß er mich einer Bosheit fähig halte: ich verſicherte ihn indeſſen, daß ich nicht unvernünftig gnug ſey, gegen einen Prinzen Etwas zu unternehmen, der in dem Augenblicke, da ich mit ihm ſpräche, mein Gebieter ſeyn könnte. Der Marſchall entrüſtete ſich über meine Antwort, ärgerte ſich aber beſonders darüber, daß er ſich mir ohne Nutzen entdeckt hatte, und ſagte mir darauf in einem drohenden Tone, ich wiſſe ohne Zweifel nicht, daß es in ſeiner Macht ſtehe, mich ſogleich, wenn er wollte, fortjagen zu laſſen. „Das weiß ich recht gut, „erwiederte ich ihm; aber Sie müſſen Ihrerſeits auch wiſſen, daß es jetzt in meiner „Macht ſteht, Sie nach Spandau bringen

„zu laſſen.„ Ich verſtand darunter, daß ich ſeinen Brief, den er mir in dieſer Rückſicht geſchrieben hatte, aufbewahrt hatte. Meine Antwort brachte ihn alſo wieder zu ſich ſelbſt. Er umarmte mich und ſagte mir, er habe mich nur prüfen wollen; ich könnte ſicher auf ſeine Freundſchaft rechnen; er bäte mich um die Meinige und beſchwöre mich, das Vorgefallene zu vergeſſen. Ich verſprach es ihm und habe ihm auch, ſo lange er lebte, Wort gehalten, indem ich nie Urſach hatte, über ihn zu klagen. Indeſſen habe ich doch nach ſeinem Tode erfahren, daß er an den Kronprinzen geſchrieben hatte, ich ſey ein gefährlicher Menſch, der ſehr geneigt ſey, ihm zu ſchaden.

Die Stelle des Herrn von Grumbkow im General-Directorium wurde durch Hrn. Boden, den der König zum Miniſter ernannte, erſetzt. Das Publikum ward dieſe Veränderung bald gewahr. Boden erhöhete die Zölle, die Acciſe und Wegegelder, wodurch dem Handel ein großer Stoß verſetzt wurde.

Man wird ſchon bemerkt haben, daß Friedrich Wilhelm alle Jahre eine Reiſe in die entferntern Provinzen machte. Dieſes Jahr ging er nach Preußen. Der Kronprinz, der Prinz Wilhelm und der Fürſt von Anhalt begleiteten ihn auf dieſer Reiſe und ich hatte die Ehre, mich in ſeinem Gefolge zu befinden. Es war ein Lager bey Welau aufgeſchlagen. Der König hielt hier Revüe über ſeine Kavallerie und einige Regimenter Infanterie. Während der König mit ſeinen Truppen beſchäftigt war, machte ich eine kleine Reiſe nach Bubenen, einem Landgute, das der König dem Fürſten von Anhalt geſchenket hatte, und jährlich 20,000 Thaler eintrug. Der Fürſt hatte ein prächtiges Schloß daſelbſt bauen laſſen.

Nach Beendigung der Revüen ging der König nach Litthauen, wovon er der Wiederherſteller war. Er hatte es von Neuem bevölkert; hatte Städte und Dörfer neu darin angelegt und aus einer Wüſte eine ſchöne, an Allem Ueberfluß habende, Provinz gemacht. Er hielt ſich einige Tage in Gum-

binnen, der Hauptſtadt dieſer Provinz, auf. In dieſer Stadt iſt eine Domänenkammer, wovon damals Herr von Blumenthal, jetziger Staatsminiſter im Generaldirectorium, Präſident war. Dieſer Mann verwaltete dieſe Provinz mit unermüdetem Eifer. Das Volk und Alle, die unter ihm ſtanden, waren glücklich und der König ſchien mit ſeiner Verwaltung zufrieden zu ſeyn. Dennoch wurde er von eben dem Eckert, der ſich durch ſeine eingeführte Neuerungen in den Churländern und in Pommern ſo verhaßt gemacht hatte, controllirt. Das Schlimmſte dabey war, daß der König für ſeine Grundſätze einmal eingenommen war und ſie daher unterſtützte. Dadurch wurde die Impertinenz dieſes Menſchen immer ſtärker. Als er einſt mit mir von ſeinen Streitigkeiten mit dem Herrn von Blumenthal ſprach; ſagte er unter Andern, er wolle den Miniſter noch ſo weit bringen, daß er mit ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern vor ſeiner Thür um Almoſen bitten ſollte. Ob ich gleich mit dem Herrn von Blumenthal in gar keiner Verbin-

dung ſtand; ſo kannte ich ihn doch als einen durchaus rechtſchaffenen Mann. Ich ward folglich unwillig, ihn auf eine ſo unwürdige Art mißhandeln zu hören. Ich ſagte alſo dem Hrn. Geheimen Finanzrath, daß er ein elender Wicht ſey, daß er ſo vom Hrn. von Blumenthal ſpreche; er ſey demſelben Ehrfurcht ſchuldig und möge ſich in Acht nehmen, damit er nicht dereinſt vor der Thür dieſes Miniſters aufgehängt würde. Er verſetzte darauf, ich verletzte die ihm ſchuldige Achtung. „Führen Sie ſich erſt darnach auf, „erwiederte ich, damit man Achtung vor Ihnen haben kann; dann werde ich der Erſte „ſeyn. Wenn Sie aber ſo fortfahren, wie „Sie angefangen haben; ſo werde ich Sie „jederzeit verachten.„ Der jetzige Marſchall, Hr. von Bodenbrock, der hierbey zugegen war, trat auf meine Seite; ſo daß Ekkert wohl ſahe, es ſey hier Nichts für ihn zu thun und alſo fortging. Ich erzählte am Abend dem Könige, was zwiſchen uns vorgefallen war. Er ward ſo aufgebracht auf Eckert, daß er ihn hohlen ließ, und ihm an

deutete, daß er ſich ins Künftige nie wieder ſo vergeſſen ſolle; wenn er jemals ſich wieder ſo impertinent betrüge; ſo würde er es mit ihm zu thun bekommen. Er fügte noch hinzu, er habe ihn aus dem Kothe hervorgezogen; es werde ihm alſo ſehr leicht ſeyn, ihn wieder hineinzuſtoßen. Eckert wollte ſich rechtfertigen; aber der König gebot ihm Stillſchweigen und ſagte ihm, er kenne ihn ſchon; aber er werde ihn in Zukunft kurz zu halten wiſſen.

Aus Litthauen ging der König nach Königsberg und hielt die Revüe über die daſigen Regimenter. Er befand ſich darauf nicht wohl. Der Fuß, an welchem man in ſeiner großen Krankheit einen Einſchnitt hatte machen müſſen, öfnete ſich wieder; und ein Feldſcheerer heilte ihm die Wunde in weniger denn zwey Tagen wieder zu. Dadurch geriethen die Feuchtigkeiten, die durch die Wunde hatten herausfließen wollen, in Stockung, ſo daß ſeine Geſundheit äußerſt zerrüttet und auch nicht wieder hergeſtellt wurde. Er ging nach Pillau, wo er ſich einſchifte und zu Waſſer nach Danzig fuhr. Bis dahin war

er auf der ganzen Reiſe bey vorzüglich guter Laune geweſen; aber in Danzig verließ ihn die Fröhlichkeit und ſtellte ſich auch nicht wieder ein. Er kam Abends um 10 Uhr hier an, ſchlief die Nacht über und reiſete den andern Morgen früh um 5 Uhr wieder ab. Er machte dieſen Tag nur 6 Meilen und blieb in Lupow beym Herrn von Grumbkow, dem Präſidenten der pommerſchen Kammer. Von Lupow ging er bis auf ein ſchlechtes Dorf nicht weit von Belgard, und blieb die Nacht daſelbſt. Den folgenden Morgen muſterte er das Dragonerregiment von Platen und war ſehr übel damit zufrieden. Jedermann, der Kenntniß von der Taktik hatte, mußte auch geſtehen, daß nie ein preußiſches Regiment ſo ſchlecht manövrirt habe. Die Angſt und Verwirrung kam noch dazu: der König that zwar alles Mögliche, um die Ordnung wieder herzuſtellen. Er entfernte ſich drey Male, um den Officieren Zeit zu laſſen, ſich wieder zu faſſen; aber es war Alles vergebens. Der König mäßigte ſich wider ſeine Gewohnheit außerordentlich und

wollte ſeinen Unwillen nicht öffentlich zeigen. Er ſetzte ſich wieder in den Wagen und fuhr mit dem Fürſten von Anhalt und dem jetzigen Generalmajor von Winterfeld wieder ab, ohne das Mittagseſſen beym General von Platen einzunehmen, da er doch ſonſt dies immer bey den Chefs der Regimenter, die er muſterte, zu thun pflegte. Dem Prinzen Wilhelm und ſeinem übrigen Gefolge befahl er indeſſen, beym General in Belgard zu Mittage zu eſſen und wir ließen es uns auch recht wohl ſchmecken. Da aber der Prinz den König gern wieder einhohlen wollte und nicht wußte, wo er ihn treffen ſollte; ſo mußte man ſich ſchnell expediren.

Wir fanden den König nebſt dem Fürſten von Anhalt und dem Herrn von Winterfeld in einem Dorfe vor einer Scheune ſitzen und eine Paſtete verzehren, die der Fürſt von Anhalt mitgebracht hatte; aber er war wegen deſſen, was er den Morgen geſehen hatte, bey höchſt übler Laune. Den folgenden Tag machte er 30 Meilen und kam den Abend um 10 Uhr in Berlin an. Man

erwartete ihn erſt am folgenden Morgen, ſo daß er ſein Zimmer verſchloſſen fand. Die Königin war in Monbijoux und gab ihren Kindern einen Ball; Alles dieſes vermehrte ſeine üble Laune. Er hielt ſich nur einige Tage in Berlin auf, und ging nach Potsdam, wo kurz darauf Hr. von Botta ankam, der als kaiſerlicher Ambaſſadeur nach St. Petersburg ging. Dieſer Miniſter war eigentlich nicht Willens, ſich aufzuhalten; aber der König wünſchte ihn zu ſprechen. Er ließ ihn alſo zur Mittagstafel einladen und unterhielt ſich während des Eſſens viel mit ihm. Nach der Tafel ſchickte er ihm durch den Hrn. von Derſchau ſein mit Diamanten beſetztes Bildniß. Der Hr. von Botta reiſete hierauf ab und der König brachte den Herbſt in Wuſterhauſen zu. Er befand ſich daſelbſt aber ſo übel, daß er nur wenig jagen konnte. Im Anfange des November kam er nach Berlin zurück, wo er wieder von den heftigſten Podagraſchmerzen befallen wurde. Dies nöthigte ihn, den Herzog und die Herzogin von Braun-

ſchweig, die ihm einen Beſuch abſtatteten, im Bette zu bewillkommen. Es beſſerte ſich indeſſen noch wieder ſo weit mit ihm, daß er den Sohn des Hofjägers von Schwerin über der Taufe halten und zum Grafen von Schulenburg*) in die Aſſemblee fahren konnte. Als er von da wieder nach Hauſe gekommen war, klagte er über Froſt: man konnte ihn die ganze Nacht über nicht erwärmen. Den Morgen darauf wollte er immer erſticken; man ließ ihm alſo zur Ader und es ward ihm etwas leichter: allein er verfiel bald wieder in ſeinen vorigen Zuſtand. Von dieſem Tage an thaten die Arzneymittel keine Wirkung mehr. Er ertrug indeſſen ſein Uebel geduldig und war in ſteter Unruhe. Er ſtand des Tages mehrmals auf, ließ ſich ankleiden, ſetzte ſich auf ſeinen Räderſtuhl und ließ ſich im Zimmer herum ſchieben. Er konnte keinen Augenblick allein ſeyn. Wenn des Morgens diejenigen, die die Nacht über bey ihm gewacht hatten, fortgegangen waren; arbeitete er mit ſeinen Sekretären. Nach-

*) Blieb in der Schlacht bey Molwitz.

dem er die Geſchäfte abgethan hatte; kam die Königin und diejenigen, die ihn gewöhnlich überall begleiteten, ins Zimmer. Acht Monate hindurch — denn ſo lange dauerte ſeine Krankheit — hatte ich die Ehre, täglich 10 bis 12 Stunden in ſeinem Zimmer zuzubringen, ſo daß ich ſeinem Bette gegen über ſaß und ihn unterhalten mußte. Der König ſchlief zuweilen ein: wir redeten aber darum doch fort; denn ſonſt wachte er gleich wieder auf. Wenn er nicht ſchlief, ſpielte er das Solitärſpiel oder verfertigte kleine Käſtchen von Lindenholz. Er bediente ſich dabey Bildhauerwerkzeuge und arbeitete im Bette, über welches man einen Tiſch legte. Dies that er in der Nacht ſo gut wie bey Tage und machte dabey ein ſo großes Geräuſch, daß man ſein Klopfen auf der Straße hören konnte, welches eben nicht vortheilhaft für die Unterhaltung war. Mitten unter ſeinen Leiden behauptete er indeſſen ſeine königliche Würde. Er war darauf ſo eiferſüchtig, daß er es nicht leiden konnte, daß man ſeinem Nachfolger die geringſte Ehrfurcht erwies. Ich will nur ein Beyſpiel hiervon anführen.

An einem Abend, wo der König ſich beſſer als gewöhnlich befand, ließ er ſich ankleiden und befahl, daß ſämmtliche Generale, Chefs und Commandeurs der Regimenter von der berliner Garniſon vor ihm erſcheinen ſollten. Man verſammlete ſich in einem großen Saale. Der König kam auch dahin; er ſchien ſehr vergnügt zu ſeyn, eine ſo zahlreiche Geſellſchaft zu ſehen, die ihm Freude machte. Er ließ hierauf denen, die Luſt zu rauchen hatten, Pfeifen und Taback geben, rauchte aber ſelbſt nicht mit. Die Unterhaltung war an dieſem Tage lebhafter als gewöhnlich. Der König nahm ſelbſt vielen Theil daran, und zeigte viel gute Laune. Auf einmal trat der Kronprinz herein. Er war ſo eben von Ruppin gekommen, wo er ſein Regiment gemuſtert hatte. Wir ſaßen Alle in einem großen Kreiſe herum; ſobald wir aber den Kronprinzen erſcheinen ſahen; ſtanden wir ſämmtlich auf und machten eine Verbeugung.

Dies war eine Uebertretung der Geſetze des Tabackscollegiums, welche verordneten,

ſelbſt vor dem Könige nicht aufzuſtehen, wenn er hereinträte oder hinausginge. Da der König nun ſahe, daß man vor ſeinem Sohne aufſtand; entrüſtete er ſich ſehr. Er ſagte, man bete jetzt die aufgehende Sonne an; er werde aber zeigen, daß er noch lebe und immer noch Herr ſey. Er rief hierauf ſeine Kammerbedienten, die gewöhnlich ſeinen Stuhl ſchoben, und ließ ſich in ſein Zimmer führen. Er befahl zugleich dem Herrn von Hacke, ihm zu folgen; welches er bloß that, um uns durch ihn ſagen zu laſſen, daß wir ſämmtlich das Schloß verlaſſen und nicht wieder darin erſcheinen ſollten. Die Botſchaft wurde uns ſehr pünktlich hinterbracht, da Hacke gar nicht der Mann war, der ſie hätte verſüßen können. Wir pflogen hierauf Rath, was wir thun ſollten. Die Meinungen waren ſehr getheilt. Der Baron von Gotter, ein neugemachter Edelmann, den das Glück zum Staatsminiſter erhoben hatte und der mit dem Ordensbande beehrt worden war, weil er aus den Erbländern des Kaiſers verſchiedene groſze Leute für das Gre-

nadiererregiment angeſchaft hatte, ſagte, ob er ſich gleich am wenigſten beleidigt hätte finden ſollen, mit ſeiner donnernden Stimme, die ihm in Wien den Beynamen Jupiter fulminans zugezogen hatte, daß er ſeinen Abſchied fodern würde, weil ſich ein Mann wie er nicht ſo en bagatelle könne behandeln laſſen.

Der Herzog von Holſtein und der General Schwerin, welche, der Eine wegen ſeiner Geburt, der Andere wegen ſeiner Verdienſte, wohl mehr Prätenſionen machen konnten, als wir Alle, waren der Meinung, man ſolle Hacken an den König zurückſchicken, um ihn im Namen Aller der tiefſten und unverletzlichſten Hochachtung für ſeine Perſon zu verſichern, ihm zu erklären, daß die Höflichkeitsbezeigung gegen den Kronprinzen aus einer unfreywilligen Empfindung entſtanden ſey, und daß man weit entfernt geweſen ſey, auf irgend eine Art den Sr. Majeſtät ſchuldigen Reſpect aus den Augen zu ſetzen. Hacke ging wieder zum Könige hinein: aber er kam bald zurück, um uns zu ſagen, daß, wenn wir uns nicht ſogleich entfernten, Se. Majeſtät wohl Mittel finden

würden, uns fortzuſchaffen. Nach dieſem wiederhohlten Befehle verfügte ſich ein Jeder nach Hauſe. Den folgenden Tag unterließ ich nicht, mich, wie gewöhnlich, auf das Schloß zu begeben. Indem ich die Treppe, die zum Zimmer des Königs führte, hinaufging, fühlte ich mich hinten am Rocke gezupft. Da die Treppe ſehr finſter war; hatte ich Niemanden bemerkt. Nun drehte ich mich um, und erblickte einen von den Gensd'armes, welcher mir ſagte, daß er Befehl habe, Niemanden hereinzulaſſen, und daß ich nicht der Einzige ſey, der habe zurückgehen müſſen. Ich ließ mir das nicht zweymal ſagen, und ging beſchämt nach Hauſe. Es vergingen zwey Tage, ohne daß ich weiter Etwas hörte. Der König ſahe weiter Niemanden, als die Herren von Derſchau und von Kammas. Der Letztere und der Doctor Ellert mußten allein den König unterhalten. Da ſie bald ſo erſchöpft waren, daß ſie eines dritten bedurften; und Kammas ſich freuete, mir ein Vergnügen machen zu können; wagte er es, mich in Vorſchlag zu bringen, und man rief

mich zurück. Der König gab mir einen derben Verweis; ſagte mir, ich bezeige mich ſeiner Wohlthaten unwürdig; Er ſey mein Herr und wolle es auch ferner ſeyn; es ſolle mich wohl noch gereuen, daß ich mich an jeden Andern eher als an Ihn anſchlöſſe. Ich antwortete ihm, es ſey allerdings unrecht geweſen, daß ich mich durch die Andern habe verführen laſſen; aber ich hätte ſicher nicht die Abſicht gehabt, Sr. Majeſtät zu mißfallen. Der König ſagte mir, für diesmal wolle er mir noch verzeyhen; aber es dürfe nicht wieder geſchehen. Drauf befahl er mir, mich zu ſetzen, und nun war Alles vergeſſen. Nach und nach wurden Alle, die bey ihm aus- und einzugehen pflegten, zurückgerufen. Der Herzog von Holſtein war Einer von den Letzten. Der König ſagte ihm, er müſſe ſich nicht einbilden, daß er darum, weil er ein Prinz ſey, mehr Vorrechte als ein Anderer habe; ſein Kopf werde eben ſo gut, als der Uebrigen ihrer, abfliegen, wenn er fortführe, die aufgehende Sonne anzubeten. Der Herzog, der das Terrein kannte, bat

um Verzeyhung, und erhielt ſie. Nur der Kronprinz konnte nicht zur Ausſöhnung gelangen. Er ſöhnte ſich erſt wenige Tage vor ſeinem Tode mit ihm wieder aus.

Indeſſen hatte die heftige Gemüthsbewegung, in welche der König gerathen war, sein Uebel vermehrt. Seine Kräfte hatten ſo abgenommen, und die Geſchwulſt ſich ſo vermehrt, daß er an ſeinem Aufkommen zu zweifeln anfing, und keinen andern Ausweg mehr vor ſich zu haben glaubte, als daß er ſich in die Hände Gottes ergebe. Er ließ den lutheriſchen Prediger und Probſt an der Nicolaikirche, Rolof, kommen, um ſich mit ihm über Religionsangelegenheiten zu unterhalten. Er fand an dieſem Prediger einen ſcharfen Tadler, der mit ihm eben ſo ſprach, wie Jeſaias mit dem Ezechias. Der König ſchien anfangs auf ſeine Vorſtellungen nicht zu achten, und ſagte ihm, er hoffe gewiß, ſelig zu werden; denn er habe die zehn Gebote nicht übertreten; habe ſich nie eines Ehebruchs ſchuldig gemacht; ſey ſeiner Gemahlin, ſo lange er verheirathet ſey, 1740.

immer treu geblieben, und habe überhaupt keine Sünde begangen, die ihn vom Himmelreiche ausſchließen könne. Jetzt nahm Rolof das Wort, und ſtellte ihm vor, daß zwar das Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes der wahre Troſt des Chriſten ſey; daß man aber doch auch wohl unterſuchen müſſe, ob man dieſer Barmherzigkeit würdig ſey, und daß man nur dann hoffen könne, wenn man ſich vor Gott demüthige. Auch der Gerechteſte ſey von dieſem Geſetze nicht ausgenommen, und er ſey überzeugt, daß, wenn Ihre Majeſtät über Ihre Handlungen nachdenken wollten, Sie mit dem Könige David ſagen würden: „Nicht an „deine Gerechtigkeit, mein Gott, „wende ich mich, von welcher ich, „wie ich wohl weiß, Alles zu fürch„ten habe. Ich flehe nur deine „Barmherzigkeit und große Güte „an. Von ihr erwarte ich mein Heil, „ohne es bisher verdient zu haben.„ „Ich will mich von ganzem Herzen vor Gott „demüthigen, ſagte nun der König; ich will

„mich gern ſchuldig bekennen; aber ich bin „jetzt nicht im Stande, mich meiner Fehler „zu erinnern. Wenn ſie Ihm bekannt ſind, „erinnere Er mich doch daran, damit ich ſie, „wenn es angeht, noch wieder gut machen „kann.„ Nun zählte Rolof viele unter der Regierung des Königs begangene Ungerechtigkeiten her, und erwähnte der bey Gelegenheit der Werbungen und wegen der Verſchönerung Berlins begangenen Gewaltthätigkeiten. Der König antwortete auf alle dieſe Artikel. Was die Gerechtigkeit betreffe, ſagte er, ſo habe er ſeine Urtheilsſprüche immer nach den ihm eingeſchickten Berichten abgefaßt; was die Werbungen betreffe, dazu ſey er durch Staatsgründe gezwungen worden; und von den Gewaltthätigkeiten, die wegen des Bauens in Berlin begangen ſeyn ſollten, wiſſe er nichts. Zugleich fragte er Derſchau'n, der die Direction über das Bauweſen führte, um die Beſchaffenheit der Sache. Der Obriſt leugnete die ganze Sache. Da aber Rolof ihm mehrere Familien nannte, die ihm Schuld gäben, daß er ſie zum

Bauen gezwungen oder beträchtliche Summen von ihnen erpreßt, und ſie dadurch ruinirt habe: behauptete Derſchau, dieſe Anklagen ſeyen alle ungegründet; das könne er beweiſen. Glücklicherweiſe ließ der König die Sache nicht weiter unterſuchen; ſonſt möchte Derſchau ſchwerlich mit Ehren aus dem Handel gekommen ſeyn. „Alle die „Gründe, welche Ew. Majeſtät anführen, „fuhr der Probſt fort, ſind allenfalls für „Menſchen wohl befriedigend: aber vor Gott „ſind ſie nicht hinreichend.„ Er ſchont „meiner nicht, antwortete der König, „Er ſpricht als ein guter Chriſt und „als ein ehrlicher Mann mit mir; „ich danke Ihm dafür, und erkenne „nun, daß ich ein großer Sünder „bin. Bete Er doch mit mir, daß „ich Gott um Verzeyhung bitten „kann.„ Nun fielen wir auf die Knie; der König ſaß im Bette, und wiederhohlte mit lauter Stimme das Gebet, welches der Probſt hielt. Nach dieſer Andachtsübung ſagte der König, er fühle ſein Gewiſſen er-

leichtert; er hoffe, daß ihm Gott Barmherzigkeit angedeyhen laſſen werde. Drauf bat er Rolofen, alle Abende wieder zu kommen, und ihn ferner den Weg des Heils zu führen.

Den 23. April fand ſich der König ein wenig erleichtert. Er ließ ſich nun nach Potsdam bringen, in der Hofnung, daß vielleicht die Veränderung der Luft und der herannahende Frühling ihn wiederherſtellen würden. Ehe er Berlin verließ; ſchenkte er den Armenanſtalten hundert tauſend Thaler, und bey ſeiner Ankunft in Potsdam machte er den Officieren ſeines Regiments beträchtliche Geſchenke; aber gegen ſeine Unterthanen im Allgemeinen mildthätig zu ſeyn, dazu konnte man ihn nicht bringen. Es herrſchte zu Berlin großer Mangel, und es fehlte an Brod. Man hätte dem Uebel leicht abhelfen können, wenn man die königlichen Magazine geöfnet hätte, die reichlich mit Getreide angefüllt waren: aber dies wollte er nie zugeben, weil er glaubte, man wolle ihn durch die Erzählungen von dem unter dem Volke herrſchenden Elende hinters Licht füh-

ren. Unterdeſſen verſchlimmerte ſich ſein Uebel ſo ſehr, daß man den 27. Mai glaubte, er werde die Nacht nicht erleben. Die Königin ſchickte einen Kourier an den Kronprinzen, der, ſeitdem der König nach Potsdam gegangen war, ſich in Rheinsberg aufhielt. Doch der König erhohlte ſich noch einmal, und fand ſich den 28. Mai ſtark gnug, ſich im Stuhle in den Garten bringen zu laſſen. Er ließ ſich auf dem Paradeplatze herumfahren, und noch in ſeiner Gegenwart den Grundſtein zu einem Hauſe legen, welches er für einen Kurſchmidt, den er aus England verſchrieben hatte, dicht neben dem Marſtall bauen ließ. Bey dieſer Beſchäftigung fand ihn der Kronprinz. Die Art, wie der König ſeinen Sohn empfing, gewährte einen ſehr rührenden Anblick. So bald er ihn von weitem erblickte, ſtreckte er die Arme nach ihm aus, in welche der Prinz weinend ſich ſtürzte. In dieſer Stellung, blieben ſie eine Zeitlang, ohne zu ſprechen. Der König unterbrach endlich das Stillſchweigen. Er ſey zwar immer, ſagte er dem

Kronprinzen, ſtrenge gegen ihn geweſen; aber er habe ihn doch ſtets mit väterlicher Zärtlichkeit geliebt, und es ſey ein großer Troſt für ihn, daß er ihn jetzt wiederſehe. Der Prinz antwortete, er habe immer die zärtlichſte Hochachtung für ihn gehabt, und er habe zur Gnade Gottes das Zutrauen, daß ſie ihm einen Vater, der ſo gütig gegen ihn ſey, erhalten werde. Der König antwortete dem Prinzen, ſeine Stunde ſey gekommen, er habe nur noch wenige Tage zu leben, und die wolle er dazu anwenden, ihn von dem Zuſtande, worin er ihm den Staat laſſe, zu unterrichten. Zugleich befahl er ſeinen Leuten, ihn in ſein Zimmer zu bringen, wohin der Prinz ihm folgte. Sie blieben zwey Stunden allein zuſammen. Nach geendigter Unterredung ließ der König diejenigen, die gewöhnlich bey ihm im Zimmer waren, rufen. Er ſagte uns in Gegenwart des Prinzen, er habe nun, nachdem er ſich mit ſeinem Sohne unterredet, auf dieſer Welt nichts mehr zu thun; er bitte Gott um Nichts weiter, als um einen ſchnellen und leichten Tod.

Er unterhielt uns von ſeinem Tode, als wenn von einer Luſtparthie die Rede geweſen wäre. Er ließ den Sarg, den er ſich von eichenem Holz mit Griffen von Kupfer hatte verfertigen laſſen, hohlen, betrachtete ihn mit einer Art von Freude, und ſagte zu uns: „In „dieſem Bette will ich recht ruhig „ſchlafen.„ Dann wendete er ſich an den Kronprinzen, und ſagte ihm, er habe ſchriftlich aufgeſetzt, wie er es mit ſeinem Leichnam gehalten wiſſen wolle. Der Aufſatz war dem Kabinetsſecretair Eichel anvertrauet. Dieſen ließ er kommen, und befahl ihm, den Aufſatz vorzuleſen. Hier iſt er von Wort zu Wort:

„Mein lieber Sohn, ich habe es für nöthig gehalten, dir folgende Anweiſung zu geben, damit du wiſſen möchteſt, wie ich, „wenn es Gott gefallen haben wird, mich aus „dieſer Welt abzufodern, es mit meinem Körper gehalten wiſſen will. Mein Wille iſt „alſo:

I. „Daß man, ſo bald ich verſchieden „bin, meinen Körper waſche, daß man mir

„weiße Wäſche anlege, und mich auf ein höl-
„zernes Brett ausbreite. Nachdem man mich
„raſirt und wohl gereinigt hat, bedecke man
„mich mit einem Tuche, und laſſe mich ſo et-
„wa vier Stunden liegen. Dann ſoll mein
„Körper in Gegenwart des Generallieutenant
„Bodenbrock, des Oberſten Derſchau,
„des Oberſten Einſiedel, des Major
„Bredow, der Hauptleute Pritz und Ha-
„cken, des Adjutanten von meinem Regimen-
„te und meines Kammerlakaien geöfnet wer-
„den. Man ſoll genau unterſuchen, was die
„Urſache meines Todes geweſen iſt, und in
„welchem Zuſtande die Theile meines Körpers
„ſich befinden: aber ich verbiete ſchlechter-
„dings, daß außer dem Waſſer und den ſonſt
„etwa darin befindlichen Feuchtigkeiten, ir-
„gend etwas davon genommen werde. Nach
„der Oefnung ſoll man mich von neuem mit
„aller möglichen Reinlichkeit waſchen, und
„mir meine beſte Uniform anziehen. Man
„ſoll mich in den Sarg legen, der nicht gar-
„nirt iſt. So ſoll man mich die ganze Nacht
„liegen laſſen.

II. „Man ſoll den Soldaten meines Re„giments neue Uniform nebſt Huth und allem „Zubehör geben. Der Hauptmann Lange „und die übrigen Officiere der Ueberkomplet„ten, ſo wie ſechs Subalternen vom zwey„ten und dritten Bataillon, und alle Ueber„kompletten ſollen an dem Tage die Wache in „der Stadt beſetzen.

III. „Den folgenden Tag ſoll man mein „Regiment verſammeln, welches ſeine Ba„taillons auf folgende Art formiren ſoll. „Das erſte Bataillon ſoll vor dem Schloſſe „Front machen. Der rechte Flügel ſoll ſich „da, wo die Mauer anfängt, an dem Fluß „anlehnen. Das zweyte Bataillon ſoll linker „Hand zur Seite ſtehen, und das dritte hin„ter dem vorigen. Sie ſollen ganz vollſtän„dig ſeyn, und jeder Grenadier ſoll drey Pa„tronen bekommen. An jede Fahne ſoll ein „Flohr gebunden werden, und die Trommeln „ſollen ſchwarz bekleidet ſeyn. Auch die Pfeifen „und Hautbois ſollen mit Schwarz umwun„den ſeyn. Die Officiere ſollen am Huthe,

„am Arme, an der Schärpe und dem Portde-
„pee Flöhre tragen.

IV. „Der Leichenwagen, den man aus
„meinem Marſtall in Berlin nehmen kann,
„ſoll bis unten an die grüne Treppe fahren.
„Die Pferde ſollen mit den Köpfen nach dem
„Fluß zu ſtehen. Acht Hauptleute von mei-
„nem Regimente ſollen mich auf den Wagen
„ſetzen, und dann wieder an ihren Poſten
„gehen. Eben dieſe Hauptleute ſollen, wenn
„der Zug vor der Kirche angekommen iſt, mich
„wieder vom Wagen herabnehmen. Auf dem
„Wege nach der Kirche ſollen die Soldaten
„meines Regiments das Gewehr umgekehrt
„unter dem linken Arme haben; die Trom-
„melſchläger ſollen den Leichenmarſch ſchla-
„gen, und die Pfeifer die Melodie ſpielen:
„O Haupt voll Blut und Wunden.
„Wenn der Leichenwagen vor dem Regimente
„vorbeygefahren iſt, ſoll er bey der eiſernen
„Thür ſtill halten; und dann ſoll das Regi-
„ment vor dem Wagen vorbey marſchiren.
„Das erſte Bataillon ſoll ſich gerade vor der
„Kirche in Ordnung ſtellen; das zweyte ne-

„ben dem erſten; das dritte neben dem zwey-
„ten. Dann ſoll der Zug ſeinen Anfang neh-
„men. Mein Regiment zieht vor dem Wa-
„gen her; dieſer folgt unmittelbar darauf.
„Meine Söhne, Wilhelm und Heinrich,
„bleiben beym Regimente; du aber, mein
„älteſter Sohn, und der kleine Ferdinand,
„ihr folget, in eurer Uniform, dem Wagen,
„ſo wie die Generale und die Officiere, die
„nicht zu meinem Regimente gehören, die,
„wenn ſie wollen, ſich hier einfinden können.
„Auch die beyden Prediger meines Regi-
„ments, Cochius und Oesfeld, ſollen
„dem Wagen folgen.

V. „Die acht erwähnten Hauptleute ſol-
„len meinen Leichnam durch eben die Thür,
„durch welche ich gewöhnlich ging, in die
„Kirche tragen. Auf meinen Sarg ſoll man
„meinen beſten Degen, meine beſte Schärpe,
„mein beſtes Portdepee, ein Paar vergoldete
„Spornen und einen vergoldeten Helm legen.
„Man wird im berliner Zeughauſe dergleichen
„finden. Wenn die Hauptleute mich in der
„Kirche am Eingange des Grabes werden hin-

„geſetzt haben, ſollen die Hautboiſten ſich hö„ren laſſen, und mein Kapellmeiſter Ludo„wici ſoll die Orgel ſpielen. Unterdeſſen ſol„len die Hauptleute wieder an ihren Poſten „treten. Es werden ſich dann wohl unter „meinen Generalen Einige finden, welche „mir die letzte Pflicht erweiſen und mich in „die Gruft verſenken.

VI. „Man ſoll von Berlin vier und „zwanzig Sechspfünder kommen laſſen, die „zwölfmal hinter einander feuern ſollen. Dann „ſollen die Bataillons, eins nach dem an„dern, Feuer geben; aber das Geſchütz ſoll „den Anfang machen.

VII. „Ich will nicht, daß die bey ſol„chen Gelegenheiten gewöhnliche militäriſche „Leichenrede gehalten werden ſoll. Nach dem „Feuern ſollen die Bataillons ſich trennen, „und ein Detaſchement Grenadiers ſoll die „Fahnen dahin bringen, wo du es befiehlſt. „Jede Kompagnie ſoll vor die Wohnung ih„res Hauptmanns zurückgeführt werden, und „jeder Grenadier ſoll das gewöhnliche Ge-

„ſchenk, wie es zur Exercierzeit Sitte iſt,
„erhalten.

VIII. „Den Abend ſoll den Generalen,
„ſo wie allen Officieren von meinem Regi=
„mente, und allen Uebrigen, die dem Leichen=
„zuge beygewohnt haben, ein Mahl gegeben
„werden, und zwar in dem großen Saale.
„Ich will, daß ſie gut bewirthet werden ſol=
„len, daß dazu das beſte Faß Rheinwein,
„welches ich in meinen Kellern habe, geöfnet
„und daß überhaupt dieſen Abend nichts als
„guter Wein getrunken werden ſoll.

IX. „Ich befehle, daß mir vierzehn Ta=
„ge nach meinem Tode in allen Kirchen mei=
„nes Landes eine Leichenpredigt über die Wor=
„te gehalten werden ſoll: Ich habe einen
„guten Kampf gekämpft; ich habe
„den Lauf vollendet; ich habe Glau=
„ben gehalten bis ans Ende. Man
„ſoll von meinen Handlungen und meinem Be=
„tragen ſo wie überhaupt von dem, was mich
„betrift, weder etwas Gutes, noch etwas
„Böſes ſagen; ſondern man ſoll ſich be=
„gnügen, der Gemeine zu ſagen, daß ich es

„expreß verboten habe, und man ſoll hinzu-
„ſetzen, daß ich vor meinem Tode meine
„Sünden erkannt habe und im Vertrauen auf
„die Barmherzigkeit Gottes und meines Er-
„löſers geſtorben ſey.

X. „Meine Bedienten ſollen keine
„Trauerkleidung haben; ſondern ſollen ihre
„gewöhnliche Livree und dazu einen ſchwarzen
„Flor auf dem Huthe tragen. Mit Einem
„Worte, ich verlange, daß man nicht ſo viel
„Weſens mit mir machen ſoll.

„Ich zweifele nicht, mein lieber Sohn,
„daß du meinem Willen genau nachleben
„wirſt. Ich bin bis ins Grab dein getreuer
„Vater.„

Die Vorleſung dieſes Aufſatzes rührte alle Anweſende; der König allein blieb ruhig. Er ließ den Sarg wegbringen, und ſagte dem Kronprinzen, er ſolle doch nun mit der Königin ſpeiſen. Hernach unterhielt er ſich mit uns von gleichgültigen Dingen. Nun traten der reformirte Hofprediger Cochius, und der lutheriſche Feldprediger bey dem Regimente des Königs, Oesfeld, herein, um mit dem

Könige zu beten. Zu ihnen redete er ſehr andächtig, zeigte eine große Zerknirſchung, und ſagte, er ſetze ſein ganzes Vertrauen auf Gott und auf das Verdienſt des Erlöſers. Er ſetzte hinzu, er ſey des Lebens müde, und ſterbe recht gern. Die beyden Prediger ſprachen zu ihm mit vieler Salbung. Er hörte ſie mit Aufmerkſamkeit an. Da er ſich endlich von dem vielen Reden erſchöpft fühlte; ſagte er ihnen, er könne nicht mehr, ſie möchten ihm noch zu Ende etwas vorbeten. Hernach verabſchiedete er ſie, und fügte hinzu: „Wenn ich nicht in dieſer Nacht ſterbe, ſo kommt Ihr morgen wieder.„

Er wurde in jedem Augenblicke ſchwächer. Doch hatte er noch am folgenden Tage eine geheime Unterredung mit dem Kronprinzen. Den 31. Mai Morgens um fünf Uhr brachte man mir die Nachricht, der König wolle ſein ganzes Gefolge, desgleichen die Staabsofficiere und Hauptleute ſeines Regiments ſehen. Ich zog mich ſo ſchnell als möglich an, und begab mich auf das Schloß. Ich fand den König in ſeinem Räderſtuhle auf Einem der

Gän-

Gänge; er hatte ſeinen vierten Sohn, den Prinzen Ferdinand, der die Maſern hatte, beſucht. Er war mit einem blauen Mantel bedeckt, hatte eine Nachtmütze auf, und befand ſich in der äußerſten Entkräftung. Ich blieb ſtehen, um ihn vorüber fahren zu laſſen. Er bemerkte mich, und ſagte: „Das „iſt vollbracht.„ Man brachte ihn in ſein Vorzimmer, wo er diejenigen, die er hatte rufen laſſen, erwartete. Hierauf ließ er ſich an ein Fenſter bringen, von wo aus er ſeinen Marſtall überſehen konnte; befahl, daß ſeine Pferde herausgebracht werden ſollten; rief den Fürſten von Anhalt und den Herrn von Hacke, die eben gekommen waren, und ſagte ihnen, ſie möchten ſich Jeder ein Pferd ausſuchen und es als das letzte Zeichen ſeiner Freundſchaft aufheben. Als der Fürſt ſich eins ausgeſucht hatte; ſagte der König: „Sie nehmen gerade das ſchlechteſte.„ Er zeigte ihm ein Anderes, und ſagte: „Nehmen Sie doch dieſes, „das iſt gut; ich ſtehe dafür.„ Er befahl nun, daß den beyden Pferden ſein ſchönſtes Reitzeug angelegt werden ſolle. Es

traf ſich, daß man auf das eine einen Sattel von blauem Sammet und eine gelbe Schabracke legte. Der König ärgerte ſich, als er es bemerkte. „Ach, wenn ich nur geſund „wäre, ſagte er, ich wollte die Stall„knechte derb abprügeln.„ Darauf ſagte er zu Hacke. „Sehen Sie doch „hinunter, und prügeln Sie die „Schurken.„ Als er hierauf ſahe, daß Alle, die er zu ſich beſchieden hatte, bey einander waren, gab er dem Kronprinzen und dem Kabinetsminiſter, Grafen von Podewils, ein Zeichen, daß ſie ſich ihm nähern ſollten. Er ſagte zu Letzterem, da er ſich nicht mehr im Stande fühle, die Regierung zu führen; ſo habe er ſich entſchloſſen, ſie dem Kronprinzen zu übertragen; dies ſey der Grund, warum er gegenwärtige Verſammlung zuſammenberufen habe; der Major Bredow *) werde ihnen ſeinen Willen bekannt machen. Dieſen rief er nun auf, und befahl ihm, das, was Er wegen ſeiner Entkräftung nur leiſe ſagen könne, den Anwe-

*) Jetzt Generallieutenant und Inhaber eines Infanterieregiments zu Halberſtadt.

ſenden mit lauter Stimme zu wiederhohlen. Der Inhalt davon war der: „Er lege zu Gun„ſten ſeines älteſten Sohnes Friedrich „die Regierung nieder; er übergebe dem„ſelben ſein Königreich, ſein Churfür„ſtenthum, und alle ſeine Länder, nebſt „ſeinem Schatze und der Armee, ſo daß er „damit nach Gutdünken verfahren könne; er „erkenne ihn als König von Preußen und als „Beherrſcher aller ſeiner Staaten an; er „ſpreche alle ſeine Unterthanen und Beamten „von dem ihm geleiſteten Eide los, und er„mahne ſie, ſeinem Sohne eben ſo treu zu „ſeyn, als ſie ihm geweſen wären.„ Ferner befahl er dem Herrn von Podewils, ſeinen Miniſtern an den auswärtigen Höfen zu melden, daß ſie ſeine Abdankung den Höfen, bey denen ſie angeſtellt ſeyen, bekannt machten; daß Er ſie des Ihm geleiſteten Dienſteides entledige, und daß es ſein Wille ſey, daß ſie den Kronprinzen für ihren Herrn anerkennten. Der Herr von Podewils ſagte ihm, daß vor allen Dingen die Acte über die Niederlegung der Regierung ausgefertigt werden müſſe, und daß Ihre Majeſtät, ehe die Thron-

entſagung bekannt gemacht werden dürfe, nothwendig dieſe Acte unterzeichnen müßten. Der König antwortete nicht, und gab ein Zeichen, daß man ihn in ſein Zimmer bringen ſolle, ſo daß alſo die Abdankung unvollendet blieb.

Als der König ins Bette gebracht worden war, bekam er eine Ohnmacht. Man rief den Hofprediger Cochius, der, damit der König ihn verſtehen möchte, mit ſehr lauter Stimme ihm vorbetete. Als der König wieder zu ſich kam, ſagte er zum Prediger, er ſolle nicht ſo laut reden. Da er nach dem Gebete ſich daran erinnerte, daß gerade jetzt die Jahrszeit ſey, da er neue Livree zu geben pflegte; befahl er, daß ſeine Bedienten in ihren neuen Röcken vor ihm erſcheinen ſollten. Obgleich die Livree eben nicht prächtig war; rief er doch, als er ſie ſahe, aus: „O Eitelkeit, o Eitelkeit! „Einige Augenblicke nachher foderte er einen Spiegel, und ſagte, er ſehe doch nicht ſo abgemattet aus, als er ſich eingebildet habe. Da er den Oberchirurgus ſeines Regiments, Pitſch, erblickte; wollte er, daß dieſer ihm den Puls befühlen ſolle,

und fragte ihn, wie viel Zeit er wohl noch zu leben habe. Pitſch ſagte ihm, er glaube, daß er ſeinem Ende nahe ſey. „Woraus ſchließt Er das?„ fragte der König. „Aus „Ihrem Puls, Sire; erwiederte der „Chirurgus, denn der bleibt ganz zu„rück.„ Der König hob nun den Arm auf, bewegte die Hand, und ſagte: „Das iſt „nicht möglich: wenn mein Puls „ſchon zurück getreten wäre; dann „könnte ich die Finger nicht ſo, wie „ich thue, bewegen.„ Er ſetzte hinzu: „Herr Jeſu, dir lebe ich; Herr Jeſu, dir „ſterbe ich; du biſt im Leben und im Tode „mein Gewinn.„ Dies waren ſeine letzten Worte. Bald darauf fiel er wieder in Ohnmacht. Sein Leibarzt, Ellert, gab dem Kronprinzen ein Zeichen, die Königin wegzuführen, die den König während ſeiner ganzen Krankheit faſt nie verlaſſen hatte. Kaum hatte ſie das Zimmer verlaſſen ſo, ſtarb der König.

Der nunmehrige König Friedrich ging, nachdem er einige Augenblicke bey ſeiner Mutter geblieben war, auf ſein Zimmer. Er ließ

mich rufen, und ſagte mir, er habe mich aus- erſehen, um ſeinem Vater die letzte Pflicht erweiſen zu laſſen; ich wiſſe, wie der König ſein Begräbniß angeordnet habe; er ſey entſchloſſen, ſeinem letzten Willen in Allem zu folgen; doch ſey er nicht ganz geneigt, es ſo einfach zu thun, als der König es vorgeſchrieben habe, weil das Publikum, welches von dem bisweilen zwiſchen ihnen herrſchenden Misverſtändniſſe nur zu gut unterrichtet ſey, dabey aber von dem Teſtamente des Königs Nichts wiſſe, ihn vielleicht beſchuldigen könnte, daß er dem Andenken ſeines Vaters nicht die ſchuldige Achtung erweiſe; ich möchte alſo Mittel ausfindig machen, um den Wohlſtand mit den Befehlen des verſtorbenen Königs zu vereinigen. Ich ſchlug ihm vor, den Leichnam ganz auf die vom Könige anbefohlne Art zur Erde beſtatten zu laſſen, und einige Zeit hernach erſt das feyerliche Leichenbegängniß zu halten. Der König billigte meinen Vorſchlag. Zugleich ſagte er mir, in Einem Stücke müſſe er doch von ſeines Vaters Befehlen ſich entfernen; es ſey ſchlechterdings nöthig, daß er einige Tage, um vom Publi-

ko geſehen zu werden, auf Parade ausge⸗ſtellt werde.

Es wurden noch einige andere Veränderungen für nöthig geachtet. Der König wurde vom Schloſſe bis ins Grab von acht Hauptleuten getragen, und da dies bey Nacht geſchahe, ſo feuerte die Garde nicht, und das Geſchütz wurde nicht gelös't. Alles dies wurde auf den Tag des Leichenbegängniſſes aufgeſpart, welches zu Potsdam mit aller der Pracht gefeyert wurde, welche die zur Zubereitung gehabte Zeit zuließ.

Friedrich Wilhelm, deſſen Leben ich beſchreibe, war von mittelmäßiger Größe: ſeine Stirn war erhoben; ſeine Augen groß, voll Feuer und Leben, für gewöhnlich düſter und ernſt, doch auch lachend, wenn er wollte. Er hatte eine ſchöne und dem Geſichte, deſſen Umriß ganz den Regeln der Schönheit entſprach, angemeſſene Naſe. In ſeiner Jugend, und noch lange nachdem er verheirathet war; hatte er die ſchönſte Haut von der Welt gehabt; er hatte Alles gethan, um ſie zu verderben, und doch war es ihm nicht geglückt. Ehe ſein Unterleib zu dick wurde

war er vorzüglich gut gewachſen: ſeine Hände waren weiß und gut gebildet; die Finger lang und dünn. Er hatte runde Knie; Bein und Fuß waren ſehr wohl geſtaltet. Er hatte das ſchönſte Haar von der Welt gehabt, von einem ins aſchfarbige fallenden Blond: aber er hatte ſie abſchneiden laſſen, und hatte lange Zeit braune Zopfperücken getragen; in den letzten Jahren ſeines Lebens trug er aber kleine faſt weiße Perücken, die zwar ſchlecht gemacht waren, die aber, wie einem ſchönen Geſichte Alles gut ſteht, ihn doch gut kleideten. Er war, beſonders bey der Armee und auf Reiſen, unermüdet. Er aß mit großer Gierigkeit; aber in der Wahl der Speiſen war er nicht delicat. Er machte weniger aus Leckereyen, als aus ordentlichem Fleiſche, welches er ſehr ſchnell aß und, faſt ohne es zerbiſſen zu haben, verſchlang. Er trank zwar gern Wein; aber er hatte faſt ganz darauf Verzicht gethan, da ſeine Geſundheitsumſtände die ſtrengſte Enthaltſamkeit von ihm foderten. Er ſchlief wenig und unruhig; er entwarf daher oft in der Nacht die gröſten Projecte, die er in der Folge ausführte. Ob

er gleich auf ſeinen Feldzügen in Flandern und vor Stralſund Beweiſe ſeines Muths gegeben hatte; ſo liebte er doch den Krieg nicht. Man ſahe weder an ſeiner Perſon, noch an ſeinem Gefolge etwas Prachtvolles; wenn man ihn nicht gekannt hätte, man hätte ihn nicht für den König gehalten. Sein Betragen war ziemlich gemein, und er lebte mit Denen, die er kannte und ſchätzte, auf einen ſehr vertrauten Fuß. Doch durfte man ſich darauf nicht immer verlaſſen; ſeine Liebkoſungen kamen nicht immer aus dem Herzen; denn er wußte im Nothfall anders zu ſprechen, als er dachte. Er liebte in ſeiner Kleidung keinen Luxus; er trug immer die Uniform ſeines Regiments, die feſt an den Körper anſchloß, mit einem langen Degen, der in der Höhe der Hüfte befeſtigt war. Er wollte, daß ſeine Officiere ſich eben ſo tragen ſollten. Seine Geiſtesgaben waren vortreflich, und in Anſehung der innern Angelegenheiten des Staats war er ein ſehr geſchickter Regent: aber in ſeinen politiſchen Planen war er ſich nicht immer gleich genug. Er ging gern von Einem Extrem zum Andern über.

Gewöhnlich war er bis zum Uebermaaß zurück=haltend, und bey einigen Vorfällen zeigte er eine uneingeſchränkte Offenherzigkeit. Dieſe Ungleichheiten fanden ſich bey ſeinen Tugenden und bey ſeinen Fehlern. Als Sohn verdient er mehr Achtung, als er ſie als Vater und Gatte verdient. Er liebte ſeine Kinder und ſeine Gemahlin; aber dabey behandelte er ſie doch ſehr hart. Von ſeiner zarteſten Kindheit an hatte er außerordentliche Neigung zum Soldatenſtande und einen großen Abſcheu vor den Wiſſenſchaften. Dieſe Neigung und Abneigung ging am Ende ſo weit, daß er, als er zur Regierung gelangt war, wohl gewünſcht hätte, daß alle Menſchen Soldaten würden, und Niemand ſich den Wiſſenſchaften widmete. Daher kam es, daß er ſo wenig Sorgfalt auf die Erziehung ſeiner Kinder verwendete. Er verheirathete ſeine Töchter auf eine Art, die es nicht undeutlich an den Tag legte, daß er ſich um ihr Glück eben nicht be=

kümmere. Die enge Freundſchaft, in welcher er mit dem Könige Auguſt von Polen lebte, führte ihn zu Nichts, und ſein Bündniß mit dem Kaiſer, welches in ſeinem Haß gegen Frankreich und die Franzoſen ſeinen Grund hatte, war ihm weder nützlich, noch rühmlich. Er ſahe dies ſelbſt am Ende ein; aber nun war es zu ſpät. Er erhob viel mehr Geld aus ſeinen Staaten, als ſeine Vorgänger gezogen hatten; Alles um eine große Armee unterhalten zu können, und um Schätze zu ſammlen und zu vergraben. Die Ausgaben für ſeine eigene Perſon waren immer ſehr klein, und auch die Koſten zur Unterhaltung ſeines Hofſtaats waren ſehr mittelmäßig. Ein Gleiches kann man von dem ſagen, was er auf ſeine Geſandtſchaften verwendete. Doch war er eigentlich nicht geizig. Er gab oft, gab gern, gab auf eine gute Art, und vergaß, daß er gegeben hatte. Er bezahlte ſeine Soldaten, ſeine Bedienten

und ſeine Arbeiter richtig. Er nahm es nicht übel, wenn man mit ihm handelte; wenn man ihn nur nicht zu hintergehen ſuchte. Dies verurſachte, daß ſeine Staaten, wenn ſie gleich viel zu geben hatten, doch reich waren. Er erhielt ſie nicht nur; ſondern er vergrößerte ſie auch durch die Beſitznehmung der Stadt Stettin und verſchiedener anderer Ländereyen. Es wäre ihm vielleicht nicht unmöglich geweſen, auch Polniſch Preußen hinzuzufügen, wenn er ſich nach dem Tode des Königs Auguſt in die Angelegenheiten Polens hätte miſchen wollen: aber er liebte den Frieden zu ſehr und wollte Nichts wagen. Seine Laune war ſo ungleich, daß er oft der härteſte, und bisweilen der beſte Herr war. Selbſt bis auf die Religion erſtreckte ſich ſeine Unbeſtändigkeit; nur in ſeinem Haß gegen die Katholiken, die er doch aber nicht verfolgte, war er feſt. Er glaubte nicht an das alte Teſtament; aber für das neue wäre

er zum Märtyrer geworden. Sein Vorurtheil gegen das erſtere ging ſo weit, daß er dem Hofprediger Cochius verbieten ließ, es in ſeinen Predigten anzuführen.

Von Seiten ſeiner Geiſtesfähigkeiten verdient Friedrich Wilhelm unter die klügſten Fürſten gezählt zu werden. Er begriff ſehr leicht Etwas, hatte eine ſtarke Einbildungskraft und ein bewundernswürdiges Gedächtniß. In unendlich viele Dinge und Geſchäftsarten drang er ganz ohne Führer ein. Alles, was zur Regierung gehörte, mußte unter ſeinen Augen abgehandelt werden und durch ſeine Hände gehen. Seine Miniſter wagten es nicht, wie es an andern Orten üblich iſt, ſeine Unterſchrift unter irgend etwas zu ſetzen. Er unterzeichnete Alles ſelbſt, ohne ſich darin auf ſie zu verlaſſen, ſo viel Vertrauen er auch auf ihre Diſcretion und ihre Redlichkeit ſetzte. Der Befehle, die er an ſeine Diener im Civil- und Militärſtande ergehen ließ, waren

oft in Einem Tage mehrere hunderte. Die Strenge, die er bis an das Ende ſeines Lebens unausgeſetzt zeigte, verurſachte, daß ſeine Unterthanen ſeinen Verluſt nicht bedauerten. Er nahm ihre Bewunderung mit ins Grab: aber ihre Liebe erwarb er ſich nicht. Er ſtarb den 31. May 1740. Nachmittags um zwey Uhr.

Ende.

Anhang
zu den Memoiren
des
Freyherrn von Pöllnitz,
enthaltend
Berichtigungen und eine Anzeige der vor-
nehmſten Druckfehler.

Oo

Erſter Band.

Seit.	Zeil.	
1	9	Staastgeſchäfte l. Staatsgeſchäfte.
9	14	ſich muß weggeſtrichen werden.
23	15	Scheneck l. Schenck. Daß der Churprinz Fr. Wilhelm nach Stettin oder wie es eigentlich nach dem Originale heißen ſollte, nach Sedan geſchickt worden ſey; findet ſich nirgends. Er ging ſogleich nach Holland und ſtudierte in Leiden. Der Zweck ſeiner Reiſe war, wie Pufendorf im Leben Fr. Wilh. lib. XIX. §. 102. ſagt, daß er ſich im Umgange mit großen Männern ausbilden ſollte.
26	1	Dieſes Urtheil über Friedrich Wilhelms Charakter iſt offenbar zu hart, wie aus dem Folgenden ſelbſt erhellt.

Seit. Zeil.

28 4 von unten: Verlehnsherrn l. Oberlehnsherrn.

29 Der Fürſt von Radzivil wurde erſt 1654. Statthalter in Preußen.

30 6 und ſo oft es noch vorkommt: Gracht l. Kracht.

31 15 u. ff. Alles, was hier von der Gefangennehmung und dem Tode des Grafen von Schwartzenberg geſagt wird, iſt falſch. Der Herr von Pöllnitz iſt hier dem allgemeinen Gerüchte gefolgt, das ſich verbreitet hatte, und welches der Hr. Feldprediger Ouvrier im 32. und 33. Stücke der wöchentlichen Nachrichten des Hrn. O. C. R. Büſching vom J. 1777. von neuem zu behaupten ſuchte. Allein im 2ten Bande der Staatsmaterialien des Herrn Prof. Hauſen iſt S. 15. eine hiſtoriſche Nachricht von dem Gr. Adam von Schwartzenberg, und zuerſt bekannt gemachter archivaliſcher Beweis von ſeiner Todesart, mit Beylagen, befindlich. Aus derſelben ergiebt ſich, daß der Graf nach dem Tode des Churfürſten Georg Wilhelm ſich

Seit. Zeil.

beſtändig in Spandau aufgehalten habe und daß er daſelbſt nach einer kurzen Krankheit eines natürlichen Todes geſtorben ſey; wiewohl nicht geleugnet werden kann, daß ſein Fall ihm bevorſtand.

35 Der Hr. von Rochow wurde nicht in Cüſtrin enthauptet; ſondern er entflohe und lebte noch mehrere Jahre hernach.

43 10 Oſalinsky l. Oſolinsky.

44 5 von unten: Ihrer l. Ihren.

49 1 Gollnau l. Gollnow.

— 5 v. unt.: Reichenſtein l. Regenſtein.

50 5 — — Oberkammerherr l. Oberkammerherrn.

51 5 Kuzer l. kurzer.

52 7 Pudlitz l. Putlitz.

— am Rande: 1632. l. 1738.

— 12 N. v. Klitzing l. Caspar von Klitzing.

53 6 Söldern l. Söldnern.

— 16 Spaar l. Sparr.

54 Der Churfürſt behielt nicht, wie hier geſagt wird, die Armee von 25000 Mann; ſondern er dankte nach dem Frieden den gröſten Theil derſelben ab, und vermehrte die Uebrigen in der Fol=

Seit.	Zeil.	
		ge, je nachdem es die Umſtände erheiſchten.
57	2 von unten:	den l. dem. ebend. vorn, l. hinten.
65	14	Schlöſſer l. Schletzer. eben ſo S. 66. Z. 3.
74	ult.	23. Jul. l. 28. Julius.
82	4	einen l. einem.
90		in der Anmerk. Witzge l Witzga.
91		in der Anmerk. Hofburggrafen l. Oberburggrafen; Oberhofmeiſter l. Landhofmeiſter; Hofmarſchall l. Obermarſchall.
94	9	Eberhard l. Gerhard. Eben ſo in der Anmerk. Dieſer Herr von Pöllnitz war indeſſen nicht Staatsminiſter, auch nicht Generallieutenant, ſondern Generalmajor.
96	15	Holſtein-Beck l. Holſtein-Plön,
97	1	Godard l. Godhard.
101	8	Birich l. Binch.
102	13	Sophie wird weggeſtrichen, und in der folgenden Zeile ſtatt Georg Wilhelms muß es heißen Chriſtian Ludwigs.
103	20	Aufenthalr l. Aufenthalt.
10[illegible]		Nicht der Graf Nadaſti beſaß die Herrſchaft Regenſtein, ſondern der

Seit.	Zeil	
		Graf Johann Erasmus von Tettenbach, welcher Antheil an der Verſchwörung des Gr. Nadaſti hatte und am 21. November 1671. zu Wien enthauptet wurde.
111	16	Chriſtoph l. Bernhard.
113	9	Monterir l. Monterei.
—	13	Zwanzig l. achtzig.
116	10	Bournoaville l. Bournoeville, ſo oft es vorkömmt.
120	5	Voſſern l. Voſſem, ſo oft es vorkömmt.
—	6	Pompoar l. Pompone.
—	19	Retz l. Rees.
124	2	in das Fort des Pallaſtes, l. in ein Zimmer des Pallaſtes.
127	16	Warſchan l. Warſchau.
131	20	Duneval l. Dunevald de Caprara.
134	11	Prinz l. Fürſt.
—	12	Generalgouverneur l. Statthalter.
137	22	Ackenberg l. Hackenberg.
—	23	gelegen l. gelagert.
139	20	Kanoniere l. Kanonierer.
143	12	Bornholm l. Dänholm.
148	19	anf l. auf.
—	20	Waſſenſtillſtandes l. Waffenſtillſtandes.

Seit.	Zeil.	
149	1	Feldmarſchall l. General; denn Spaan wurde erſt 1690. Feldmarſchall.
152	15	ſeinen General l. den Obriſten.
—	16	Verbant l. Verband.
158	16	Fleckſieber l. Fleckfieber.
159	16	verbindet l. verband.
162	4	v. unten: Hofmarſchall l. Obermarſchall.
163		Der Churfürſt hatte um dieſe Zeit noch nicht, wie hier geſagt wird, die eventuelle Erbfolge im Fürſtenthume Oſtfrießland, ſondern erſt Churfürſt Friedrich III. erhielt die Anwartſchaft darauf im J. 1694. vom Kaiſer Leopold, welche der Kaiſer Joſeph I. 1706. und Karl VI. 1715. beſtätigten.
165	5	wnrde l. wurde.
176	6	Deuſchlands l. Deutſchlands.
177	3	den l. dem.
183	15	Erzbiſchof de la Choize l. de la Chaize; denn er war nie Erzbiſchof.
188		Der Graf d'Espence war ſchon ſeit 1668. in brandenburgiſchen Dienſten als Generalmajor zu Pferde und Obriſter der Trabantengarde, und kam alſo nicht erſt jetzt mit den Réfugiés hieher. Er war ſchon 1679. Ober=

Seit. Zeil.

ſtallmeiſter und konnte folglich nicht, wie S. 190. ſteht, nach 1684. wo er Generallieutenant wurde, dem Großvater des Verfaſſers in jener Stelle gefolgt ſeyn. S. Biographiſches Lexicon aller Helden und Militärperſonen in preuß. Dienſten, Berlin 1788. unter dieſem Namen.

191 19 Boyer l. Boyne.

192 in der Anmerk. Der Grund der Dorotheenſtadt rechter Hand der Linden bis an die Spree gehörte zu dem Vorwerke, daß die Churfürſtin Dorothea in der ſpandauer Vorſtadt hatte. Hier ließ ſie 1673. eine Vorſtadt bauen, die ſchon 1676. den Namen der neuen Dorotheenſtadt bekam, alſo nicht erſt davon, daß die Churfürſtin den erſten Baum unter den Linden pflanzte. Die erſte Anpflanzung geſchahe ſchon 1647. Dieſe Allee wurde aber bey der Befeſtigung und Ziehung des Grabens abgehauen. Beym Anbau der Dorotheenſtadt 1680. wurde die jetzige Lindenallee vom Stalle bis an die Wallgäſſe vierfach gepflanzt und damals war es, wo die

Seit.	Zeil.	
		Churfürſtin den erſten Baum pflanzte. S. Nicolai Beſchreibung von Berlin, 1. B. S. 171.
219	8	hinter noch nicht muß hinzugeſetzt werden: gnug.
222		Der Graf Friedrich von Dånhof iſt weder erſter Staatsminiſter, noch Chef des Staatsraths geweſen.
223	15	Hofmarſchall l. Oberhofmarſchall. Der Herr von Grumbkow ſtarb in Cleve, wohin er eine Reiſe gemacht hatte.
224	14	Statt Dörfling muß es heißen Derflinger. Er war nicht in Böhmen, ſondern im Lande ob der Ens in Oberöſtreich gebohren.
226		Der Feldmarſchall von Dörfling ſtarb auf ſeinem Landgute bey Berlin.
227		Von den ſechs Brüdern des Oberpråſidenten von Danckelmann waren nur Drey Staatsråthe; die übrigen Drey waren nur Pråſidenten, oder geheime Råthe.
231		Es iſt nicht völlig ausgemacht, ob das Duell zwiſchen dem Hrn. von Schöning und Hrn. von Barfus wirklich vorgefallen ſey.

Seit. Zeil.

232 zu der Anmerk. *) Dieſer Graf von Flemming war ein Vatersbruder des nachherigen ſächſiſchen Premierminiſters. Der lutheriſche Prediger, den er mitbrachte, war der berühmte Spener.

234 9 Sophie muß weggeſtrichen werden.

238 6 Heide l. Heiden. Die Truppen, die dem Kaiſer zu Hülfe nach Ungern geſchickt wurden, waren nur 8000 Mann ſtark. Auf 21000 belief ſich die Anzahl der ſämmtlichen brandenburgiſchen Truppen, die zu den Alliirten geſtoßen waren.

239 13 Kuperli l. Kiuperli.

242 4 Prinzeſſinnen l. Prinzen.

245 19 Schwiegervater l. Schwiegerſohn.

248 17 Heide l. Heiden.

— 21 durch den Ruhm l. mit dem Ruhm.

252 in der Anmerk.: 1724. l. 1728.

256 3 v. unt.: Solmeur l. Salmour.

257 in der Anmerk.: Balbi l. Balbiani. Die Umſtände von dieſer Vermählung ſind ganz unrichtig angegeben. Am 28. May 1691. fuhr der Prinz Karl Philipp mit der Gräfin und verſchiedenen andern Perſonen auf die königliche Venerie bey Turin und er-

Seit. Zeil.

klärte daſelbſt vor einem Pfarrer die Gräfin für ſeine rechtmäßige Gemahlin. Sein Stallmeiſter brach in heftige Reden gegen ihn darüber aus, ſo daß der Prinz den Degen zog. Man fuhr wieder zurück nach Turin und der Prinz vollzog noch denſelben Abend ſeine Ehe. Er gab auch den folgenden Tag dem Herzoge von Savoyen Nachricht hiervon, der ihn nun bat, zu ihm nach Fraſſinetto zu kommen, wo er ihn durch Zureden zu überzeugen ſuchen wollte. Dieſes vermied aber der Prinz unter mancherley Vorwand. Man ließ endlich auf Befehl des Herzogs das Haus des Prinzen mit einigen Corps de Garde umgeben und ſeine Bedienten erhielten Befehl, den Prinzen, wenn er ſich etwa widerſetzen ſollte, zu halten, und die Officiere von den Regimentern Savoyen und Chablais ſollten die Gräfin wegführen. Der Prinz wollte nach dem Degen greifen. Man führte ihn aber aus dem Zimmer und brachte unterdeſſen die Gräfin, die in Ohnmacht gefallen war, nach dem h. Kreuzkloſter, wo ſie von 60 Soldaten bewacht

Seit. Zeil.

wurde. Der Prinz blieb in ſeinem Zimmer. Er hatte ſich an der Schulter leicht verwundet, als er ſich hatte vertheidigen wollen. Der Herzog ging gegen Abend zu ihm und fand ihn ganz untröſtlich. Er beſtätigte ſeine Vermählung aufs Feyerlichſte. Man ſtattete hierauf Bericht davon in Rom ab und ſchrieb die Sache auch an den Churfürſten von Brandenburg. In Rom erklärte man die Ehe endlich für gültig; doch wäre noch eine päbſtliche Dispenſation nöthig, weil ſie verſchiedener Religion wären. Unterdeſſen aber ſtarb der Prinz nach einer langen Krankheit an einem hitzigen Fieber, das vom Zorn und vom Aerger über die Entführung ſeiner Gemahlin herkam. S. Nachrichten von der Vermählung zwiſchen dem Prinzen Karl von Brandenburg und Madame de Salmour, in le Brets Magazin zum Gebrauch der Kirchen- und Staatengeſchichte, Theil VII. S. 520. u. ff. Es exiſtirt eine Sammlung von franzöſiſchen Briefen der Gräfin an den Markgrafen Karl,

Seit.	Zeil.	
		im Manuſkripte, von denen ich bey einer andern Gelegenheit Einige bekannt machen werde.
260	ult.	die königliche Würde: l. den Titel: königliche Hoheit.
261	2 v. unt.:	Partland l. Portland.
262	2 — —	ſeine l. franzöſiſche.
276	9	ihn l. ihm.
277	11	Owerbeck l. Hoverbeck.
279	19	Radczajowsky l. Radcziejowsky.
287	3	v. unt. Bülau l. Bülow.
291		Daß der Herr von Colbe von Friedrich Wilhelm zum Staatsrath gemacht worden ſey; davon findet ſich nirgends eine Spur; wohl aber gab er ihm den Rathstitel.
—	20	Oberhofpoſtmeiſter l. Generalpoſtmeiſters.
302	6	Magens l. Magnus.
304		Karls XII. Armee beſtand nur aus 8000 Mann; die ruſſiſche hingegen aus 100000. Es blieben 30000 Ruſſen im Treffen und 20000 mußten ſich gefangen ergeben. Karl verlohr nur 2000 Mann an Todten und Verwundeten.
309	18	Luwig l. Ludwig.

Seit. Zeil.

317 Die Bedingungen, welche der Kaiſer dem Churfürſten machte, ſind hier ſo mangelhaft und beſonders im dritten Artikel ſo unrichtig angegeben, daß ich nicht umhin kann, ſie ſo hieher zu ſetzen, wie der gekrönte Geſchichtſchreiber ſeines Hauſes ſie ſelbſt angiebt: 1) ſollte der Churfürſt während des ſpaniſchen Erbfolgekriegs 10000 Mann Truppen auf ſeine Koſten unterhalten; 2) eine Compagnie zu Philippsburg als Beſatzung halten; 3) in allen Reichsangelegenheiten auf die Seite des Kaiſers treten; 4) die königliche Würde ſollte in Anſehung der Verbindlichkeiten ſeiner deutſchen Reichslande keine Veränderung hervorbringen; 5) er ſollte den ihm noch von Oeſtreich ſchuldigen Subſidien entſagen und endlich 6) verſprechen, ſeine Stimme zur Wahl der männlichen Erben des Kaiſers Joſeph zu geben, wofern nicht etwa wichtige und unabänderliche Gründe die Churfürſten nöthigten, einen Kaiſer aus einem andern Hauſe zu erwählen. S. Oeuvres de Frédéric II. publiés du vivant de l'auteur, Tom. I. p. 186.

Seit.	Zeil.	
324	5	von unten: Herrn l. Herren.
325	3	von unten: Bülau l. Bülow.
328		Auf der Huldigungsmedaille ſteht auf dem Avers bloß das Bruſtbild des Königs mit der Umſchrift: Fridericus Rex. Unten: Unct. Regiom. d. 18. Jan.
329	19	Man muß hierbey, ſo wie bey vielen andern Stellen in dieſen Memoiren, nicht vergeſſen, daß ſie im J. 1754. aufgeſetzt worden ſind. Bekanntlich hat die Republik Polen den Königstitel bereits im J. 1764. förmlich anerkannt. S. Recueil des Déductions, manifeſtes, déclarations etc.: rédigés par le Comte de Hertzberg. Vol. I. p. 310. wo die Declaration der Stände Polens in extenſo ſteht.
331	10	hohen muß weggeſtrichen werden.
344	5	Jakobs III. l. Jakobs II.
348	3	12000 l. 8000. Am Ende verminderte ſich dieſe Penſion bis auf 4000 Rthl.
354	1	Brihou l. Brion.
356	13	Wartenberg l. Wartensleben.
362	16	Heidekam l. Heidekamp.
363		Der Herr von Jlgen wurde ſchon im J. 1701. Staatsminiſter, und der Herr von Fuchs ſtarb erſt 1704.
372	5	Chriſtian l. Chriſtoph.

Seit.

Seit.	Zeil.	
372	12	Baan l. Bonn.
—	13	Cohorn l. Cöhorn.
374	4	von unten: Wasnar l. Wasnär.
—	2	— — Bouſleur l. Boufflers.
376	5	— — Nerwa l. Narwa.
379		unten: Die Zeichnung und das Modell zur Statue Friedrich Wilhelms des Großen hat bekanntermaaßen der berühmte Schlüter verfertigt; der Stückgießer Jakobi aber hat ſie gegoſſen.
388	12	Siebenbürgen l. Siebenbürgern.
396	2	von unten: Radzcezowsky l. Radcziejowsky.
397	11	murden l. wurden.
—	13	gemommen l. genommen.
398	4	Boſen l. Poſen.
419		Daß Karl XII. vom Reichstage zu Regensburg für einen Feind des Reichs erklärt worden ſey, iſt gänzlich ungegründet.
420	6	andern l. andere.
—	8	nach mußte ſetze hinzu: auf.
437	8	dieſelbe l. daſſelbe.
443		unten: Churbrandenburg führt im weſtphäliſchen Grafencollegium keine Stimme wegen Moeurs, ſondern bloß wegen Tecklenburg. S. Grell-

Seit. Zeil.

manns Staatskunde von Teutſchland, 1. Theil, S. 175.

448 6 v. unten: Erbeseinſetzung l. Erbens-einſetzung.

451 4 alle l. die.

478 10 konnten l. konnte.

479 3 von unten: Cohors l. Cöhorns.

480 1 Berwick l. Berri.

496 5 dem Marſchall von Biberſtein l. dem Herrn von Marſchall von Biberſtein.

498 5 Chaliſac l. Chalſac.

500 ult. Bengenheim l. Bingenheim.

506 10 Gröbnitz l. Gräveniz, und ſo oft es vorkommt.

517 2 von unten: alte ranſtädter l. altranſtädter.

518 3 v. unten: Sinjansky l. Siniawsky.

521 5 v. unten: Alexius l. Iwan.

528 2 v. unten: Forci l. Torci.

534 Das hier Erzählte gilt bloß von dem General von Tettau. Der Herr von Derſchau war ſein Adjütant. Dieſer trug mit Gefahr ſeines eignen Lebens Sorge dafür, daß der todte Körper ſeines Generals aus dem Gewühle der Schlacht herausgebracht und hernach ordentlich begraben wurde, wo-

Seit.	Zeil.	
		durch er ſich bey dem Kronprinzen in große Gunſt ſetzte, deren er auch bis zum Tode Königs Friedrich Wilhelm genoß. Er ſtarb 1742. S. Gütther Leben und Thaten Friedrichs I. S. 398. und Biograph. Lexicon u. ſ. w.
541	13	Matuoff l. Matweof, und ſo oft es vorkommt.
—	16	von Licht l. von der Lith.
547	11	Bruns l. Brünnow.
551	9	hinter und: ſetze hinzu: Stoſch,
555	16	nahme l. nahm.
556	5	an den Mayn l. am Mayn.
562	15	Pologne l. Polignac.
—	18	Duſſen l. Düſſen.
564	8	Birhuega l. Brihuega, und ſo oft es vorkommt.
566	2	Lagnosque l. Lagnasque.
574	13	Martefeld l. Mardefeld.
581	l. ult.	noch l. auch.
582	1	in Flandern l. im Hennegau.
—	9	Maſcham l. Maſham.
583	3	Civil-Militärſtellen l. Civil- und Militärſtellen.
596	3	Caſander l. Coſander.
602	3	von unten: Dormund l. Ormond, und ſo oft es vorkommt.

Seit.	Zeil.	
606	2	Chambard l. Chambord.
610	4	ſeinen Zimmern l. ſeinem Zimmer.
611	11	nach Lingen ſetze hinzu: Tecklenburg.

Zweyter Band.

Seit.	Zeil.	
18		Daß der Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau allen ſeinen Prinzen keine Lehrer gegeben habe, iſt falſch; es gilt dies bloß von dem einen Prinzen Moritz, der wirklich weder leſen noch ſchreiben konnte.
31	12	nur l. nun.
48	12	Dücker l. Ducker.
57		Die Anmerkung gehört nicht hieher; ſondern zur folgenden Seite und betrift den Herrn von Baßwitz.
63	9	1672. l. 1678.
64	20	dem l. den.
66	4	von unten: Stretzau l. Streſow.
68	12	Athefred l. Altefehre.
83	8	Wagnitz l. Wakenitz, und ſo oft es vorkommt.

Seit.	Zeil.	
113	11	Hammersleben l. Hadmersleben.
130	6	Heidekam l. Heidekamp, und ſo ſo oft es vorkommt.
134	6	hinter mißtrauiſch muß man hinzuſetzen: ſo.
150	10	hinter anmelden ſetze man hinzu: laſſen.
157	5	hinter König ſetze man hinzu: und.
160	19	Ketter l. Ketler.
161	l. ult.	Glasnap l. Glaſenap.
177	5	Platau l. Plotho.
187		Was der Verfaſſer hier von einer durch Johann Georg vorgenommenen Theilung der brandenburgiſchen Länder unter ſeine Söhne ſagt, iſt ganz falſch. Johann Georg beſaß die brandenburgiſchen Länder in Franken gar nicht und konnte alſo in ſeinem Teſtamente nicht darüber disponiren, ſondern hatte bloß darin verordnet, daß der Prinz Chriſtian die Neumark bekommen ſollte. Er ſtarb ſchon 1598. und erſt 1603. erloſch mit dem Abſterben Georg Friedrichs von Anſpach und Bareuth das brandenburgiſche Haus in Franken, worauf dieſe Fürſtenthümer dem Churfürſten Joachim

Seit Zeil.

Friedrich zufielen. Dieſer hatte indeſſen 1598. mit dem Markgrafen Georg Friedrich von der fränkiſchen Linie zu Gera im Voigtlande das Grundgeſetz des brandenburgiſchen Hauſes errichtet, wodurch die Erſtgeburt auf immer feſtgeſetzt und worin ausgemacht wurde, daß die Mark und alle künftig zu erlangende Länder nicht ſollten getheilt werden können, die fränkiſchen Fürſtenthümer ausgenommen, die unter zwey Markgrafen getheilt werden könnten. Nach dem Tode Georg Friedrichs, der auch Herzog von Jägerndorf war, verglich ſich Joachim Friedrich mit ſeinen Brüdern dahin, daß ſie den geraiſchen Vertrag annahmen, die Neumark bey der Chur ließen und Jägerndorf entſagten. Dagegen bekam nun der Markgraf Chriſtian und ſeine Deſcendenten Bareuth, Joachim Ernſt aber mit ſeinen Deſcendenten Anſpach.

188 6 Herrmann l. Erdmann.

195 3 Arſington l. Arlington.

197 11 Thunſen l. Thowſend.

Seit. Zeil.

222 1 Es iſt bekannt gnug, daß dieſe Ernennung der Katharine zur Thronerbin durch das Teſtament Peters I. nicht erweislich iſt; ſondern daß Katharine I. vielmehr bloß durch die Hülfe, die Liſt und die Entſchloſſenheit des Fürſten Menzikof den ruſſiſchen Thron nach dem Tode ihres Gemahls beſtieg.

223 2 Martefeld l. Mardefeld.

232 11 Tinch l. Finch.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pöllnitz, Karl Ludwig von, 1692-1775

Carl Ludwig Freyherrn von Pöllnitz Kammerherrn Friedrich des Zweiten, Ritters des Ordens de la Generosité, Mitgliedes der Akademie der Wissenschaften zu Berlin u.s.w. Memoiren zur Lebens- und Regierungsgeschichte der vier letzten Regenten des Preußischen Staats mit
Bd.: 2

Berlin (1791)

Bibl.Mont. 3288-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10722534-5
VD18 90034759